

FVF  
FORUM VORMÄRZ FORSCHUNG  
Jahrbuch 2006

# Jugend im Vormärz

AISTHESIS VERLAG

AV

Kuratorium:

Olaf Briese (Berlin), Erika Brokmann (Detmold), Birgit Bublies-Godau (Bochum), Claude Conter (München), Norbert Otto Eke (Paderborn), Jürgen Fohrmann (Bonn), Martin Friedrich (Wien), Bernd Füllner (Düsseldorf), Detlev Kopp (Bielefeld), Rainer Kolk (Bonn), Hans-Martin Kruckis (Bielefeld), Christian Liedtke (Düsseldorf), Harro Müller (New York), Maria Pörrmann (Köln), Rainer Rosenberg (Berlin), Peter Stein (Lüneburg), Florian Vaßen (Hannover), Michael Vogt (Bielefeld), Fritz Wahrenburg (Paderborn), Renate Werner (Münster)

FVF  
FORUM VORMÄRZ FORSCHUNG

Jahrbuch 2006  
12. Jahrgang

# Jugend im Vormärz

herausgegeben von

Rainer Kolk

AISTHESIS VERLAG

Das FVF im Internet: [www.vormaerz.de](http://www.vormaerz.de)

Bibliographische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Das FVF ist vom Finanzamt Bielefeld nach § 5 Abs. 1 mit Steuer-Nr. 305/0071/1500 als gemeinnützig anerkannt. Spenden sind steuerlich absetzbar.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge müssen nicht mit der Meinung der Redaktion übereinstimmen.

Redaktion: Detlev Kopp

© Aisthesis Verlag Bielefeld 2007  
Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld  
Satz: Germano Wallmann, [www.geisterwort.de](http://www.geisterwort.de)  
Druck: docupoint GmbH, Magdeburg  
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-89528-611-7  
[www.aisthesis.de](http://www.aisthesis.de)

# Inhalt

## I. Schwerpunktthema: Jugend im Vormärz

*Rainer Kolke (Bonn)*

Die Jugend der Moderne ..... 11

*Carola Groppe*

Jugend im Vormärz. Eine Fallstudie  
aus dem Wirtschaftsbürgertum im Bergischen Land ..... 25

*Stefan Ruppert (Frankfurt/M.)*

Jugend im Vormärz: Zur Formierung einer Lebensphase  
aus rechtshistorischer Sicht ..... 49

*Frank Mehring (Berlin)*

„Sterben! was heißt das?“ Der jugendliche Freitod  
im politischen Vormärz ..... 65

*Wolfgang Beutin (Bremen)*

Jugend in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts  
anhand von Künstlerautobiographien ..... 89

*Hans-Martin Kruckis (Bielefeld)*

Im Vormärz nichts Neues. Textauswahl zum Thema „Jugend“  
in Biographien aus der Mitte des 19. Jahrhunderts ..... 137

*Rüdiger Steinlein (Berlin)*

„Jünglinge“ zwischen „Jungen Leiden“, Bewährung, Erfüllung  
und Resignation. Inszenierungen männlicher Adoleszenz  
in der deutschen Literatur der 1820er bis 1840er Jahre  
(Heine – Büchner – Laube – Stifter) ..... 163

*Sikander Singh (Düsseldorf und Weimar)*

Sinnbilder des Stillstandes im Zeitalter der Bewegung.  
Über die verfehlte Jugend in Prosaerzählungen  
Immermanns, Stifters und Grillparzers ..... 191

<i>Nicolas Pethes (Hagen)</i> „Ein Kind der Epoche“. Der Abschied vom Ideal jueniler Ursprünglichkeit in Findlingserzählungen von Marheinecke, Stifter und Gutzkow .....	213
---	-----

## II. Rezensionen

Georg Herwegh: Werke und Briefe. Kritische und kommentierte Gesamtausgabe. Hg. von Ingrid Pepperle in Verbindung mit Heinz Pepperle, Norbert Rothe und Hendrik Stein. Band 1: Gedichte 1835-1848. Bearbeitet von Volker Giel ( <i>von Bernhard Walcher</i> ) .....	235
--	-----

Jeffrey L. Sammons: Heinrich Heine: „Ludwig Börne. A memorial“ ( <i>von Inge Rippmann</i> ) ....	239
---	-----

Inge Rippmann: „Freiheit ist das Schönste und Höchste in Leben und Kunst“. Ludwig Börne zwischen Literatur und Politik ( <i>von Rüdiger Scholz</i> ) ....	241
---	-----

Udo Roth: Georg Büchners naturwissenschaftliche Schriften. Ein Beitrag zur Geschichte der Wissenschaften vom Lebendigen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ( <i>von Oliver Ruf</i> ) .....	246
--	-----

Sabine Dissel: Das Prinzip des Gegenentwurfs bei Georg Büchner. Von der Quellenmontage zur poetologischen Reflexion ( <i>von Oliver Ruf</i> ) .....	249
---	-----

Thomas Synofzik: Heinrich Heine – Robert Schumann. Musik und Ironie ( <i>von Guntram Ziörn</i> ) .....	253
--	-----

Christian Liedtke (Hg.): Heinrich Heine im Porträt. Wie die Künstler seiner Zeit ihn sahen ( <i>von Joachim Bark</i> ) .....	256
--	-----

Institut für deutsche Literatur der Humboldt-Universität zu Berlin unter Mitarbeit von Heidrun Markert (Hg.): „lasst uns, da es uns vergönnt ist, vernünftig seyn! –“ Ludwig Tieck (1773-1853) (von <i>Anne-Rose Meyer</i> ) .....	260
Detlef Kremer (Hg.): Die Prosa Ludwig Tiecks (von <i>Jeffrey L. Sammons</i> ) .....	265
Gabriele von Glasenapp, Hans Otto Horch: Ghettoliteratur. Eine Dokumentation zur deutsch-jüdischen Literaturgeschichte des 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Teil I: Rezeptionsdokumente (1), Rezeptionsdokumente (2), Teil II: Autoren und Werke der Ghettoliteratur. Hg. von Hans Otto Horch in Verbindung mit Alfred Bodenheimer, Mark H. Gelber und Jakob Hessing (von <i>Roland Berbig</i> ) .....	269
Lothar Schneider: Realistische Literaturpolitik und naturalistische Kritik. Über die Situierung der Literatur in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und die Vorgeschichte der Moderne (von <i>Bernhard Walcher</i> ) .....	272
Irina Hundt (Hg.): Vom Salon zur Barrikade. Frauen der Heinezeit. und Jessica Kewitz (Hg.): „Kommen Sie, wir wollen ’mal Hausmutterles spielen.“ Der Briefwechsel zwischen den Schriftstellerinnen Therese Huber (1764-1829) und Helmina von Chézy (1783-1856) (von <i>Ulrike Stamm</i> ) .....	278
Therese von Bacheracht: „Heute werde ich Absonderliches sehen“. Briefe aus Java 1850-1852. Hg. von Renate Sternagel (von <i>Gabriele Schneider</i> ) .....	282
Martin Friedrich: Kirche im gesellschaftlichen Umbruch. Das 19. Jahrhundert (von <i>Olaf Briese</i> ) .....	285



Ansgar Reiß: Radikalismus und Exil. Gustav Struve und die Demokratie in Deutschland und Amerika ( <i>von Wilfried Sauter</i> ) .....	288
--	-----

### **III. Mitteilungen**

Personalien .....	295
Tätigkeitsbericht 2005/06 .....	297
Begründung für den Antrag, Frau Erika Brokmann zum Ehrenmitglied zu ernennen .....	301
Tagungsankündigung / Aufruf zur Mitarbeit: Übersetzen im Vormärz. Erkundungen eines untergangenen Kontinents .....	303

I.  
Schwerpunktthema:

Jugend  
im Vormärz



Rainer Kolk (Bonn)

## Die Jugend der Moderne

Jugend und Jugendlichkeit sind am Beginn des 21. Jahrhunderts selbstverständliche Bezugsgrößen kultureller Debatten. Ob es um die Einschätzungen demographischer Entwicklungen oder die Postulate eines mobilen, allseitig flexibilisierten Bewohners der globalisierten Welt geht, es finden sich die geläufigen Attribute jugendlichen Lebensstils: Ungebundenheit, Misstrauen gegen Konventionelles und Veraltetes, Autoritäten zumal, Offenheit gegenüber der Zukunft, gegenüber alternativen Lebensmodellen etwa. Auffällig, gelegentlich penetrant ist die Selbstverständlichkeit, mit der die derart stereotypisierte Jugendlichkeit zum Maßstab der allein noch zeitgemäßen Existenz stilisiert wird. Es kommt hinzu, dass traditionelle Grenzziehungen und Zäsuren fragil werden; zwischen Jugend und Kindheit, zwischen biologisch definierter Jugend und Jugendlichkeit als Habitus eröffnen sich Übergänge und Grauzonen, ebendieses ‚Zwischen‘ ist prekär für Erzieher, Werbestrategen, Jugendforscher. Altersphasen sind soziale Konstruktionen und damit in historisch variable Kontexte eingebettet.<sup>1</sup>

Das vorliegende Jahrbuch 2006 geht in seinem Schwerpunkt der Genese und markanten Ausprägungen des modernen Jugend-Konzepts in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nach. Bereits die Rede vom „Jungen Deutschland“, nicht selten als Epochenbegriff für die Jahre zwischen 1830 und 1848 verwendet, enthält jene Ambivalenz, die dem Thema und seinen bisweilen diffusen Konnotationen Aufmerksamkeit sichert: Der Aufbruch zu neuen (politischen, sozialen, künstlerischen) Ufern ist angesprochen, aber nicht wenige Zeitgenossen meinen auch Infragestellung bewährter Werte und Deutungsmuster. Diese charakteristischen Mehrdeutigkeit soll zunächst skizziert werden.

---

<sup>1</sup> Eine Übersicht bietet: *Coolhunters. Jugendkulturen zwischen Medien und Markt*. Hg. Klaus Neumann-Braun/Birgit Richard. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 2005, bes. die Beiträge von Gabriele Klein zur sozialen Konstruiertheit von Jugend und von Jürgen Zinnecker zu empirischen Befunden.

## Werther und weiter. Jugend als Problem des 18. Jahrhunderts

Die literarische Rede über Jugend und Jugendlichkeit hat einen doppelten Beginn. Goethes Ruhm als europäischer Autor gründet in einem Buch, das schon im Titel eine signifikante Spezifizierung ankündigt: Um die „Leiden“ des „jungen“ Werther eben handelt es sich. Nimmt man dieses Attribut ernst, dann wird man den Protagonisten des Textes nicht umstandslos als den Duodezadel und seine bornierten Konventionen in emanzipatorischer Absicht kritisierendes bürgerliches Subjekt begreifen dürfen, wie es sozialgeschichtlich orientierte Untersuchungen nahe legen.<sup>2</sup> Vielmehr muss sich das Interesse auf die signalisierte Generationenproblematik richten: Werther agiert ‚zwischen‘ den Erwartungen der Erwachsenengesellschaft und Jugendstatus, und um dieses prekäre ‚Zwischen‘ geht es auch schon im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts. Seine explizite Thematisierung erklärt ‚Jugend‘ als literaturfähig.

### I.

Es ist kein Zufall, dass ein literarischer Text die vielfältigen Diskussionen der Aufklärer irritiert. Ein Jahrzehnt vor Goethes Skandaltext fixiert Rousseaus *Émile* jene Ambivalenz der Jugendphase, die sich als Axiom der wissenschaftlichen wie literarischen Rede über sie bis ins 21. Jahrhundert halten wird. Und er tut dies in narrativer Form, kulturelles Wissen über die Objekte der nachmaligen erziehungswissenschaftlichen Gegenstände, aber auch Visionen, Hoffnungen, Ängste – sie liegen in ‚Geschichten‘ vor, nicht als disziplinäre Diskurse, in fachterminologisch geprägten Abhandlungen, die nicht mit der Belletristik verwechselt werden wollen. Gegen die aufklärerische Hoffnung von der Allmacht erzieherischer Einwirkung innerhalb der bestehenden gesellschaftlichen und familiären Strukturen setzt Rousseau das Szenario der bis ins Mark verdorbenen Zustände. Soziale Differenzierung äußere sich in wachsender Arbeitsteiligkeit, Konkurrenzneid, Ungleichheit und gegenseitiger Missgunst der Bürger. Ideelle und soziale Traditionen seien in Auflösung begriffen, Tugenden als Garanten sozialer Harmonie verlören ihr Ansehen. Solche markanten Sätze haben Rousseau, der bekanntlich mehrfach den Aufent-

<sup>2</sup> Über biographische Details und die Entstehungsgeschichte sowie die ältere Forschung unterrichtet Horst Flaschka. *Goethes Werther*. Werkkontextuelle Deskription und Analyse. München: Fink, 1987.

haltsort wechseln musste, nicht nur Freunde gemacht. Wichtig ist, dass die Tendenz solcher Urteile in die Konzeption seiner Erziehungsvorstellungen eingeht: Rousseau begründet die Tradition der Verbindung von Kulturkritik und Reformpädagogik. Jede ‚moderne‘ Pädagogik ist Reformpädagogik.<sup>3</sup> Sie muss das sein, weil sich eine Pädagogik, die sich zum Anwalt des zu Erziehenden macht, nie mit dem Erreichten zufrieden geben kann, sie ist immer unabschließbares Projekt, sie braucht geradezu Defizite, an denen sie sich positiv abarbeiten kann. Und diese Defizite, das ist schon bei Rousseau zu sehen, werden einem stark kritikwürdigen, verbesserungsbedürftigen Zustand der je gegenwärtigen Kultur zugeschrieben; in den Debatten um 1900 wird die Reformpädagogik gegen die mechanische Lernschule im Kaiserreich polemisieren, zugleich aber Sexualfeindschaft, materialistische Gesinnung und Obrigkeitsdenken der Zeitgenossen anprangern.

Auch für die Geschichte der Erziehung in Deutschland ist Rousseaus *Émile* 1762 eine Zäsur.<sup>4</sup> Der erste Absatz nach dem Vorwort lautet:

Alles ist gut, wie es aus den Händen des Schöpfers kommt; alles entartet unter den Händen des Menschen. Der Mensch zwingt ein Land, die Erzeugnisse eines anderen hervorzubringen, einen Baum, die Früchte eines anderen zu tragen. Er vermengt und vertauscht das Wetter, die Elemente und die Jahreszeiten. Er verstümmelt seinen Hund, sein Pferd, seine Sklaven. Alles dreht er um, alles entstellt er. Er liebt die Mißgeburt, die Ungeheuer. Nichts will er haben, wie es die Natur gemacht hat, selbst den Menschen nicht. Man muß ihn, wie ein Schulpferd, für ihn dressieren; man muß ihn nach seiner Absicht stutzen wie einen Baum seines Gartens.<sup>5</sup>

Hier geht es nicht mehr um Details, um Reformen, um Diskussionsanregungen, hier geht es ums Ganze; Rousseau spricht über den Menschen

<sup>3</sup> Vgl. Jürgen Oelkers. *Reformpädagogik. Eine Dogmengeschichte*. 3. Aufl. Weinheim: Juventa, 1996. S. 15f.

<sup>4</sup> Vgl. allgemein: *Rousseau in Deutschland. Neue Beiträge zur Erforschung seiner Rezeption*. Hg. Herbert Jaumann. Berlin, New York: de Gruyter, 1995, bes. die Einleitung des Herausgebers: „Rousseau in Deutschland. Forschungsgeschichte und Perspektiven“ (S. 1-22) und den Beitrag v. Wilhelm Vosskamp: „Un livre Paradoxal“ J.-J. Rousseaus ‚Émile‘ in der deutschen Diskussion um 1800“ (S. 101-113).

<sup>5</sup> Jean-Jaques Rousseau: *Emil oder Über die Erziehung*. Vollständige Ausgabe. In neuer deutscher Fassung besorgt v. Ludwig Schmidts. 3. Aufl. Paderborn: Schöningh, 1975 (UTB, Bd. 115). S. 9.

schlechthin, seinen gegenwärtigen Zustand der Verderbnis. Diesem Gestus der Kompromisslosigkeit wird sich Werther verpflichtet fühlen, wird den missliebigen Baumfäller im mit Lotte besuchten Pfarrhof mit Mord bedrohen; noch die jungen Wilden des Rock in den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts werden den Tod dem Leben im Mief der Wohlstandsgesellschaft vorziehen: „hope I die before I get old“, so Pete Townshend von „The Who“. Die unbedingte und riskante Existenz verachtet die unwürdige Gegenwart.

Der Mensch ist nach Rousseau von Natur aus gut, degeneriert aber unter den Händen des Menschen – jedenfalls unter den bislang herrschenden Bedingungen. Wenn man einen Menschen nicht für sich, sondern für andere, gleichsam fremdbestimmt, erziehe, dann sei Übereinstimmung mit der Natur nicht möglich. Erziehung zum Bürger und Erziehung zum Menschen schließen sich aus. Das ist nichts weniger als ein Frontalangriff auf die geläufigen Programme der aufgeklärten Zeitgenossen. Rousseau stellt eine grundsätzliche Diskrepanz her von Natur und Gesellschaft, von Mensch und Bürger, von privater/individueller und allgemeiner/gesellschaftlicher Glückseligkeit.<sup>6</sup> Die heftigen Reaktionen, die solche Passagen unter den Zeitgenossen hervorgerufen haben, verdanken sich auch der Rhetorik Rousseaus, der keine versöhnlichen Töne anschlägt, sondern strikt dichotomisiert: entweder Mensch oder Bürger. Da ist keine diskursive Verständigung möglich, da sollen keine anderen Vorschläge mehr zu Gehör gebracht werden, da ist nicht mehr von Eingliederung in bestehende Gemeinwesen die Rede. Schon den Prinzipien aufklärerischer Rede wird eine Absage erteilt.<sup>7</sup>

Diese Einleitung des *Émile* ist mithin „von größter ideenpolitischer Bedeutung“, denn unter dem Titel „Natur“ stellt Rousseau seine zentrale Abweichung vor: „Man kann nicht *zugleich* den Menschen *und* den Bürger erziehen, oder genauer: Man kann das Kind [oder später den Jugendlichen, RK] nicht *zugleich* gemäß seiner Natur zum Menschen werden lassen *und* aus ihm einen Bürger machen, der die gesellschaftlichen Normen erfüllt und dabei immer nur partikular“, eingeschränkt leben kann.<sup>8</sup> Die Gesellschaft beschneidet notwendig und zu allen Zeiten die Natur des Kindes,

<sup>6</sup> Dazu Vosskamp, „Un livre Paradoxal“ (wie Anm. 4). S. 104.

<sup>7</sup> Vgl. Jaumann, „Rousseau in Deutschland“ (wie Anm. 4). S. 19: Das dialogische Sich-Einlassen wird als aussichtslos betrachtet.

<sup>8</sup> Vgl. Jürgen Oelkers: *Die grosse Aspiration. Zur Herausbildung der Erziehungswissenschaft im 19. Jahrhundert*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1989. S. 18ff.; dort auch die folgenden Zitate.

weil sie Bürger braucht und nicht Menschen heranbildet. „Mit anderen Worten, die Gesellschaft sorgt für die Entfremdung des Menschen von seiner Natur, weil und soweit die Erziehung dem Bürger und nur ihm gilt.“

Entscheidend für dieses Argument ist nun allerdings die Prämisse: Die Natur des Menschen ist gut, ist nicht moralisch indifferent wie die äußere Natur, sondern ermöglicht das Gute, weil sie selbst gut ist; sie ist darin nicht von der Moralerziehung abhängig, dem prominenten Thema der Aufklärung, durchaus ja in Übereinstimmung mit der christlichen Lehre von der Erbsünde. Rousseau dagegen unterstellt, dass das Gute dem Menschen nicht von außen beigebracht werden muss. Seine Natur ist gut, sofern ihre Kräfte angemessen zur Geltung gebracht werden. Es kämpft so immer ein „Potential des Guten“ im Menschen mit der schlechten, moralisch verdorbenen Gesellschaft. Rousseau erhebt deshalb die „paradoxe Forderung, das Kind auf die Gesellschaft vorzubereiten, ohne es ihr auszusetzen.“ Man könne nicht „in einer verdorbenen Welt das Gute heranbilden, sondern man würde die natürliche Anlage zum Guten zerstören, führte man das Kind vor der Zeit an die Gesellschaft heran.“ Das Kind soll seiner Ansicht nach erst dann mit der gesellschaftlichen Moral konfrontiert werden, wenn es seine eigenen, natürlichen Kräfte stabilisiert hat.<sup>9</sup> Damit wird Kindheit und Jugend ein neuer Inhalt zugesprochen: Sie werden nicht mehr in Beziehung zu einem historisch gewordenen Zustand der Gesellschaft gesetzt, existierende Sittlichkeit kann keine Vorbilder mehr liefern. Wo Gellert noch annahm, der Heranwachsende sei an der Hand des erfahrenen Mitmenschen am besten aufgehoben<sup>10</sup>, da dramatisiert Rousseau den Schritt in die Welt. Erzieher darf keiner der alten Hofmeister sein, die bestehende Gesellschaft repräsentieren, um ihre Normen zu vermitteln.

Notwendig wird also ein Schutzraum. Rousseau lässt seinen Zögling Emil deshalb isoliert von den Erwachsenen mit einem Mentor, einem Erzieher, aufwachsen. Seine einzige Aufgabe besteht darin, für das Wohl des jungen Menschen zu sorgen, der durch die Gesellschaft gefährdet ist, zu der auch die mit vielfältigen gesellschaftlichen Pflichten ausgestatteten Eltern gehören; sie gelten Rousseau als stärkste Elemente des Gesell-

<sup>9</sup> Alle Zitate Oelkers. *Aspiration* (wie Anm. 8), S. 20f.

<sup>10</sup> Vgl. hierzu, immer noch einschlägig, Walter Hornstein: *Vom „jungen Herrn“ zum „hoffnungsvollen Jüngling“*. *Wandlungen des Jugendlebens im 18. Jahrhundert*. Heidelberg: Quelle&Meyer, 1965. S. 73ff., 102ff.



schaftlichen.<sup>11</sup> Der Erzieher vermittelt nicht anerkannte Wahrheiten, sondern will Emil zur Reflexion anleiten, zur Prüfung der Tradition, er will – gut aufklärerisch – zur Eigentätigkeit der Vernunft verhelfen, Wahrheit soll selbst gefunden, nicht übernommen werden. Damit bereitet Rousseau das Auftreten von Jugendgenerationen vor, die auf Distinktion setzen, die sich auf einen neuen Lebensstil verpflichten und seine Imperative gegen die insinuierte Erstarrung der Elterngeneration durchsetzen wollen, beispielsweise im Sturm und Drang.<sup>12</sup> Kein Wunder, dass sich professionelle Pädagogen des 19. und 20. Jahrhunderts gern auf Rousseau berufen werden. Die Radikalität späterer Darstellungen des Jugendlichen wird es ausmachen, dass dann auch der erwachsene Mentor noch verloren geht, an seine Stelle tritt der gleichaltrige Freund.

Die Jugendphase sieht Rousseau, anders als die Tradition erzieherischen Denkens im 18. Jahrhundert, nicht als noch defizitäres Erwachsensein, sondern als Krise, als größte Zäsur des Menschenlebens. Gefährdungen von außen, durch die Verlockungen der Gesellschaft, entsprechen solche des Innenlebens, zumal durch die Sexualität. Die auf Emotionen gründende Ehe, die Intimisierung intrafamiliärer Kommunikation und die Akzentuierung der Individualitäten von Eltern und Kindern deuten sich an: Familie wird als Gegenwelt zum feindlichen Außen denkbar. Als Ort der Privatheit kann sie Schutzraum werden und Aufgaben der Regeneration zugewiesen bekommen. Und mit dieser Funktionsbestimmung verbunden ist die Formierung von Geschlechtscharakteren: Muss der Mann ins feindliche Draußen, um die materiellen Grundlagen der Familie zu erhalten, so entfaltet die Frau, ihrer ‚natürlichen Bestimmung‘ gemäß, Wirkung nach innen.

Die Merkmale, mit denen Rousseau die Jugendphase ausstattet, können bis in die Gegenwart als *normatives* Fundament für die europäische Reflexion auf Jugend gelten, werden zumal in der wissenschaftlichen (sozialisationstheoretischen, sozialpsychologischen, psychohistorischen) Expertise dominant<sup>13</sup>:

<sup>11</sup> Vgl. ebd. S. 103.

<sup>12</sup> Vgl. ebd. S. 127. Ausführlich im Blick auf die Protagonisten literarischer Texte Richard Quabius. *Generationenverhältnisse im Sturm und Drang*. Köln, Wien: Böhlau 1976 (Literatur und Leben. NF, Bd. 17).

<sup>13</sup> Vgl. die folgende Zusammenfassung bei Jürgen Zinnecker. „Jugend der Gegenwart – Beginn oder Ende einer historischen Epoche?“ *Neue Widersprüche. Jugendliche in den 80er Jahren*. Hg. Dieter Baacke/Wilhelm Heitmeyer. Weinheim, München: Juventa, 1985. S. 24-45, hier S. 27ff.

Zunächst einmal wird Jugend aus der pragmatischen Abfolge der Generationen herausgenommen und positiv akzentuiert. Jugend avanciert zum emphatischen Begriff, an den sich kulturkritische und geschichtsphilosophische Hoffnungen anlagern. Die Jugendphase wird damit gegen soziale Verortung indifferent konzipiert, stand-, schicht- oder klassenbezogene Konzeptionen sind obsolet, mindestens von sekundärer Bedeutung. Jugend ist damit als pädagogische Provinz eingerichtet, auf ein eigenes Erziehungsmilieu ausgerichtet. Die „zweite Geburt“, wie Rousseau formuliert, anzuleiten, wird zum Gegenstand wissenschaftlicher Reflexion und zum Metier professioneller Eliten, die sich nicht als Mittler gesellschaftlicher Imperative verstehen, sondern als Anwalt des Zöglings. Jugend gewinnt somit den Charakter eines Moratoriums, einer Phase der von Rollenzumutungen möglichst entlasteten Selbstfindung. Noch Erik Erikson und Margret Mead werden die Stabilisierung von Identität mit diesem Aufschub, mit einem Stadium psychosozialer Experimente, korrelieren. Schließlich wird Jugend als Entwicklungsprozess gesehen, der krisenhaften Charakter zeigt. Körperliche und sexuelle Reifung gehen einher mit Orientierungsproblemen; nicht ihr Ausbleiben verweist auf eine stabile psychische Disposition, sondern der reflektierte Umgang mit ihnen und die Fähigkeit zu distanzierter Selbstbeobachtung.

Bezeichnet sind damit epochale Trends: Diese Emphasisierung der Jugendkonzeption darf mit den realhistorischen Bedingungen von Aufwachsen und Lernen bis weit ins 20. Jahrhundert hinein nicht verwechselt werden. Das verweist darauf, dass die literarischen Thematisierungen von Jugend nicht umstandslos als sozialhistorische Quellen missverstanden werden sollten: Sie sind Konstruktionen, kulturelle Deutungsmuster. Das ‚Sprechen für alle‘ ist Element einer rhetorischen Strategie, mit der Positionen in Kunst und kulturellen Debatten markiert werden

## II.

„Wie froh bin ich, dass ich weg bin! Bester Freund, was ist das Herz des Menschen! Dich zu verlassen, den ich so liebe, von dem ich unzertrennlich war, und froh zu sein! Ich weiß, du verzeihst mir’s.“<sup>14</sup> Der andere

---

<sup>14</sup> Zitate nach der ersten Fassung von 1774 in der Berliner Ausgabe: Goethe. Poetische Werke. Romane und Erzählungen I: *Die Leiden des jungen Werther. Wilhelm Meisters theatralische Sendung*. Berlin: Aufbau 1976. S. 7.

Beginn der modernen Rede über Jugend führt sich über Distanz ein: zur vom Geschäft bestimmten Stadt, in der die Mutter den Bericht über finanzielle Querelen erwartet, zur Welt der bornierten Ästhetikkenner, die nichts von wahrer Kunst, und der ‚braven‘ Ehemänner, die nichts von wahrer Liebe wissen. Sie tritt in doppelter Form auf: als existentiell bedeutsame Liebe zu Lotte, aber eben auch als Freundschaft, die alles versteht, alles verzeiht – ein Motiv, das im Adoleszenzroman um 1900 die Distanzierungsversuche jugendlicher Protagonisten begleitet, gelegentlich erst ermöglicht. Schon im literarischen Sturm und Drang, etwa in den Postulaten der Göttinger Hainbündler, wird beschworen, was den professionellen Jugendbeobachtern des 20. Jahrhunderts als ein zentrales Charakteristikum jugendlicher Lebenswelten gelten wird: die Bedeutung von Gleichaltrigen, von peer-groups, für Lebensstile, die sich auf die Wertordnung der Erwachsenen beziehen, um durch ihre Negation Unterschiede markieren zu können. Nur ist Werthers emphatisches Bekenntnis zur Freundschaft mit dem Adressaten seiner Briefe für den Leser des Briefromans bloß rhetorisch präsent, Behauptung des Sprechenden, bleibt narrativ unbestätigt. Von den Konventionen des europäischen Briefromans als einer dialogischen (Selbst-)Verständigung unter Abwesenden, die in der brieflichen Aussprache Anwesenheit simulieren, setzen sich die Monologe Werthers ab – ungeachtet seiner immer wieder geäußerten Hoffnung auf ‚echte‘ Kommunikation jenseits gesellschaftlicher Disziplinierung bleibt der Leser allein Beobachter der Asozialität Werthers: „O mir war das Herz so voll – Und wir gingen auseinander, ohne einander verstanden zu haben. Wie denn auf dieser Welt keiner leicht den andern versteht.“<sup>15</sup> Schon die Form des Textes verweist so auf jene narzisstische Disposition<sup>16</sup>, die seine oft beschriebene Radikalität ambivalent erscheinen lässt. Zum einen meint sie die Absage an die zeitgenössischen Normen des Umgangs mit Sexualität, an die Konventionen für Geselligkeit und pädagogisch reflektierten Umgang mit Kindern; die Geschwister Lottes bieten Werther jene ‚Natürlichkeit‘, die er als Kennzeichen wahren Menschseins bei den „dogmatische[n] Drahtpuppe[n]“ vom Schläge des Dorfmedikus vermisst:

<sup>15</sup> Goethe. *Werther*. S. 51.

<sup>16</sup> Vgl. Reinhart Meyer-Kalkus: „Werthers Krankheit zum Tode. Pathologie und Familie in der Empfindsamkeit“. *Urszenen. Literaturwissenschaft als Diskursanalyse und Diskurskritik*. Hg. Friedrich A. Kittler/Horst Turk. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1977. S. 76-138, hier S. 90ff.

Ja, lieber Wilhelm, meinem Herzen sind die Kinder am nächsten auf der Erde. Wenn ich so zusehe und in dem kleinen Dinge die Keime aller Tugenden aller Kräfte sehe, [...] alles so unverdorben, so ganz! Immer, immer wiederhol ich die goldenen Worte des Lehrers der Menschen: Wenn ihr nicht werdet wie eines von diesen!<sup>17</sup>

Solche Bekenntnisse implizieren Kritik an aufklärerischer Erziehungsexpertise ebenso wie eine regressive Tendenz, die Werther selbst mit Affinität zum Status des Kindes, seiner unterstellten ‚Ganzheit‘ anstelle der ubiquitären ‚Zerrissenheit‘<sup>18</sup>, und nicht in der kulturell erwünschten Rolle des zukünftigen Familienvaters zeigt.<sup>19</sup> Sie wird eingenommen vom Rivalen Albert, dem Gegenbild zum Protagonisten: beruflich engagiert, mütterlich in Gesellschaft, nicht in jener ständigen Selbstreflexion auf eigene Befindlichkeit gefangen, die zwischen Genieanspruch und suizidaler Anfälligkeit oszilliert: „Und so taumele ich beängstet! [...] Ich hab keine Vorstellungskraft, kein Gefühl an der Natur, und die Bücher speien mich alle an. Wenn wir uns selbst fehlen, fehlt uns doch alles.“<sup>20</sup>

Werthers Oppositionen, die „Bücher“ als bloß papierner Ballast stehen gegen die nachmals so bezeichneten ‚Kultautoren‘ wie Klopstock und Ossian als Elemente einer Lebensform, der Rekurs aufs eigene „Herz“<sup>21</sup> gegen die Bornierungen der Vernunft, die unbedingte Liebe gegen die kalkulierte Verheiratung, gehören zu einer „Provokationssemantik“, die ihre Leitdifferenz in der „hochdramatisierte[n] Unterscheidung

<sup>17</sup> Goethe. *Werther*. S. 30.

<sup>18</sup> Vgl. zu dieser Opposition Rüdiger Steinlein: „Die Kindheit ist der Augenblick Gottes“. Faszinationsgeschichte der Kindheit um 1800 als kulturwissenschaftlicher Diskurs. *Kulturwissenschaft – Cultural Studies. Beiträge zu einem umstrittenen literaturwissenschaftlichen Paradigma*. Hg. Peter-Uwe Hohendahl/R.S. Berlin: Akademie, 2001. S. 115-131.

<sup>19</sup> Vgl. Stephan K. Schindler: *Das Subjekt als Kind. Die Erfindung der Kindheit im Roman des 18. Jahrhunderts*. Berlin: Erich Schmidt, 1994 (Philologische Studien und Quellen, H. 130). S. 193-225; Meike Sophia Baader: *Die romantische Idee des Kindes und der Kindheit. Auf der Suche nach der verlorenen Unschuld*. Neuwied: Luchterhand, 1996. S. 52-60; Peter Eikenloff: „Der verlassene Sohn. Generationenkonflikt und Bindungsverluste in den *Leiden des jungen Werthers* (1774)“. *Wirrendes Wort* H. 2 (2003), S. 181-199.

<sup>20</sup> Goethe. *Werther*. S. 54.

<sup>21</sup> Vgl. Goethe. *Werther* S. 10: „braust dieses Herz doch genug aus sich selbst“, S. 76: „Ach was ich weiß, kann jeder wissen. – Mein Herz hab ich allein.“

von Individualität und Gesellschaft“ hat.<sup>22</sup> Die irritierten Reaktionen vieler Zeitgenossen wie die enthusiastische Aufnahme in einer jüngeren Leserschaft („Wertherfieber“) zeigen, dass Goethes Text die Konventionen literarischer Kommunikation verletzt, zumal in den Passagen über Selbstzerstörung als Freiheitsmoment und die Unmöglichkeit authentischen Lebens und Liebens innerhalb der bestehenden Gesellschaft nicht jene moraldidaktischen Rücksichten kennt, die dem aufgeklärten Kunstverständnis – und der zeitgenössischen Pädagogik – unabdingbar waren.<sup>23</sup>

Als „Sinnbild der ersten *literarisch vermittelten* Jugendbewegung“<sup>24</sup> und „Modelltext“<sup>25</sup> der Adoleszenzliteratur kann dieser Text gelten, weil seine dichotomische Struktur der des Generationenkonflikts zu gleichen scheint. Werthers Oppositionen entsprechen denen zwischen ‚alt‘ und ‚jung‘, Vergangenheitem und Gegenwärtigem/Zukünftigem, die sich mit der Operationalisierung durch liberal-progressive Autoren des Vormärz als Begleitsemantik für die Dynamisierung des Gesellschaftlichen als eines historisch Variablen etablieren werden. Werthers Lebenslauf präformiert in dieser Sicht die literarischen Biographien jugendlicher Helden der Hesse, Torberg und Salinger bis hin zur Pop-Literatur, liefert die Vorlagen für die Manifeste jugendlichen Rechts auf (auch sexuelle) Selbsterforschung, Spontaneität und eigene Sprach- und Lebensstile.<sup>26</sup>

<sup>22</sup> Gerhard Plümpe: „Kein Mitleid mit Werther“. *Systemtheorie und Hermeneutik*. Hg. Henk de Berg/Matthias Prangel. Tübingen: G. Narr, 1997. S. 215-231, hier S. 216, 225.

<sup>23</sup> Vgl. Georg Jäger: Die Wertherwirkung. Ein rezeptionsästhetischer Modellfall. Historizität in Sprach- und Literaturwissenschaft. Vorträge und Berichte der Stuttgarter Germanistentagung 1972. In Verb. mit Hans Fromm u. Karl Richter hg. Walter Müller-Seidel. München: Fink, 1974. S. 393-399. Vgl. zu bildungshistorischen Aspekten Christa Kersting: *Die Genese der Pädagogik im 18. Jahrhundert. Campes „Allgemeine Revision“ im Kontext neuzeitlicher Wissenschaft*. Weinheim: Deutscher Studienverlag, 1992, bes. S. 203ff. zu den „Erziehungsgeschichten“.

<sup>24</sup> Gert Sautermeister: „Vom *Werther* zum *Wanderer* zwischen beiden Welten. Über die metaphysische Obdachlosigkeit bürgerlicher Jugend“. „*Mit uns zieht die neue Zeit*“. *Der Mythos Jugend*. Hg. Thomas Koebner/Rolf-Peter Janz/Frank Trommler. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1985 (es, Bd. 1229). S. 438-478, hier S. 447.

<sup>25</sup> Rüdiger Steinlein: „Adoleszenzliteratur“. *Zeitschrift für Germanistik*. NF 14 (2004): S. 8-18, hier S. 8.

<sup>26</sup> Vgl. zuletzt Katharina Rutschky. „Wertherzeit. Der Pop-Roman – Merkmale eines unerkannten Genres“. *Merkur* H. 2 (2003): S. 106-117.

Tatsächlich wird man *Die Leiden des jungen Werthers* als den Text ansehen können, der durch die narrative Inszenierung der ‚Schwelle‘ wegweisend geworden ist: Werther zwischen den kulturell formulierten Erwartungen an ‚vernünftiges‘ Verhalten und der Stimme des eigenen ‚Herzens‘, zwischen der Anforderung an den „Mann“<sup>27</sup> und ‚kindlicher‘ Neigung, in ungesicherter materieller Lage, ohne konkrete berufliche Aussichten, in der Kunst mit dilettantischer Ambition: Übergänge, Passagen, Schwellen – die Topographie des ‚Zwischen‘ ist konstitutiv für das Genre der Adoleszenzliteratur, deren Konjunkturen man mit der Dynamik gesellschaftlicher Entwicklungen in den letzten 200 Jahren wird in Verbindung bringen dürfen. Nur verdeckt die Annahme einer Kontinuität nicht nur der genrespezifischen Handlungskonstellationen und ‚Figurenpsychologie‘, sondern auch mentalitätsgeschichtlicher Dispositionen<sup>28</sup> die Umakzentuierungen – und sie erst erlauben Rückschlüsse auf Ort und Stellenwert literarischer Interventionen in kulturelle Debatten über Jugend und Jugendlichkeit. Die Lebensläufe, die in solchen Texten geschildert werden, demonstrieren die ‚Offenheit‘ der modernen Biographie, die konstruiert werden muss, wenn Individualität Chance und Verpflichtung zugleich wird: Die Jugend-Thematik wird ein Fokus der kulturellen Reflexion auf die Risiken der Individualität in kontingenten Lebensläufen. Allerdings wird man in Werthers regressiver Beschwörung kindlicher Unschuld keinen Hinweis auf jene ‚Bewegung‘, jene Zukunftsoptionen sehen können, die den modernen Jugendbegriff seit dem späten 19. Jahrhundert kennzeichnen und mit ihm seine literarischen Adaptionen. Werthers Exzentrik ist Teil einer literarischen Schreibstrategie, die in der Abweichung (von Lesegewohnheiten wie von moralischen Normen) interessant sein will – im literarischen Feld, das Positionierung als Unterscheidung verlangt. Literarische Thematisierungen von ‚Jugend‘ im 20. Jahrhundert aber nehmen den umgekehrten Weg: Ihre Protagonisten, das gilt für die Texte Strauß’, Hesses und Musils ebenso wie für

<sup>27</sup> So Lotte gegenüber dem von „Leidenschaft“ Getriebenen: „mäßigen Sie sich, Ihr Geist, Ihre Wissenschaft, Ihre Talente, was bieten die Ihnen für mannigfaltige Ergötzungen dar! Seien Sie ein Mann“; Werther, S. 96. Gleichsam als Selbstzitat hat Goethe diese Forderung an den Leser der „zweiten echten Auflage“ des Textes 1775 vorangestellt: „Sei ein Mann, und folge mir nicht nach.“ (S. 249).

<sup>28</sup> Vgl. Sautermeister. „Werther“ (wie Anm. 24). S. 446, der von der „Beharrungskraft“ eines „jugendlichen Sozialcharakter[s]“ über „zwei Jahrhunderte hinweg“ spricht.

die Pop-Literatur der neunziger Jahre, nehmen ihren Ausgang aus einer ‚Normalität‘, an deren Standards sie ihre Umwelt erinnern. Nicht die Abweichung, nicht die radikalisierte Subjektivität eines Werther, sondern die zunächst unspektakulären Ansprüche pubertierender Jugendlicher und junger Erwachsener beherrschen auf der thematischen Ebene die Texte, deren Provokation zumal in der Konfrontation von kulturellem Selbstverständnis (‚Bildung‘) und institutioneller Praxis liegen wird, bis dann die Gegenwartsliteratur unaufgeregt nur mehr die Accessoires (post-)adoleszenter Freiräume katalogisiert.

### Zu den Beiträgen

Den folgenden Beiträgen kommt es deshalb weniger darauf an, Kontinuitäten und Traditionen in der literarischen Darstellung von Jugend zu verfolgen oder den jeweiligen jugendlichen Protest gegen die von den ‚Alten‘ dominierten „fatalen bürgerlichen Verhältnisse“<sup>29</sup> immer aufs Neue zu entdecken, als darauf, die Verfahren kultureller Konstruktion von Lebensaltern zu untersuchen, wie sie sich auch in literarischen Texten vollzieht. Denn diese Texte werden nicht selten – auch von ihren literaturwissenschaftlichen Kommentierungen – pauschal als Belege für einen seit zweihundert Jahren währenden Konflikt der Generationen gelesen, von Werther und Karl Moor über das Junge Deutschland bis James Dean und Bernward Vesper. Dass es sich dabei aber jeweils nur um *eine* Perspektive auf Jugend handeln kann, verdeutlicht Carola Groppe, wenn sie exemplarisch die Sozialisationsbedingungen im vormärzlichen Wirtschaftsbürgertum des Bergischen Landes rekonstruiert. Nicht um Rebellion gegen die Wertmuster der Väterwelt ist es den Heranwachsenden zu tun, die gleichwohl ihre besondere ‚Identität‘ suchen und verteidigen, auf Distinktion bestehen. Nur kann dies mit religiösen Implikationen geschehen, die gesellschaftsgeschichtlich ‚konservativ‘ erscheinen mögen: Lineare Fortschrittskonzepte werden durch solche bildungshistorischen Fallstudien zwangsläufig differenziert, zumal derartige Befunde über spezifische Ausprägungen von Adoleszenzkonflikten immer mit sozialer Schichtung in Verbindung gebracht werden müssen. Entsprechend macht Stefan Ruppert in seiner rechtsgeschichtlichen Studie darauf aufmerksam, dass zwar Kindheit und Jugend in vielfältiger Form in der vor-

<sup>29</sup> Goethe. *Werther*. S. 65.

märzlichen Gesetzgebung thematisiert werden, eine Jugendkonzeption im uns heute geläufigen Sinne jedoch nicht anzutreffen ist. Vielmehr dominieren schichtspezifische, an „Sozialdisziplinierung“ interessierte Adressierungen, wobei das Schulrecht eine gewisse Ausnahme bildet.

Solche Befunde dementieren geläufige Vorstellungen: Die pauschale Rede von *der* Jugend schlechthin ist ungenau, trifft allenfalls Sektoren der Gesellschaft, nivelliert Unterschiede zwischen sozialen Schichten ebenso wie regionale Differenzen. Ein viel genanntes Beispiel für jugendliche Rebellion gegen die von Metternich personalisierten Repressionen nach der Entmachtung Napoleons erläutert Frank Mehring. Der Attentäter Karl Ludwig Sand verpflichtet sich auf den ästhetisch inszenierten Opfertod, der die Umwälzung der politisch-sozialen Verhältnisse initiieren sollte – eine extreme Karriere, die in ihrer Motivation eben nicht generalisiert werden darf. So zeigt Wolfgang Beutin in seinen Überlegungen zur Autobiographie zunächst Faktoren auf, die jede Altersphase rahmen: Epochale Situierung im Sinne einer Generationserfahrung, regionale und lokale Besonderheiten, konfessionelle und Schichtzuordnung, nicht zuletzt die Geschlechtszugehörigkeit werden von den Verfasserinnen und Verfassern explizit als prägende Einflüsse auf ihre Kinder- und Jugendzeit benannt. Nur wird diese Lebensphase selten als singuläre ausgezeichnet, als ein Moratorium, das – ganz auf Zukunft ausgerichtet – im Zeichen moderner Selbstfindungskonzepte jenseits überkommener Normen anzusiedeln ist. Es herrscht in vielen Thematisierungen der Jugend, Hans-Martin Kruckis gibt hierfür Beispiele aus biographischen Darstellungen, ein eher unaufgeregter Beschreibungsgestus vor, der Jugend in die Kontinuität eines Lebenslaufs eingliedert, ohne Anspruch auf Zäsuren, Konflikte, „Krisen“; „Besonderheit“ zeichnet das Objekt der Biographie insgesamt aus.

Solche Skepsis gegenüber der nachmals emphatisch akzentuierten Jugend/Jugendlichkeit herrscht auch in vielen literarischen Texten vor. Rüdiger Steinlein bestimmt, ausgehend von den Jugenddiskursen am Beginn des 19. Jahrhunderts, die Jünglingsfiguren Stifters und Grillparzers als eher resignierte, auf soziale Integration ausgerichtete Charaktere, denen der „Avantgardehabitus“ (Oesterle) des genialischen Künstlers wie des opferwilligen Kriegers abgeht. Auch Sikander Singh beschreibt diese Haltung des Verzichts, des Rückzugs jugendlicher Protagonisten in Texten Immermanns, Stifters und Grillparzers und bezieht sie auf die poetologischen Konzepte der Restaurationszeit: keine rigorosen Absagen an die Prinzipien der „Kunstperiode“, sondern Formen der Reflexion auf



ihren langen Schatten. Das sensationelle Schicksal des Kaspar Hauser, darauf macht Nicolas Pethes aufmerksam, taugt denn auch nicht zur Feier ‚natürlichen‘ Menschseins in dankbarer Erinnerung an Rousseau, insbesondere kindlicher oder jugendlicher ‚Reinheit‘, sondern im Gegenteil: In den literarischen Adaptionen bei Marheineke, Stifter und Gutzkow dementiert die Rede über den Findling das Ideal jugendlicher Ursprünglichkeit.

Insgesamt lässt sich eine erstaunliche Distanz der hier interpretierten literarischen Texte zu herkömmlichen literaturgeschichtlichen Wertungen und Reihenbildungen beobachten. Literarische Texte sind keineswegs durchgehend seit dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts Anwälte einer dynamischen, auf Zukunft ausgerichteten Jugend, die den Erstarrungen des gesellschaftlichen und zumal künstlerischen Establishments energisch den Kampf ansagt. Vielmehr ergibt sich für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts ein differenzierteres Bild, das den Gestus heroischen Aufbegehrens ebenso kennt wie die selbstbewusste Integration in die Welt der Eltern, aber auch die resignierte Absage an kulturelle Idealbilder.

Carola Groppe

## Jugend im Vormärz. Eine Fallstudie aus dem Wirtschaftsbürgertum im Bergischen Land

### 1. Einleitung

Im folgenden Beitrag soll ‚Jugend‘ im Vormärz in sozial- und kulturhistorischer Perspektive behandelt werden. Es soll dargestellt werden, wie ‚Jugend‘ als eigenständige Lebensphase im ausgehenden 18. Jahrhundert entstand, welche Aufgaben der Jugendphase sukzessive zugeschrieben und welche Hoffnungen mit ihr verbunden wurden. Dabei soll an einer Fallstudie aus dem Wirtschaftsbürgertum auch diskutiert werden, ob die Vorstellung von ‚Jugend‘, die in der zeitgenössischen Literatur zumeist mit revolutionärer Erneuerung und mit Protest gegen die älteren Generationen verbunden wurde, auch realhistorischen Entwicklungen entsprach. Betrachtet wird vornehmlich die männliche bürgerliche Jugend, da diese sowohl in der zeitgenössischen Literatur als auch in den öffentlichen Debatten um die Jugend die prominenteste Rolle spielte.

### 2. Die Entstehung der modernen Jugendphase

‚Jugend‘ ist eine Lebensphase, die nicht anthropologisch fixiert, sondern sozial und kulturell konstruiert ist. Unter Jugend wird in der sozialwissenschaftlichen Forschung ein gesellschaftlich eröffnetes, psychosoziales Moratorium<sup>1</sup> verstanden, das eine von Mitarbeit und Verantwortungsübernahme entlastete Phase des Lernens und der Qualifikation sowie eine durch – geplante und kontrollierte – Freiräume geprägte Phase der Persönlichkeitsentwicklung beschreibt.<sup>2</sup> Diese Lebensphase zur Bewälti-

---

<sup>1</sup> Vgl. Erik H. Erikson. „Das Problem der Ich-Identität“ (1956). *Identität und Lebenszyklus*. Drei Aufsätze. 4. Aufl. Frankfurt/M.: Suhrkamp: 1977. S. 124-215, S. 136ff.

<sup>2</sup> Vgl. Peter Dudek. „Geschichte der Jugend“. *Handbuch Kindheits- und Jugendforschung*. Hg. Heinz-Hermann Krüger/Cathleen Grunert. Opladen: Leske + Budrich, 2002. S. 333-349; Jürgen Zinnecker. „Kindheit und Jugend als pädagogische Moratorien. Zur Zivilisationsgeschichte der jüngeren Generation im 20. Jahrhundert“. *Zeitschrift für Pädagogik*, 42. Beiheft 2000. S. 36-68; Giovanni

gung erweiterter Lern- und Entwicklungsaufgaben erhält wie die Kindheit historisch zu dem Zeitpunkt besonderes Gewicht und Kontur, als die Gestaltung der Zukunft im Rahmen der Auflösung der Ständegesellschaft nach 1800 ‚offen‘ wird. Ein vormalig selbstverständliches Einrücken der nächsten Generation in vorgegebene Rollen und Berufsfelder wurde mit der Entstehung der Klassengesellschaft problematischer; eigene Anstrengung und Leistung wurden konstitutiv für die soziale Position des Einzelnen.

Bereits im 18. Jahrhundert war dies in Deutschland bedeutsam für die sog. ‚Funktionseliten‘ des Absolutismus gewesen, die sich aus nachgeborenen Adligen und den Söhnen des städtischen Bürgertums rekrutierten und zur Lösung der Modernisierungsaufgaben des Staates auf Schulen und Universitäten gut ausgebildet worden waren.<sup>3</sup> Sie definierten sich bereits über ihre individuellen Fähigkeiten, hatten eine entsprechende Zeit in ihre Bildung und Qualifikation investiert und leiteten daraus ihre herausgehobene soziale Position ab.

Für die Kaufleute und die im 18. Jahrhundert entstehende Gruppe der Fabrikanten bot die Eröffnung wirtschaftlicher Freiheiten durch gezielte staatliche Förderung oder aber durch schlichte Vernachlässigung dieses Feldes durch den Staat im späten 18. Jahrhundert ebenfalls Möglichkeiten, aus ständischen Grenzen herauszutreten und sich bei wirtschaftlichem Erfolg wie die Gebildeten durch Leistung, Sachkompetenz und – für sie besonders wichtig – durch eigene Anstrengung erworbenen Besitz und finanzielles Vermögen zu definieren; Hans-Ulrich Wehler nennt die bürgerlichen Mitglieder der neuen Funktionseliten, die Kaufleute und die Fabrikanten zusammenfassend die ‚neuen Bürgerlichen‘.<sup>4</sup>

Die Bereitstellung eines psychosozialen Moratoriums in pädagogischer Begleitung und Kontrolle wurde zunächst für diejenigen sozialen Gruppen notwendig, die ihren Status nicht qua Geburt, sondern durch Lernen, erworbene Wissensbestände und besondere Kompetenzen und Persönlichkeitsmerkmale (Zielstrebigkeit, Leistungsbereitschaft, Ehrgeiz etc.) erreichten und sicherten. Pubertät und Adoleszenz wurden hier zum

---

Levi/Jean-Claude Schmitt (Hg.): *Geschichte der Jugend*. Bd. 1: *Von der Antike bis zum Absolutismus*. Bd. 2: *Von der Aufklärung bis zur Gegenwart*. Frankfurt/M.: Fischer, 1996/1997.

<sup>3</sup> Vgl. Hans-Ulrich Wehler: *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*. Bd. 1. *Vom Feudalismus des Alten Reiches bis zur Defensiven Modernisierung der Reformära, 1700-1815*. 3. Aufl. München: Beck, 1996. S. 210ff.

<sup>4</sup> Vgl. Wehler. *Deutsche Gesellschaftsgeschichte* (wie Anm. 3). S. 204.

soziokulturellen Phänomen ‚Jugend‘, die nun als Entwicklungsphase mit eigener Wertigkeit und Problematik begriffen wurde. ‚Jugend‘ als eigenständige Phase im Lebenslauf ist daher zuallererst ein bürgerliches und z.T. adliges Phänomen. Es setzt voraus, dass Heranwachsende von zentralen Aufgaben zum Erhalt der Gesellschaft (Arbeit und Reproduktion) für eine gewisse Zeit freigesetzt werden (konnten). Diese Zeit sollte zum Lernen und zur Vorbereitung auf eine kompetente, selbst verantwortete Mittätigkeit in der Gesellschaft genutzt werden, wobei das Ziel der Jugendphase im Erreichen der Mündigkeit bestand, als Einrücken in die verantwortliche Berufsübernahme und Gründung einer eigenen Familie.

Martin Kohli hat in diesem Zusammenhang folgende Elemente des Wandlungsprozesses vom vormodernen zum modernen Lebenslauf herausgearbeitet: An die Stelle einer weitgehend statischen Lebensform mit stabilen (ständischen oder lokalen) Zugehörigkeiten tritt ein Lebenslaufmuster, das zunehmend durch altersstrukturierte Ordnungskriterien gekennzeichnet ist (Chronologisierung). Es konstituiert sich dadurch ein gesellschaftlicher Normalverlauf des Lebens, der an der Individualisierung ansetzt, d.h. die Subjekte aus ständischen und lokalen Bindungen freisetzt, sie aber gleichzeitig neu an gesellschaftliche Normierungen bindet.<sup>5</sup> Kindheit, Jugend, Erwachsenen- und Greisenalter wurden ab dem 19. Jahrhundert – mit wachsender Bedeutung für alle sozialen Klassen – Ordnungskriterien, die quer zur sozialen Struktur den Lebenslauf der Mitglieder moderner Gesellschaften prägten. Eine ‚Jugend‘ hatten aber zunächst nur wenige, bis im 20. Jahrhundert Jugend schließlich zu einer Phase im Lebenslauf für den Großteil der Heranwachsenden wurde.<sup>6</sup>

Daran entscheidend beteiligt war die Herausbildung der modernen Schule als Lernort und Sozialisationsinstanz im 19. Jahrhundert. Sie schuf ‚Räume‘ für das psychosoziale Moratorium, trennte institutionell kindliche und jugendliche Lebenswelten von denen der Erwachsenen und förderte durch die Schulklasse zugleich den Zusammenschluss in altershomogenen peer groups, die ein wichtiges Merkmal der modernen Jugendphase darstellten.

Der lange Besuch einer öffentlichen Schule – statt einer Privaterziehung – wurde zuerst für das Bildungsbürgertum, also die bürgerlichen Protagonisten der neuen Funktionseliten, unumgänglich. Die preußi-

<sup>5</sup> Vgl. Martin Kohli. „Lebenslauftheoretische Ansätze in der Sozialisationsforschung“. *Neues Handbuch der Sozialisationsforschung*. Hg. Klaus Hurrelmann/Dieter Ulich. 4. neubearb. Aufl. Weinheim, Basel: Beltz, 1991. S. 303-317, S. 311.

<sup>6</sup> Vgl. Zinnecker. *Kindheit und Jugend* (wie Anm. 2). S. 43.

schen Abiturreglements von 1788, 1812 und 1834 schufen sukzessive die Notwendigkeit, ein Abitur abzulegen, um die Zulassung zum Studium zu erhalten. Auch im Wirtschaftsbürgertum bedurfte es immer längerer Schulzeiten, um der zunehmenden Komplexität des ökonomischen Feldes gerecht zu werden. Mit der preußischen Bildungsreform nach der Jahrhundertwende 1800 wurde der Besuch einer öffentlichen Schule nach und nach regulärer Teil der Kindheit und Jugend. Gleiche Prozesse lassen sich in den süddeutschen Staaten verfolgen.

Der im Bildungssystem vorbereitete Zusammenschluss der Gleichaltrigen ohne gleichzeitigen Einbezug dieser Gruppen in die Geselligkeit der Erwachsenen schuf dann auch – zunächst im Bürgertum und in der durch das Bürgertum geprägten publizistischen Öffentlichkeit – die Möglichkeit, Jugend‘ als neue soziale Tatsache zu erkennen und vor dem Hintergrund eines beschleunigten Wandels der Lebenswelt mit Beginn des 19. Jahrhunderts zu einem besonderen Wert zu stilisieren. Die ‚offene Zukunft‘ bedingte dabei die Notwendigkeit zur Befähigung der nachfolgenden Generation zu autonomer Lebenspraxis, als Bewältigung neuer Aufgaben in Staat und Gesellschaft. Dies wurde von den älteren Generationen einerseits begrüßt und gefördert, andererseits aber auch als mögliche Gefährdung des bereits Erreichten gefürchtet. Die mit der Konstruktion der Jugendphase somit einhergehenden Ambivalenzen und individuellen und kollektiven Generationenkonflikte konnten daher von den älteren Generationen auch als Zeichen gesellschaftlicher Krisen gedeutet, von den jungen Generationen jedoch als Möglichkeit gesamtgesellschaftlichen oder individuellen Neubeginns gewertet werden.

### 3. Jugend im Wirtschaftsbürgertum – Eine Fallstudie

#### 3.1 Vorbemerkung

Die Darstellung der soziokulturellen Entwicklung der Jugendphase bezieht sich im Folgenden auf eine reformierte Seidenfabrikantenfamilie im Bergischen Land.<sup>7</sup> Die Familie Colsman verfügt durch ihre hohe Konstanz im unternehmerischen Tätigkeitsfeld, ihre dauerhafte regionale

---

<sup>7</sup> Vgl. Carola Groppe. *Der Geist des Unternehmertums. Eine Bildungs- und Sozialgeschichte. Die Seidenfabrikantenfamilie Colsman (1649-1840)*. Köln, Weimar, Wien: Böhlau, 2004.

Präsenz sowie die sich herausbildende unternehmerische Familientradition über ein umfangreiches Firmenarchiv sowie zahlreiche Privatarchive, die sich heute im Besitz unterschiedlicher Familienmitglieder befinden. Aufgrund der ausgezeichneten Quellenlage, die den Zeitraum vom 17. Jahrhundert bis zum frühen 20. Jahrhundert abdeckt, kann hier die Entstehung sowie die inner- und außerfamiliale Gestaltung der Lebensphase Jugend nicht nur aus Programmschriften und öffentlichen Debatten, sondern aus Ego-Dokumenten, d.h. Familienbriefen und Tagebüchern, Stammbüchern etc. sowie aus amtlichen Zeugnissen wie Schul- und Vereinsunterlagen rekonstruiert werden. Die Materialien zeigen die Interpretation der Umwelt durch die Kinder und Jugendlichen selbst, sie beschreiben aber z.B. im innerfamilialen Raum auch die Anforderungen und Ziele der Erzieher, eröffnen mithin eine multiperspektivische Beschreibung der Entstehung und Ausgestaltung der Jugendphase.

Zur besseren Orientierung werden einige kurze Anmerkungen zur Unternehmensentwicklung des Familienunternehmens der Familie Colsmann vorausgeschickt.

Der Kaufmannssohn Peter Lucas Colsmann d.Ä. (1734-1808) hatte um 1755 eine Seidenmanufaktur in Langenberg, zwischen Essen und Wuppertal gelegen, gegründet. Zwei seiner Söhne, Peter Lucas d.J. (1757-1816) und Johann Wilhelm d.Ä. (1767-1833), traten 1794 in das väterliche Unternehmen ein. Als dritte Generation traten ab 1827 die ab 1800 geborenen sechs Söhne Johann Wilhelm Colsmanns als Teilhaber ein. Bereits um 1820 gehörte das Unternehmen zu den großen der Region, in den vierziger Jahren wurden die Seidentücher schon bis nach Nordamerika exportiert. 1887 wurde die Produktion von der vierten und fünften Generation vom Manufaktursystem auf maschinelle Fabrikfertigung umgestellt und in die benachbarte Stadt Essen verlagert. 1899 erreichte das Unternehmen einen Umsatz von ca. 6 Millionen Mark, die Bilanzsumme betrug knapp 11 Millionen Mark. Ein ab 1909 geführtes Kundenregister verzeichnet einen weltweiten Kundenstamm von Berlin über London bis nach New York, Konstantinopel und Bombay und Auslieferungslager in aller Welt. Gegenwärtig führt die achte Generation das Unternehmen als „Gebrüder Colsmann GmbH und Co“.

### *3.2 Lebensformen im Wirtschaftsbürgertum im 18. Jahrhundert*

In der Ehe des Unternehmensgründers Peter Lucas Colsmann d.Ä. mit Catharina Möllenbeck (1729-1793), der Tochter eines Langenberger Bä-

ckers und Brauers, wurden ab 1756 insgesamt acht Kinder geboren, von denen fünf das Erwachsenenalter erreichten. Im Wohnhaus der Familie wurde gelebt und gearbeitet. Das zweistöckige, recht geräumige Haus am Kirchhof musste ab den siebziger Jahren Platz bieten für eine siebenköpfige Kernfamilie mit zwei Mägden, ein Kontor und die Lagerräume für die Rohware und die fertigen Produkte. Dazu kamen die Räume für die Vor- und Nachbereitung der Seide einschließlich der komplizierten Färbeprozedur und der Vorbereitung der Bänder und Tücher für den Verkauf.<sup>8</sup> Neben den Räumen für die Produktion mussten zudem noch Vorrats- und Wirtschaftsräume einschließlich der Küche für die Familie sowie die eigentlichen Wohnräume, wie Schlafkammern und Wohnstube und ein Raum für die zwei Mägde, vorhanden sein.

Die Ehefrau und die Kinder arbeiteten in der Firma mit. Die Töchter halfen beim Zusammennähen der gewebten Bänder zu Krawatten, die Söhne saßen in den siebziger und achtziger Jahren noch selbst mit an den Webstühlen.<sup>9</sup> Catharina Gerdraut Colzman übernahm mit ihren Töchtern die Näharbeiten, war aber auch verantwortlich für den Warenversand und die Buchführung, wenn ihr Mann abwesend war.<sup>10</sup>

Wohn- und Arbeitsräume waren so eng verzahnt, dass den Kindern das unternehmerische Arbeiten des Vaters und der Mutter sowie die weibliche Hausarbeit von klein auf präsent war. Durch die Vergrößerung des Unternehmens mussten ständig Umbauten und Erweiterungen am Haus vorgenommen werden. Ein neues Haus wurde 1777 hinzugekauft<sup>11</sup>, Räume in ihrer Funktion verändert. Familienräume wurden zumeist zugunsten der Firmenräume neu geordnet, für die Kinder und Jugendlichen war wahrnehmbar, dass die unternehmerische Tätigkeit das Leben im Haus maßgeblich prägte und das Familienleben zu deren Gunsten eingeschränkt und organisiert werden musste.<sup>12</sup> Dies hatte Konsequen-

<sup>8</sup> Vgl. Firmen- und Familienarchiv Gebrüder Colzman, Essen (FFA), 9.34, Firmengeschichte Gebrüder Colzman 1700-1932.

<sup>9</sup> Vgl. FFA, 9.34, Firmengeschichte Gebrüder Colzman.

<sup>10</sup> Vgl. FFA, 1.2, Verkaufbuch Peter Lucas Colzman d.Ä. 1758-1769. Zur betrieblichen Mitarbeit von Frauen in Handel und Frühindustrie vgl. Heide Wunder. *„Er ist die Sonn', sie ist der Mond“*. *Frauen in der Frühen Neuzeit*. München: Beck, 1992. S. 125ff.

<sup>11</sup> Vgl. FFA, B4g18, Peter Lucas Colzman d.Ä., Schöffenenakten 1762-1778.

<sup>12</sup> Vgl. Ulrich Herrmann. „Familie, Kindheit, Jugend“. *Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte*. Bd. 3 1800-1870. Hg. Karl-Ernst Jeismann/Peter Lundgreen. München: Beck, 1987. S. 53-69, S. 56f.

zen für die Erziehung der Mädchen und Jungen in der Familie. Innerhalb eines Familienraumes, in dem Familienleben und Arbeit ineinander übergangen, konnten sich männliche und weibliche Rollenmuster (Mann/Beruf; Frau/Familie) kaum klar entfalten. Auch durch die elterliche Kommunikation über geschäftliche Vorgänge sahen die Kinder beide Elternteile gleichberechtigt an der Firma teilhaben.<sup>13</sup>

### 3.3 Kindheit und Jugend im späten 18. Jahrhundert

Während der Vater Peter Lucas Colman d.Ä., Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns, als Kind nur religiöse Bücher besessen hatte (eine Bibel, den Heidelberger Katechismus, Gesangbücher, ein Psalmenbuch), schaffte er für seine Kinder einen Teil des *Magasin des Enfants, ou Dialogue entre une sage Gouvernante et plusieurs de ses élèves* (1756) der Jeanne-Marie Le Prince de Beaumont an. Im Zeitraum 1750-1800 hatte sich ein eigener Buchmarkt für Kinder- und Jugendliteratur entwickelt. Basedows *Elementarwerk* (1774) und Weißes *Kinderfreund* (1776ff.) sind dafür Beispiele. Diese waren nicht allein zur Selbstbeschäftigung der Kinder bestimmt, sondern als aufklärerische Familienbücher konzipiert, in denen Eltern, Erzieher und Kinder gemeinsam Bilder betrachten, Texte lesen und das Gedankengut der Aufklärung kennenlernen sollten.<sup>14</sup> So wird die Leserschaft auch im *Magasin des Enfants* im Rahmen einer fiktiven Gesprächssituation zwischen einer Gouvernante und sieben Mädchen anhand von Märchen, Fabeln und biblischen Geschichten belehrt und zugleich zur selbstständigen moralischen Reflexion angeleitet. Auch Sachbereiche wie Geographie, Geschichte und Naturkunde werden in den Gesprächen erläutert.<sup>15</sup>

Eigentlich ein Buch zur Erziehung von Mädchen, wurde das Werk auch generell zum Unterricht in der französischen Sprache eingesetzt.<sup>16</sup>

---

<sup>13</sup> Vgl. Grope. *Der Geist des Unternehmertums* (wie Anm. 7). S. 144ff.

<sup>14</sup> Vgl. Bettina Hurrelmann. „Erziehung zur Bürgerlichkeit in der Jugendliteratur der Aufklärung – Am Beispiel von Christian Felix Weißes ‚Kinderfreund‘ (1776-1782) gezeigt“. *Die Bildung des Bürgers. Die Formierung der bürgerlichen Gesellschaft und der Gebildeten im 18. Jahrhundert*. Hg. Ulrich Herrmann. Weinheim, Basel: Beltz, 1982. S. 194-223, S. 202ff.

<sup>15</sup> Vgl. FFA, B4j2, *Magasin des Enfants ou Dialogues entre une sage Gouvernante et plusieurs de ses Élèves de la premiere Distinction* par Mad Le Prince de Beaumont, Tome Troisième, Vienne 1771.

<sup>16</sup> Vgl. Irene Hardach-Pinke. „Französische Einflüsse auf die deutsche Mädchenbildung“. *Das Kind in Pietismus und Aufklärung*. Hg. Josef N. Neumann/



Da weder Peter Lucas Colmsan d.Ä. noch seine Frau des Französischen mächtig waren, wird es sich bei dem *Magasin* um Unterrichtsmaterial des Schulrektors Weber gehandelt haben, der seit 1771 in Langenberg in Ablösung der alten Lateinschule eine halboffizielle französische Schule für die Söhne und Töchter der vermögenden Familien unterhielt. Die Kinder erhielten die Bücher nicht individuell, sondern diese wurden in der Geschwistergruppe weitergegeben. Die Söhne bekamen das Buch im Alter von 13 bzw. 12 Jahren, dem Alter, in dem sie bereits über genügend Sprachkenntnisse verfügten, um einerseits die Texte lesen und andererseits die Inhalte nachvollziehen zu können (ob auch die Töchter in den Genuss der Lektüre kamen, ist aus den Quellen nicht zu erschließen, ist aber wahrscheinlich).<sup>17</sup> Das Alter korrespondierte zudem in etwa mit der Konfirmation. Das Erwachsenwerden im religiösen Zusammenhang und die Einführung in den ‚Gebrauch der Vernunft‘ fielen zusammen; der traditionelle lebensgeschichtliche Einschnitt erhielt nun eine zusätzliche Bedeutung. Erwachsenwerden hieß jetzt auch fähig werden, selbstverantwortlich und rational zu handeln. Während Kindern der Gebrauch der Vernunft nur eingeschränkt zugemutet werden konnte, sollten Heranwachsende ab einem gewissen Alter konkret dazu angeleitet werden.

Die Kindheit und Jugend des Vaters Peter Lucas Colmsan d.Ä. in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts waren dagegen noch kaum pädagogisch unterscheidbar gewesen. Um gute Christen und nützliche Mitglieder der Gemeinde und der Gesellschaft zu werden, wurden Kinder frühzeitig in die calvinistische Lehre eingeführt und in diesem Zusammenhang mit ‚Erwachsenenliteratur‘ konfrontiert (Bibel, Katechismus, Gesangbuch)<sup>18</sup>, damit die „seligmachenden Glaubenskenntnisse“ möglichst frühzeitig eingepreßt und im kindlichen Gemüt verankert werden konnten.<sup>19</sup> Kind sein hieß, umfassend vorbereitet zu werden auf die Mitgliedschaft in der

---

Udo Sträter. Tübingen: Franckesche Stiftungen Halle im Max-Niemeyer-Verlag, 2000. S. 61-77, S. 76.

<sup>17</sup> Vgl. Groppe. *Der Geist des Unternehmertums* (wie Anm. 7). S. 151ff.

<sup>18</sup> Zum Lesekosmos im Protestantismus des 17. und 18. Jahrhunderts vgl. Roger Chartier. „Die Praktiken des Schreibens“. *Geschichte des privaten Lebens*. Bd. 3. Von der Renaissance zur Aufklärung. Hg. Philipp Ariès/Roger Chartier. Frankfurt/M.: Fischer, 1991. S. 115-165, S. 134ff.

<sup>19</sup> Leendert F. Groenendijk. „Kind und Kinderbuch im niederländischen reformierten Pietismus“. *Das Kind in Pietismus und Aufklärung* (wie Anm. 16). S. 111-129, S. 123.

Gemeinde als vollwertiges Mitglied. Die Kindheit Peter Lucas Colsmans d.Ä. war eine an den protestantischen Normen und Werten orientierte Lernkindheit; anders als in Theorie und Praxis von Aufklärungspädagogik und Neuhumanismus war der Lernprozess jedoch kein Weg zur zunehmenden Autonomie des Individuums, sondern der Weg zur möglichst raschen Integration in die Gemeinschaft der Gläubigen.<sup>20</sup>

Mit dem Eintritt in die Lehre (1747) mit 13 Jahren war die ‚Kindheit‘ Peter Lucas Colsmans d.Ä. bereits beendet gewesen. Mit dem Ende der in Krefeld verbrachten Gesellenzeit 1755 und der anschließenden Heirat war die ‚Jugendzeit‘ vorbei. Für ihn als Gesellen – und nicht als Praktikant im familieneigenen Unternehmen – war aber auch diese Jugendzeit in das ‚Erwachsenenleben‘ der übrigen Gesellen eingebunden, die mehrheitlich bis zum Ende ihres Erwerbslebens nicht über diesen Status hinaus gelangten.<sup>21</sup> Zudem war er längst durch die Konfirmation 1749 ein vollgültiges Mitglied der Gemeinde geworden, seine Ausbildungszeit war Vorbereitung auf den Beruf, kein Moratorium zur Erprobung und Einübung von Rollen in altershomogenen Gruppen. Trotz einer durch die Stationen des Aufwachsens möglichen Phasengliederung seines Lebens bleibt dessen Kategorisierung nach Kindheit, Jugend und Erwachsenenalter daher künstlich, denn sie erzeugt Vorstellungen von einer tendenziell vorhandenen, von der Gesellschaft zugestandenen und geformten Kindheits- und Jugendphase. Gegenüber einer Gesellschaft, in der diese Phasen als eigenständige Sozialisationsstadien noch nicht institutionalisiert waren, sind sie jedoch lediglich als zeitlich offene Altersstadien mit tendenziell korrespondierenden psycho-physischen Reifungsprozessen zu fassen und in dieser Weise begrifflich zu verwenden.

Während der Bildungskosmos der im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts geborenen Elternschaft noch stark durch die Bibel und bei Besuch der Lateinschule durch die alten Sprachen einerseits und die Lektüre tagespolitischer Ereignisse in Zeitungen andererseits geprägt war<sup>22</sup>, erweiterte

<sup>20</sup> Vgl. Volker Lenhart. *Protestantische Pädagogik und der „Geist“ des Kapitalismus*. Frankfurt/M.: Peter Lang, 1998. S. 68; Ulinka Rublack. *Die Reformation in Europa*. Frankfurt/M.: Fischer, 2003. S. 144ff.

<sup>21</sup> Vgl. Michael Mitterauer. *Sozialgeschichte der Jugend*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1986. S. 42f.

<sup>22</sup> Vgl. zur Lektüre von Kaufleuten im 18. Jahrhundert Rolf Engelsing. *Der Bürger als Leser. Lesergeschichte in Deutschland 1500-1800*. Stuttgart: Metzler, 1974. S. 206ff.

sich der Bildungshorizont der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts geborenen Kinder zunehmend auf die weltliche Buchlektüre und implizierte durch den französischen Sprachmeister auch das Erlernen von Musik und Rhetorik und die Kenntnisnahme schöngeistiger Literatur.<sup>23</sup> Zwischen den Generationen eröffnete sich durch den weiterführenden Schulunterricht ab den 1770er Jahren eine Bildungsdifferenz.

Für die Jugendlichen entstanden dadurch neue familiäre Konstellationen, denn sie waren in ihrem Lernstoff jetzt aufeinander angewiesen. Ihnen eröffneten die neue Literatur und das durch sie bedingte neue Lernarrangement Experimentierfelder, in denen Denkformen und Lebensentwürfe gemeinsam mit Gleichaltrigen erprobt werden konnten.<sup>24</sup> An dieser Stelle entstand durch die Schule und ihre veränderten Unterrichtsinhalte zum ersten Mal die Möglichkeit, als Gleichaltrigengruppe, als peer group, eigene – säkulare – Sozialformen auszuprobieren und einen Lebensraum abseits von der Alltagswelt der Erwachsenen zu konstituieren.

Als weitere Bedingung der Konstitution einer Jugendphase trat im Falle des Wirtschaftsbürgertums auch die Entstehung der neuen Gruppe der Fabrikanten im 18. Jahrhundert dazu, deren individuelle Biographien und ökonomischer Erfolg zur allmählichen Auflösung des korporativen Verhaltens der Kaufmannschaft sowie damit verbunden zu einer stärkeren Autonomisierung der Felder Politik, Ökonomie, Religion und Familie geführt hatten. Der Umstieg vom Handel zur Produktion war in der Regel ein Ergebnis aus biographischen Bedingungsgefügen, eigener Initiative und unternehmerischer Innovation gewesen. Daher bestimmte für die neuen Fabrikanten nicht allein die Zugehörigkeit zur ökonomischen Elite ihre soziale Identität, sondern auch der Weg, auf dem sie diese Teilhabe erreicht hatten. Persönliche Identität als die individuelle Biographie und soziale Identität als Fabrikanten verbanden sich zu einem neuen Selbstentwurf, dessen fester Bestandteil individuelle Leistung wurde.<sup>25</sup> Der re-

<sup>23</sup> Der prozentuale Anteil der theologischen Schriften an den Neuerscheinungen auf dem Buchmarkt betrug 1740 38,5%, sank aber bis 1800 auf 13,6%. Dagegen stiegen die Veröffentlichungen im Bereich der schönen Künste und der Wissenschaft im selben Zeitraum von 5,8% auf 21,5%. Vgl. Michael North. *Genuss und Glück des Lebens. Kulturkonsum im Zeitalter der Aufklärung*. Köln, Weimar, Wien: Böhlau, 2003. S. 10f.

<sup>24</sup> Vgl. Volker Seibel. *Elternhaus, Schule, politische Ideen und Erfahrungswelt in den Generationen vor und nach 1800. Studien zur Sozialisation in der Umbruchzeit 1770-1850 nach deutschen Autobiographien*. Darmstadt: 1986. S. 19ff.

<sup>25</sup> Vgl. Groppe. *Der Geist des Unternehmertums* (wie Anm. 7). S. 122ff.

formierte Glaube, der das erwählte Individuum als tätigen ‚Arbeiter in Gottes Weinberg‘ begriff, wurde daher in Peter Lucas Colsmans d.Ä. Lebenslauf Schritt für Schritt überformt von der Vorstellung, dass der Einzelne seine Tätigkeit aus *freiem* Entschluss Gott widmete und dass sein Erfolg daher nicht nur durch Gottes Segen, sondern auch durch individuelle Planung und Verantwortung der eigenen Handlungen zustande kam.

In diesem Zusammenhang setzte in der Generation der Kinder Peter Lucas Colsmans d.Ä. eine Erweiterung des Identitätsbildungsprozesses ein, der nun über den bisher vorrangigen Erwerb einer spezifischen Gruppenidentität hinausging<sup>26</sup>, mithin eine neue Gewichtung erhielt. Erst in dem Augenblick, in dem die einzelnen Felder eigene Handlungslogiken erforderten und z.B. der Glaube das wirtschaftliche Handeln und die innerfamilialen Beziehungen nicht mehr völlig bestimmte, wurde für den Einzelnen eine konkrete ‚Arbeit am Selbst‘ erforderlich. Diese Aufgabe wurde jetzt in der Jugendphase begonnen. Mit der Entstehung einer eigenen Jugendphase war in den Unternehmerfamilien aber noch nicht die Freistellung der Jugend von Arbeit verbunden: Da in der Familie die Mitarbeit selbstverständlich war, erhielt Jugend im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts zunächst nur eingeschränkt den Status eines wirklichen Moratoriums.<sup>27</sup>

### 3.4 Lebensformen im Wirtschaftsbürgertum im frühen 19. Jahrhundert

Je autonomer die sozialen Felder und die in ihnen geltenden Handlungslogiken wurden – pointiert formuliert: Gewinnmaximierung und Rationalität im Geschäft, Liebe und Glück in der Familie –, um so stärker war der Einzelne jetzt für deren möglichst widerspruchsfreie Koexistenz und Balance in seinem individuellen Lebensentwurf verantwortlich.<sup>28</sup> Ab 1800 kann man die neuen Anforderungen an das Individuum aus dem höheren Bürgertum mit dem modernen Begriff der ‚agency‘ charakteri-

<sup>26</sup> Vgl. dazu Anne-Charlott Trepp. *Sanfte Männlichkeit und selbständige Weiblichkeit. Frauen und Männer im Hamburger Bürgertum zwischen 1770 und 1840*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1996. S. 49ff.

<sup>27</sup> Vgl. Andreas Gestrich. *Traditionelle Jugendkultur und Industrialisierung. Sozialgeschichte der Jugend in einer ländlichen Arbeitergemeinde Württembergs, 1800-1920*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1986. S. 179f.

<sup>28</sup> Vgl. Heidi Rosenbaum. *Formen der Familie. Untersuchungen zum Zusammenhang von Familienverhältnissen, Sozialstruktur und sozialem Wandel in der deutschen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1982. S. 272ff.

sieren, als in den sozialen Räumen zunehmend selbstverantwortlich handelnde Person, von der „willentliche Kontrolle, Intentionsbildung und die Fähigkeit zur Selbstregulation“<sup>29</sup> verlangt wurden.

In einer Welt, die nach der Französischen Revolution sozial und politisch in Bewegung geraten war und in der sich ständische Ordnungsmuster auflösten, mussten gruppenspezifisch ausgehandelte Verhaltensformen, die zugleich die Funktion sozialer Distinktion übernehmen konnten, an deren Stelle treten.<sup>30</sup> Die Ausdehnung der soziokulturellen Möglichkeitsräume führte zugleich dazu, dass die Unternehmer Verhaltensregeln zunehmend internalisieren und situationsgerecht einsetzen mussten.

Die zunehmende Konkurrenz der Fabrikanten um Kunden und Märkte führte auch in der Familie Colsman dazu, dass nicht mehr allein auf Anfrage und Auftrag gefertigt werden konnte, sondern dass für einen freien Markt produziert wurde. Daher unternahm Johann Wilhelm Colsman d.Ä. (1767-1833) nach 1800 ausgedehnte Geschäftsreisen, um die Stammkundschaft an sich zu binden und neue Märkte zu erschließen. Unbestreitbar erweiterten die Reisen den geistigen Horizont der Fabrikanten in beträchtlichem Umfang. Sie durchfuhren und durchritten fremde Staaten, lernten die Lebensformen in den großen Städten kennen, führten Verhandlungen mit Großkaufleuten und Privatkunden und besuchten Theater und gesellige Vereine.<sup>31</sup>

Die von Wilhelm von Humboldt prägnant formulierte Bildungsidee des Neuhumanismus als „Verknüpfung unsres Ichs mit der Welt zu der allgemeinsten, regesten und freiesten Wechselwirkung“<sup>32</sup> ist daher nicht

---

<sup>29</sup> Bernd Krewer/Lutz H. Eckensberger. *Selbstentwicklung und kulturelle Identität. Neues Handbuch der Sozialisationsforschung* (wie Anm. 5). S. 573-594, S. 575; Jürgen Habermas. „Moralentwicklung und Ich-Identität“. Ders. *Zur Rekonstruktion des Historischen Materialismus*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1976. S. 63-91, S. 77ff.; Mitterauer. *Sozialgeschichte der Jugend* (wie Anm. 21). S. 37.

<sup>30</sup> Vgl. Richard Sennett. *Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität*. Frankfurt/M.: Fischer, 1983. S. 163ff.

<sup>31</sup> Vgl. FFA, 5.66, Kundenregister 1791-1813. FFA, B3,20, Briefwechsel Johann Wilhelm Colsman d.Ä. und Anna Gertraud Colsman 1795-1831; Archiv Neuborn (Dr. Albrecht Colsman und Geschwister, Langenberg) A1, Briefwechsel Johann Wilhelm Colsman d.Ä. und Anna Gertraud Colsman 1810-1831.

<sup>32</sup> Wilhelm von Humboldt. „Theorie der Bildung des Menschen“ (1794/95). Ders.: *Werke in fünf Bänden. Bd. 1. Schriften zur Anthropologie und Geschichte*. Hg. Andreas Flitner/Klaus Giel. 3. Aufl. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1980. S. 234-240, S. 235f.

nur ein in die Zukunft weisendes Postulat, sondern nimmt konkret Bezug auf die sich verändernden sozioökonomischen Verhältnisse. Es war keine Vertiefung in die Schriften Goethes, Schillers, Humboldts oder Fichtes vonnöten, um wie Johann Wilhelm Colman d.Ä. ein Selbstbild zu gewinnen, das dem Entwurf der deutschen Klassik und des deutschen Idealismus von der allseitig gebildeten Persönlichkeit sehr nahekam.

Durch die wachsende Eigenlogik der sozialen Felder war es zunehmend das Individuum selbst, das diese Felder in seinem Lebensentwurf miteinander verbinden und untereinander in ihrer Bedeutung ausbalancieren musste, wodurch diesem – wie in den Schriften Humboldts u.a. ausformuliert – eine besondere Bedeutung und ein besonderer Wert zukam. ‚Bürger sein‘ im Sinne eines autonomen, freien und selbstverantwortlichen Individuums wurde für die ab 1750 geborene Generation zu einem Entwurf, der selbst sinnstiftende Dimensionen entwickelte. Den Ausbau des Unternehmens und den damit verbundenen individuellen Erfolg seiner beruflichen Tätigkeit bezog Johann Wilhelm Colman d.Ä. daher ebenfalls auf eine neue sinnstiftende Instanz, die Familie.<sup>33</sup> Neben dem Ausbau des Unternehmens war dessen Verstetigung als Familienunternehmen durch Vorbereitung der Söhne auf den Firmeneintritt ein weiteres wichtiges Ziel seines Lebens.

### 3.5 Jugend im Vormärz

#### 3.5.1 Familienerziehung

Johann Wilhelm Colman d.Ä. und seine Ehefrau Anna Gertraud (1778-1832), Tochter eines wohlhabenden Langenberger Kaufmanns, hatten 12 Kinder, sechs Söhne und sechs Töchter, die ab 1796 geboren wurden. Anna Gertraud Colman besaß besonders durch den sich an den Besuch der französischen Schule anschließenden Pensionatsbesuch in Düsseldorf eine Bildung, die der ihres Ehemannes im ästhetischen und kulturellen Feld partiell überlegen war. Während sich in bildungsbürgerlichen Ehen durch die Schul- und Universitätsbildung der Männer in der Regel ein Bildungsgefälle einstellte<sup>34</sup>, in dem die für Frauen übliche Bildung de-

---

<sup>33</sup> Vgl. Groppe. *Der Geist des Unternehmertums* (wie Anm. 7). S. 300ff.

<sup>34</sup> Vgl. die Darstellung der Ehe des Finanzrats Friedrich Roth bei Rebekka Habermas. *Frauen und Männer des Bürgertums. Eine Familiengeschichte (1750-1850)*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2000. S. 232ff., S. 326ff.

fizitär erscheinen musste, waren die Ehen der Wirtschaftsbürger um 1800 stärker durch eine gleichrangige Bildung der Ehepartner sowie – bedingt durch die Struktur des unternehmerischen Arbeitsfelds – durch eine flexible Verteilung der Aufgabefelder geprägt. Die weibliche Bildung erhielt dadurch keinen Eigenwert, sie blieb auf die Unterstützung des Mannes bezogen, aber die zeitweise Leitung der Unternehmen durch die Ehefrauen trug dazu bei, dass sich auch in dieser Generation die Geschlechterrollen weniger klar ausprägten als in den öffentlichen Debatten eingefordert.

In der Erziehung wurden jetzt Kindheit und Jugend als je eigene Entwicklungsphasen mit besonderen Aufgaben reflektiert wahrgenommen und gestaltet. Die von der Elterngeneration ab der Jugendphase eigenständig zu leistende ‚Arbeit am Selbst‘ wurde für die ab 1796 geborene Kindergeneration als Teilmoment bereits in die Familienerziehung integriert und korrespondierte zeitlich mit der Ablösung der Ständegesellschaft durch die Klassengesellschaft.

Die Kinder wurden von Johann Wilhelm und Anna Gertraud Colzman in ihren Entwicklungsschritten beobachtet, ihnen wurde Spielzeit eingeräumt, sie besaßen Kisten mit eigenem Spielzeug, ‚Mitarbeit‘ in Haushalt und Unternehmen wurde ab dem Alter von etwa sechs Jahren nur noch pädagogisch dosiert eingeübt. Konflikte wurden ab dem Jugendalter nicht mehr durch Befehle und Verbote, sondern weitgehend durch Argument und Belehrung gelöst. Die Eltern förderten die künstlerische Ausbildung ihrer Kinder, forderten sie auf, selbst über deren Intensität zu befinden und eröffneten ihnen Entscheidungsspielräume, damit sie selbstständig handeln lernten.<sup>35</sup> So schrieb Johann Wilhelm Colzman d.Ä. 1827 an seine 15jährige Tochter Marianne: „[...] was dein Wunsch, nemlich das Singen Lernen betrifft, so meine ich, [...] nehme statt 1 ½ – 2 Stunden und wenn diese nicht ausreichen, 3 Stunden Unterricht p Woche, setze diesen so lange fort, wie du glaubst ihn zu bedürfen. Der liebe Gott hat mich so gesegnet, das ich alle bescheidenen Wünsche meiner Kinder erfüllen kann, und die ich denn auch gerne erfülle.“<sup>36</sup> Die Mutter ergänzte: „Dein Vater schlägt seinen Kinder ja nichts ab also auch dir nicht ich sage dir nur hier mit lerne was du wilst daß ist

<sup>35</sup> Vgl. Groppe. *Der Geist des Unternehmertums* (wie Anm. 7). S. 391ff.

<sup>36</sup> FFA, B3,22, Johann Wilhelm Colzman d.Ä. an Marianne Colzman, 20. Mai 1827.

doch genug.<sup>37</sup> Ziel der Erziehung war die Entwicklung von Individualität und Autonomie. Dass die Söhne und Töchter ihre Persönlichkeit jedoch im Kontext unternehmerbürgerlicher Lebensentwürfe entfalten sollten, stand für die Eltern, die beide in diesem Milieu sozialisiert worden waren, außer Frage.

### 3.5.2 Schulische Sozialisation

Vor dem Hintergrund steigender Wissens- und Kompetenzanforderungen durch die zunehmende unternehmerische Konkurrenz begann die Familie ab 1800, die Schulwahl konkret auf das unternehmerische Berufsfeld auszurichten. Für die Kaufleute und Fabrikanten im Bergischen Land exemplarisch ist das Bürger-Institut in Elberfeld, eine 1804 von Unternehmern gegründete private „Lehranstalt für die Kinder aus den höheren Ständen“. Sie reagierten damit auf das problematisch gewordene Curriculum der alten Lateinschulen und schufen zugleich eine exklusive Schule, die allein den eigenen Söhnen und Töchtern offenstand.<sup>38</sup> Unterrichtet wurden Naturkunde, Geschichte, Geographie, Mathematik, Deutsch, Französisch, Englisch, Religion und Zeichnen; Latein wurde fakultativ angeboten.<sup>39</sup>

Das Curriculum des Bürger-Instituts sollte die Söhne auf die Übernahme des väterlichen Betriebs, die Töchter auf die Führung eines Unternehmerhaushalts und die partielle Mittätigkeit im Unternehmen vorbereiten. So wurde z.B. der französische und englische Sprachunterricht im Institut konkret auf das spätere Berufsfeld des Kaufmanns und des Fabrikanten ausgerichtet.<sup>40</sup> Alle Kinder Johann Wilhelm Colsmans d.Ä. lebten beim Schulleiter Johann Friedrich Wilberg (1766-1846) im Pensionat, aus dem sie nur in den Ferien und an wenigen Wochenenden nach Hause zurückkehrten. Der Umgang mit Söhnen und Töchtern gleichrangiger Unternehmerfamilien und die längere Abwesenheit vom Eltern-

<sup>37</sup> FFA, B3,19, Anna Gertraud Colsmann an Marianne Colsmann, 18. Mai o.J. (1827).

<sup>38</sup> Vgl. Volkmar Wittmütz. *Schule der Bürger. Die höhere Schule im Wuppertal 1800-1850*. Wuppertal: Hammer, 1981. S. 44, S. 53.

<sup>39</sup> Vgl. FFA, B4g113, Zeugnishefte für Johann Wilhelm Colsmann d. J., 1813.

<sup>40</sup> Vgl. Archiv Neuborn E/E12, Englische und französische Schulhefte von Eduard Colsmann 1826-1827. Die Hefte enthalten deutsche Geschäftsbriefe, die ins Englische und Französische übertragen wurden. Vgl. Groppe. *Der Geist des Unternehmertums* (wie Anm. 7). S. 410ff.



haus eröffneten dabei die Möglichkeit der Entwicklung einer Wir-Identität als Schülergemeinschaft und als zukünftige gesellschaftliche Elite.

Wie auch in Humboldts Konzeption der Schule sollten die Schüler des Bürger-Instituts vor dem Hintergrund der Entstehung einer bürgerlich-liberalen Gesellschaft zugleich das ‚Lernen des Lernens‘ einüben: „Mein Thun in der Schule soll die Kinder dahin bringen, daß sie beim Lernen meiner immer weniger bedürfen [...] Mein Schüler soll also nicht bloß mein Schüler, er soll auch sein eigener sein.“<sup>41</sup> Daher sollte sich auch der Religionsunterricht aus den Fragen der Schüler entwickeln und nicht im Auswendiglernen des Katechismus bestehen.

Als Sohn eines niederen Beamten, ehemaliger preußischer Untertan und Volksschullehrer war der Schulleiter Wilberg von Kindheit an jedoch mit Gehorsamshierarchien in viel nähere Berührung gekommen als die vermögenden bergischen Unternehmer. Die religiöse Erziehung wurde von Wilberg daher in eine Staatsauffassung eingebunden, die von den Bürgern keine Mitgestaltung, sondern lediglich tätigen Mitvollzug und Gehorsam forderte. „Nur echt fromme Bürger sind des Staates beste und stärkste Stützen, und wo Gott fromm gefürchtet wird, da ehrt man auch seine Einrichtungen auf Erden.“<sup>42</sup>

Während Bildungstheorie und Lehrplan des Bürger-Instituts den Erziehungszielen Johann Wilhelm und Anna Gertraud Colsmans voll entsprachen, zeitigte die religiöse und politische Erziehung langfristig ‚Nebeneffekte‘, die den elterlichen Überzeugungen zuwider liefen. Gegen ihre bürgerlich-liberale Weltdeutung, die eine diesen Prinzipien folgende Staats- und Gesellschaftsordnung präferierte, stand nun ein Religions- und Politikverständnis ihrer Kinder, das die obrigkeitlich strukturierte politische Ordnung – seit 1815 war das ehemalige Herzogtum Berg Teil der neuen preußischen Provinz Jülich-Kleve-Berg, seit 1822 Teil der neuen preußischen Rheinprovinz – zunehmend akzeptierte und sich mit ihr identifizierte.

---

<sup>41</sup> Johann Friedrich Wilberg. *Der Schulmeister Lebrecht, wie er über sein Amt dachte und darin wirkte. Eine Schrift für Lehrer und Schulfreunde.* Elberfeld: Bueschler, 1820. S. 64f.

<sup>42</sup> Johann Friedrich Wilberg. *Unterrichten und Lehren, über Schulen, Lehrweisen etc.* Essen: Baedeker, 1834. S. 25.

### 3.5.3 Religiöse Sozialisation

In der ab 1800 geborenen Kindergeneration der Familie Colsmann trat vor dem Hintergrund einer liberalen familialen Erziehungspraxis die Unternehmensnachfolge jetzt auch als individuell zu entscheidende Verantwortungsübernahme in den Blick. Im Bewusstsein Johann Wilhelm und Anna Gertraud Colsmanns sollten sich die Söhne dagegen zu Persönlichkeiten entwickeln, die in der Lage waren, selbstständig Entscheidungen zu fällen, ohne das unternehmerische Milieu zu verlassen. Für die Söhne bedeutete dies eine paradoxe Erziehungssituation: die Freiheit ihrer Entwicklung sollte nicht Freiheit *von*, sondern nur Freiheit *zu* etwas sein. *Wie* die Unternehmensnachfolge, die bedingt durch die Sozialisation in einem weitgehend geschlossenen wirtschaftsbürgerlichen Milieu von den Söhnen schließlich angetreten wurde, aber darüberhinaus in den Identitätswurf der Nachfolger integriert werden sollte, oblag diesen selbst. Im Bergischen Land bot sich hierfür die ab 1800 zunehmend an Einfluss gewinnende evangelische Erweckungsbewegung an, die unter der Führung junger reformierter, oftmals aus Preußen stammender Pfarrer mit chiliasistischer Vehemenz auf die Ereignisse der Französischen Revolution und die französische Herrschaft am Rhein reagierte.<sup>43</sup>

Das weltanschauliche Koordinatensystem der Erweckungsbewegung kann folgendermaßen beschrieben werden: Ein ganzheitliches religiöses Lebensreformkonzept sollte die Denk- und Gesellungsformen der Aufklärung und des deutschen Idealismus (gesellige Vereine, Lesegesellschaften, Salons) ablösen und ‚Herzenschristentum‘ die Menschen emotional vergemeinschaften. Damit verband sich häufig die Vorstellung eines neuen Gottesgnadentums: Wie Gott als Vater in Beziehung zu seinen gläubigen Kindern, war auch der – christliche – Staat eine patriarchalisch geordnete Familie, wodurch er die himmlische Ordnung spiegelte und darin seine Legitimation fand. Zugleich sollten sich die Erweckten als auserwählte Gemeinschaft begreifen, der es aufgetragen war, die christliche Botschaft in die Welt zu tragen – damit wurde das Elitebewusstsein der Unternehmerjugend angesprochen. Politisches, soziales, familiales und ökonomisches Feld als Felder mit jeweils eigenen Handlungslogiken sollten unter der romantischen Forderung des ganzheitli-

<sup>43</sup> Vgl. Gustav Adolf Benrath. „Die Erweckung innerhalb der deutschen Landeskirchen 1815-1888. Ein Überblick“. *Der Pietismus im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert*. Hg. Ulrich Gäbler. *Geschichte des Pietismus Bd. 3*. Hg. Martin Brecht u.a. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2000. S. 150-271.

chen religiösen Erlebens verbunden bzw. als gleichwertige Felder aufgehoben werden.<sup>44</sup>

Wie im Wuppertal insgesamt waren es auch in Langenberg anfänglich die die Jugendlichen und jungen Erwachsenen<sup>45</sup>, die sich von dem neuen religiösen Aufbruch begeistern ließen, während die ältere Unternehmergeneration sich weitgehend distanziert verhielt. In diesem Sinne schrieb Johann Wilhelm Colmsan d.Ä. an seine erweckungsbewegten Töchter im Heidelberger Pensionat:

[...] ihr kennt mein Herz und meine Liebe zu euch, wißt auch das ich kein Kopfhänger<sup>46</sup> bin, und es auch mit Gott nie werde, wenn ich meinen natürlichen Menschenverstand behalte. In den letzten zwey Jahr hundert hat man mehrern Lehren jetziger Zeit nicht gekannt, nemlich den Leuten die Hölle recht heiß zu machen, und den Teufel lebhaft vorzustellen u.s.w. ihr habt wohl dort [in Heidelberg, C.G.] Gelegenheit, euch von gelehrten und rechtschaffenen Männern darüber Gewißheit zu verschaffen.<sup>47</sup>

Vernunft und wissenschaftliche Erkenntnis setzte der Vater der schwärmerischen Religiosität seiner Töchter entgegen. Sie sollten sich durch Vernunfttätigkeit und wissenschaftsgestützten Unterricht zu einer Revision ihrer Überzeugungen durcharbeiten.

Für die bürgerliche Jugend und ihre Motivation, sich der Erweckungsbewegung anzuschließen, kann zunächst auf sozialisationstheoretische Überlegungen zurückgegriffen werden. Die junge, ab 1800 geborene Genera-

<sup>44</sup> Vgl. Ulrich Herrmann/Karin Priem (Hg.). *Konfession als Lebenskonflikt. Studien zum württembergischen Pietismus im 19. Jahrhundert und die Familientragödie des Johannes Benedikt Stangier*. Weinheim, München: Juventa 2001.

<sup>45</sup> Vgl. Tânia Ünlüdağ. *Mentalität und Literatur. Zum Zusammenhang von bürgerlichen Weltbildern und christlicher Erziehungsliteratur am Beispiel der Wuppertaler Traktate*. Köln: Rheinland, 1993. S. 133f.

<sup>46</sup> Kopfhänger meint in diesem Zusammenhang einerseits den Hang zur Melancholie, aber auch zur erweckungsbewegten Frömmelheit, die sich im Rückzug von der Welt und in ständiger, selbstquälerischer Selbstprüfung äußern konnte. Vgl. Lothar Pikulik. *Leistungsethik contra Gefühlskult. Über das Verhältnis von Bürgerlichkeit und Empfindsamkeit in Deutschland*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1984. S. 192f.

<sup>47</sup> FFA, B3,22, Johann Wilhelm Colmsan d.Ä. an Friederike und Marianne Colsmann, 2./3. November 1826.

tion wurde in einem Milieu sozialisiert, in dem die grundlegende Arbeit an einer bürgerlichen Lebensform, die Individualisierung, Leistungsdenken und Handlungsautonomie voraussetzte, bereits geleistet worden war. Die Kinder wuchsen dementsprechend in einem familialen Milieu auf, in dem die ‚Arbeit am Selbst‘ reflektierter Bestandteil der Erziehungspraxis geworden war. Daher war für sie nicht mehr das Ringen um Autonomie und Handlungskompetenz konstituierender und bewusstseinsprägender Faktor des Erziehungs- und Sozialisationsprozesses, sondern die Frage nach ihrer *besonderen* Individualität, abgehoben von dem Persönlichkeitsprofil ihrer Eltern.<sup>48</sup>

Begreift man die Jugendphase im Bürgertum ab etwa 1800 auch als Phase der Identitätsfindung und des Rollenexperiments, die durch die Freisetzung von Arbeit und die in den Familien eröffneten Freiräume zur individuellen Entwicklung entstand (Freiräume, über welche die Generation Johann Wilhelm und Anna Gertraud Colsmans in der Familie nur eingeschränkt, wohl aber außerhalb der Familie verfügt hatte), so lässt sich festhalten, dass die dritte Generation in der Jugendphase in eine Moratoriumsphase eintrat, in der sie nach ihrer persönlichen Identität suchte. Erst jetzt, mit der ab 1800 geborenen Generation, trat im psychosozialen Moratorium zusätzlich das Moment in Erscheinung, das die moderne Psychologie und Soziologie mit Adoleszenzkrise und Generationenkonflikt bezeichnen. Für die Eltern waren die neuen erweckungsbewegten Deutungsmuster nämlich höchst problematisch; für sie entstand ein klassischer Konflikt zwischen Erziehungszielen: Freiheit und Selbstständigkeit der Kinder einerseits, der Wunsch nach Fortsetzung des Familienunternehmens und der eigenen Lebensführung andererseits.

Erworbenes Familienvermögen als vorhandener, erbbarer Besitz, die inzwischen herausgehobene soziale Stellung der Familie, die im Bürger-Institut erworbene Wir-Identität als gesellschaftliche Elite, die Unternehmensnachfolge als Verantwortung für das um 1830 bereits über 70 Jahre bestehende Familienunternehmen – all dies befähigte und motivierte die junge Generation, sich wie die vor offenen Berufsmärkten stehenden Studenten der 68er-Bewegung, die sich durch Marxismus und Mao ‚erwecken‘ ließen, intensiv auf religiöse Fragen einzulassen und den säkularen Werther religiös nachzuerleben, ohne damit Berufsperspektive und familial erworbene Ansprüche auf eine angemessene Lebensführung und soziale Stellung grundsätzlich in Frage zu stellen.

---

<sup>48</sup> Vgl. Groppe. *Der Geist des Unternehmertums* (wie Anm. 7). S. 490ff.

Vor dem Hintergrund der national-religiösen Aufbruchsstimmung in den Befreiungskriegen gegen Napoleon eröffnete die Erweckungsbewegung den Geschwistern Colsman zudem eine Selbst- und Weltdeutung, die als Reform und Vollendung der bürgerlichen Identität ihrer Eltern begriffen werden konnte: Der äußeren Befreiung des Bürgertums aus der ständischen Gesellschaft und der Herrschaft der Franzosen sollte eine innere Befreiung, eine Veredelung des Herzens und des – religiös inspirierten – Geistes folgen.<sup>49</sup> Damit sollte zugleich ein religiöses Leben verbunden sein, das die eigenständige Bedeutung der Felder Politik und Wirtschaft, Familie und Gesellschaft, wie es in der Generation der Eltern der Fall gewesen war, aufhob. So schrieb Johann Wilhelm Colsman d.J. (1800-1856) von der Frankfurter Odermesse an seine Schwestern im Heidelberger Pensionat:

Heute sollte billig das Gewühl des Schachers ganz verbannt sein, aber keine, bis spät, beim Lampen Schein habe ich der Groschen halber, mich bemühen müssen; [...] Auf die Frage, von Dir, liebe Marianne, wie es nunmehr im Innern bei mir beschaffen sei, habe ich zum Theil am Anfang geantwortet, ich füge noch hinzu, daß es immer heller wird, in meiner Seele [...] Das Gebet ist das sicherste Mittel, um mit dem Urquell alles Seins, in Gemeinschaft zu bleiben [...].<sup>50</sup>

Die im reformierten Glauben geforderte Werkheiligung, von Johann Wilhelm Colsman d.Ä. bereits weitgehend säkularisiert und auf die Familie als neue sinnstiftende Einheit bezogen, erfuhr eine Abwertung zugunsten einer Haltung, in der die Einzelpersonlichkeit als ‚religiöser Virtuose‘ (Max Weber) sich grundsätzlich weniger als Werkzeug denn als Gefäß Gottes verstehen sollte. Dies bedeutete zugleich, dass das Familienunternehmen Teil, aber nicht Zentrum der erweckten Lebensführung sein konnte. Die Passivität, die damit als Haltung grundlegend verbunden war, stand im diametralen Gegensatz zur Lebensführung Johann Wilhelm Colsmans d.Ä., der darin eine Gefährdung der Geschäftstüchtigkeit seiner Söhne erblickte und diese heftig kritisierte. Im Rahmen einer zunehmend durch bürgerliche Normen und Werte geprägten Lebenswelt vermittelte die Erweckungsbewegung jedoch zugleich einen besonderen distinktiven Habitus, der die bürgerlichen Erweckten gleich-

<sup>49</sup> Vgl. Ünlüdağ, *Mentalität und Literatur* (wie Anm. 45), S. 127f.

<sup>50</sup> FFA, B3,22, Johann Wilhelm Colsman d. J. an Friederike und Marianne Colsman, 12. November 1826.

sam in die Position versetzte, die ihre Eltern mit säkularer Absicht eingenommen hatten: Avantgarde einer Verbürgerlichung bzw. jetzt einer Re-Christianisierung der Lebenswelt zu sein.

### 3.5.4 Religiöse Jugendkultur im Vormärz

Im Rahmen der Geschwistergemeinschaft und der gleichdenkenden Jugendlichen am Ort entstand über die trennenden Lehr- und Pensionatszeiten hinweg eine erweckungsbewegte Kommunikationsgemeinschaft, in der sich die Geschwister nicht mehr primär als Verwandtschaftsgemeinschaft begriffen, sondern als Mitglieder eines selbstgewählten, durch gleiche Überzeugungen und Erlebnisse gestifteten Bundes, der die anderen Erweckten gleichermaßen als ‚Brüder und Schwestern‘ integrierte. Durch diese Gemeinschaft unterstützten sich die Erweckten im Glauben und in den religiösen Bestrebungen:

O Marianne, Marianne! wie hab ich dich so lieb! wie denk ich so gerne an dich, wie bin ich so oft um dich, bei dir ja auch über dir, mit meinem Gebeth für Deine Seele! [...] Von unsern Mission-Stunden die nun in der Kirche gehalten worden, würde ich dir gerne erzählen, indeß vermthe ich, daß es die lieben Mädchen schon gethan haben; bei schön erleuchtetem Tempel waren 6 à 700 Zuhörer versammelt. [...] Du bist auch immer dabei, und winkest mit Lieb-Äugeln den Brüdern und Schwestern! Freue dich, der Herr ist unsrer Gemeine besonders gnädig!<sup>51</sup>

Mädchen tauschten in Briefen ihre religiösen Gedanken und die Ergebnisse ihrer Selbstprüfungen aus, ältere Geschwister übernahmen die religiöse Führerschaft für die jüngeren, junge Ehepaare verfassten gemeinsam unterweisende Briefe an die jeweiligen Geschwister im Sinne der Erweckungsbewegung.<sup>52</sup> Für die jungen Frauen und Männer waren die Briefe wichtige Medien innerhalb einer peer group-Sozialisation, die bewusst von der Welt der Nicht-Erweckten abgehoben wurde. In den Briefen wurden Identitätswürfe erprobt und diskutiert und die individuelle Entwicklung immer wieder neu der Zustimmung der anderen Erweckten unterworfen.<sup>53</sup>

<sup>51</sup> FFA, B3,22, Jacob Conrad Colzman an Marianne Colzman, 10. März 1828.

<sup>52</sup> Vgl. Archiv Neuborn A7, Die Schwägerin Heinriette Colzman an Eduard Colzman, 21. Juni 1829.

<sup>53</sup> Vgl. Groppe. *Der Geist des Unternehmertums* (wie Anm. 7). S. 495ff.

Frauen konnten gleichrangig an der neuen Gruppenkultur teilhaben: Ihre nach der Vorstellung der Zeit spezifische Emotionalität, Passivität, Sanftheit und Demut wurden neu diskursiviert und für beide Geschlechter verbindlich gemacht. Obwohl auch die Unternehmerfrauen der Vorgängergeneration das weibliche Rollenmuster kaum erfüllt hatten, eröffnete dessen Neufassung für beide Geschlechter den Frauen neue Möglichkeiten: z.B. die der religiösen Erzieherin in der Ehe. Im Februar 1830 antwortete Johann Wilhelm Colzman d.J. auf einen Brief seiner Verlobten Emilie Bleckmann:

Herzlich Geliebte! Ich halte es für meine süße Pflicht, dir vor Beendigung des heutigen Tagewerks dir noch zu sagen wie mich heute dein l. Brief welchen du schon am Donnerstag begonnen, erfreut hat [...] u. gebe dir dabei die Versicherung daß er viel dazu beigetragen hat mich aufzurichten u. meinen Sinn hinzulenken zu dem, der allein unser Friede u. unsere Freude sein kann u. sein will. Du hast wohl gethan mein Herz mich recht hinzuweisen zu dem, der uns den Himmel u. die Seligkeit erworben hat [...].<sup>54</sup>

Johann Wilhelm Colzman d.J. begriff seine Ehe als gemeinsamen Pilgerweg zu Gott<sup>55</sup>, auf dem der Frau häufig die Position einer Lenkerin und Führerin zugestanden wurde.<sup>56</sup> Die gemeinsame eheliche Lektüre der Bibel und religiöser Erbauungsbücher wurde in dieser Generation ebenso üblich wie das durch Männer und Frauen gemeinsam gestaltete erbauliche Gespräch in erweckten Zirkeln.

<sup>54</sup> Archiv ACE (Archiv Adalbert Colzman Erben), Konvolut Briefe Johann Wilhelm Colzman d. J. und Emilie geb. Bleckmann 1828-1855. Johann Wilhelm Colzman d. J. an Emilie Bleckmann, 26. Februar 1830.

<sup>55</sup> Eduard Colzman schrieb an seine Verlobte Sophie Wagener 1836: „Es ist gut wenn wir wissen, daß Alles, was uns begegnet, von einer liebenden Hand uns zufließt. Laß uns mit Gottes Beistand dahin trachten Kinder zu werden, die einen himmlischen Vater haben.“ Archiv AC (Archiv Eduard Colzman, Langenberg), Eduard Colzman an Sophie Wagener, 28. Oktober 1836 (Abschrift).

<sup>56</sup> Zum Komplex Frauen, Religiosität und Kirche im 19. Jahrhundert vgl. Lucian Hölscher. „Weibliche Religiosität? Der Einfluß von Religion und Kirche auf die Religiosität von Frauen im 19. Jahrhundert. *Erziehung der Menschen-Geschlechter. Studien zur Religion, Sozialisation und Bildung in Europa seit der Aufklärung.* Hg. Christoph Lüth/Margret Kraul. Weinheim: Deutscher Studien-Verlag, 1996. S. 45-62.

#### 4. Fazit

Erst in der Phase des Vormärz ist in der untersuchten Fabrikantenfamilie ‚Jugend‘ als Phase im Lebenslauf voll entwickelt. Jugendliche beginnen sich in der Familie Colzman ab da selbstbewusst als Träger einer neuen, anderen Zukunft zu verstehen und treten in Auseinandersetzung mit ihrer Elterngeneration und den etablierten Generationen in der Gesellschaft insgesamt. Dabei sind jugendliche Identitätsfindung und Protest historisch nicht durchweg ‚fortschrittlich‘ oder gar revolutionär im Sinne eines Umsturzes bestehender sozialer und politischer Verhältnisse gewesen. Rückblickend waren z.B. die erweckungsbewegten Jugendlichen politisch und sozial sogar deutlich ‚konservativer‘ gesinnt gewesen als ihre Elterngeneration. Dennoch suchten sie erstmals nach ihrer *besonderen* Identität, während ihre Elterngeneration noch den Anspruch auf Freiheit und Selbstbestimmung und die Arbeit an einem autonomen Selbst als einen Wert an sich begriffen hatten. Für ihre ab 1800 geborenen Kinder stellte sich dagegen die neue Frage, wie dieses ‚Selbst‘ jeweils in Abhebung von dem Persönlichkeitsprofil der älteren Generation konturiert werden sollte.

Dieses besondere ‚Selbst‘ konnte in der Generation der ab 1800 Geborenen ganz unterschiedliche Profile aufweisen. Angesichts eines vielen historischen Analysen implizit unterlegten Fortschritts- und Modernisierungskonzepts werden Jugendliche, die diesem Konzept auf den ersten Blick nicht entsprechen, zumeist nicht berücksichtigt. Verständlich werden jugendliche Lebensformen und -krisen, auch jugendliche Oppositionen zu bestehenden politischen und sozialen Verhältnissen und Generationenkonflikte, wie sie sich z.B. beim Jungen Deutschland artikulieren, aber erst, wenn sie in einen größeren sozial- und kulturhistorischen Zusammenhang gestellt werden können.





Stefan Ruppert (Frankfurt/M.)

## Jugend im Vormärz: Zur Formierung einer Lebensphase aus rechtshistorischer Sicht

Lebensalter und Lebensphasen sind das Resultat einer sozialen Definition.<sup>1</sup> Wir alle durchlaufen die unterschiedlichen Lebensphasen von Kindheit, Jugend und dem Erwachsenenalter bis zum eigentlichen Alter. Wie aber werden diese Phasen voneinander abgegrenzt? Für die Jugend ist der Befund aus juristischer Sicht weniger eindeutig als man mit Blick auf die Bedeutsamkeit der Volljährigkeit denken mag: Müsste man nach heute geltendem Recht den Beginn der Jugend datieren, so böte sich zunächst der 14. Geburtstag an. Hier beginnt nach § 19 des Strafgesetzbuchs die Strafmündigkeit und § 5 S. 1 des Gesetzes über die religiöse Kindererziehung erkennt die uneingeschränkte Bekenntnisfähigkeit zu. Aber schon bei diesem Gesetz endet die Eindeutigkeit. So ist bereits der Zehnjährige bei der Änderung des religiösen Bekenntnisses (§ 2 Abs. 3) zu hören und der Zwölfjährige kann sich gegen die Änderung seines Bekenntnisses wehren (§ 5 S. 2). Die beschränkte Geschäftsfähigkeit tritt nach § 106 des Bürgerlichen Gesetzbuchs bereits mit dem siebenten Lebensjahr ein. Auch der 15. und 16. Geburtstag bringen dem jungen Menschen weitere Rechte auf seinem Weg in die Volljährigkeit.<sup>2</sup> Hat man diese dann erreicht ist die Jugend aber nicht vorbei. Das Strafrecht beurteilt den jungen Menschen bis zum 21. Lebensjahr nach seiner Einsichtsfähigkeit, die gesetzliche Krankenversicherung versichert Familienmitglieder bis zum 25. Lebensjahr, und bei jungen Arbeitslosen soll die Bildung eines eigenen Hausstandes bis zu eben diesem Geburtstag erschwert

---

<sup>1</sup> Lebensalter orientiert sich am sozialen Konstrukt der Zeit, vgl. hierzu Kurt Weis. „Zeit der Menschen und Menschen ihrer Zeit – Zeit als soziales Konstrukt“. *Zeitkonzeptionen, Zeiterfahrung, Zeitmessung: Stationen ihres Wandels vom Mittelalter bis zur Moderne*. Hg. Trude Ehlert. Paderborn, 1997. S. 155-178.

<sup>2</sup> So kann man mit 15 nach § 11 Abs. 1 Nr. 2 des Zehnten Sozialgesetzbuchs in Verbindung mit § 36 des Ersten Sozialgesetzbuchs Anträge auf Sozialleistungen stellen und solche auch entgegennehmen. Der 16. Geburtstag bringt neben der Möglichkeit zum Erwerb diverser Führerscheine, § 7 Abs. 1 Nr. 4 StVZO, nach § 1 Abs. 2 des Ehegesetzes noch die Möglichkeit, unter bestimmten Voraussetzungen eine Ehe zu schließen. Diese Beispiele sind bei weitem nicht vollständig.

werden.<sup>3</sup> Je nach Kontext ist man also auch für Juristen noch jugendlich oder bereits erwachsen. Diese mehr oder weniger aktuellen Beispiele zeigen, dass es auch rechtliche Regelungen sind, die an der Definition einer Lebensphase mitwirken. Vorliegend wird davon ausgegangen, dass die Bedeutung solcher Rechtssätze für die Vermessung des menschlichen Lebenslaufs seit 1750 erheblich zugenommen hat. Dies gilt in besonderem Maße für die Entstehung des rechtlich geschützten Raums der Jugend.<sup>4</sup> Die Wandlung „vom ‚jungen Herrn‘ zum ‚hoffnungsvollen Jüngling‘“ hat ihre Wurzeln bereits im 18. Jahrhundert.<sup>5</sup> Eine Verdichtung rechtlicher Regelungen ist aber vor allem im Vormärz zu bemerken. Hier sollen lediglich die gesetzlichen Neuerungen betrachtet werden. Das sich dabei ergebende Bild müsste noch durch einen Blick auf Rechtsprechung und Diskussion in der Rechtswissenschaft komplettiert werden. Will man untersuchen, wie der rechtliche Status eines Jugendlichen im Vormärz konkretisiert wurde, so greift ein dogmengeschichtlicher Ansatz, der lediglich einige der oben beschriebenen Gesetze bis zu ihrer Entstehung zurück verfolgt, deutlich zu kurz. Bei dieser Lebensphase handelt es sich eben nicht um eine anthropologische Konstante, die jeweils in einem mehr oder weniger genau zu definierenden Alter eintritt. Trotz aller Normkontinuität und der zahlreichen Referenzen heute geltenden Rechts zu älteren Bestimmungen kann man überschlägig sagen, dass man im Vormärz aus juristischer Sicht früher jugendlich und später erwachsen war.<sup>6</sup> Normen des Privatrechts, des Arbeitsschutz- und Wehrrechts, vor allem aber des Schulrechts trugen zu einer rechtlich geschützten Lebensphase Jugend<sup>7</sup> bei. Zu beachten sind ferner die Gesetze über das Mindestalter für passives und aktives Wahlrecht. Diese Vielzahl neuer Regelungen in unterschiedlichsten Rechtsgebieten trachteten Juris-

<sup>3</sup> Im Gesetzgebungsverfahren ist ein neu einzufügender § 20 Abs. 2 SGB II, der eine Absenkung des ALG II Regelsatzes von jungen Menschen unter 20 Jahren auf 80 % der Normalleistung vorsieht.

<sup>4</sup> Vgl. dazu den auf alle Lebensphasen bezogenen Überblick von Stefan Ruppert. „Alter im Recht“. *Rechtsgeschichte* 9 (2006), S. 138-148.

<sup>5</sup> Walter Hornstein. *Vom „jungen Herrn“ zum „hoffnungsvollen Jüngling“ (Wandlungen des Jugendlebens im 18. Jahrhundert)*. Heidelberg, 1965.

<sup>6</sup> Allerdings trat mit der Senkung des Volljährigkeitsalters eine Verkürzung der Jugend ein, die dann durch längere Ausbildungszeiten und eine Verlängerung der Generationenfolge wieder revidiert wurde.

<sup>7</sup> Zur Geschichte der Jugend vgl. Winfried Speitkamp. *Jugend in der Neuzeit (Deutschland vom 16. bis zum 20. Jahrhundert)*. Göttingen, 1998 m. w. N.

ten in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in einem eigenen Fach, dem ‚Jugendrecht‘, zu systematisieren.<sup>8</sup> Viele der neuen Normen führten strikte Altersgrenzen ein. So wurde die Zahl der Tage, Monate und Jahre, die seit der eigenen Geburt vergangen waren, zum Anknüpfungspunkt rechtlicher Regelungen. Vereinfachend kann man sagen, dass an die Stelle eines je nach sozialem Zusammenhang variierenden sozialen Alters eben dieses kalendarische Alter trat. Keinesfalls darf in der Gesetzgebung des Vormärz der heute dominierende Schutzgedanke als gesetzgeberisches Motiv unterstellt werden. Vielmehr stehen hier der Erhalt einer durch die Industrialisierung bedrohten hergebrachten Ordnung und die Ausbildung fähiger Staatsdiener im Vordergrund. Demgemäß richteten sich auch viele dieser Rechtssätze nur an männliche Jugendliche. Wie bei modernen Gesetzen auch, ist der Geltungsanspruch dieser Normen uneingeschränkt. Gleichwohl haben sie mehr noch als zeitgenössisches Recht einen Appellcharakter. Ein Blick auf die Normdurchsetzung<sup>9</sup> lohnt deshalb bei allen damit verbundenen methodischen Schwierigkeiten.<sup>10</sup> Zu bedenken ist außerdem, dass sich einzelne Normen mindestens implizit nur an gewisse gesellschaftliche Schichten wandten. Das Verbot der Kinderarbeit betraf eben nur Arbeiterkinder und die Normen über die Bedeutung des Abiturs wandten sich bei aller behutsamen Öffnung der Gymnasien für mittlere Bürgerschichten eben nur an die wenigen Absolventen dieser Prüfung. ‚Die‘ Jugend gab es juristisch auch im Vormärz nicht.

## 1. Das Kontinuum des Privatrechts

Der junge Mensch stand bekanntlich bis weit ins 20. Jahrhundert juristisch unter väterlicher Gewalt. Seinen Eintritt in eine auch in wirtschaft-

---

<sup>8</sup> Der vorerst letzte Versuch stammt von Thilo Ramm. *Jugendrecht* (Ein Lehrbuch). München, 1990.

<sup>9</sup> Zu dem Begriff vgl. Dieter Simon. „Normdurchsetzung. Anmerkungen zu einem Forschungsprojekt des Max-Planck-Instituts für Europäische Rechtsgeschichte“. *Ius Commune* 1988. S. 201-208.

<sup>10</sup> Eine interessante Auseinandersetzung, die insbesondere kritisiert, dass der Begriff suggeriere, die Norm werde bis ins Letzte befolgt, findet sich bei Achim Landwehr. „Normdurchsetzung in der Frühen Neuzeit? Kritik eines Begriffs“. *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 2000. S. 146-162, insbesondere S. 152ff.

licher Hinsicht eigenständige Existenz regelten seit jeher Normen des Privatrechts. Der noch heute gebräuchliche Terminus der Geschäftsfähigkeit findet zwar erstmals im „Reichsgesetz betreffend das Alter der Großjährigkeit“ aus dem Jahr 1875<sup>11</sup> explizit Erwähnung. Schon seit den Zeiten des römischen Rechts regelten aber Normen die Wirksamkeit der von Minderjährigen vorgenommenen Rechtsgeschäfte.<sup>12</sup> Auch wenn der eine oder andere Zweifel angebracht ist, ob man in der Frühen Neuzeit sein eigenes Alter in jedem Fall genau kannte, schufen diese Normen doch den Rahmen für jedwede weitere Gesetzgebung. Wurde im älteren römischen Recht nach dem Grad der Reife zwischen dem 14. und 16. Lebensjahr über den Eintritt der Mündigkeit entschieden, so etablierte sich später für junge Männer die feste Altersgrenze des 14. Geburtstages. Mädchen galten bereits mit dem 12. Lebensjahr als mündig, wobei hier die Ehemündigkeit im Vordergrund stand. Sie erforderte natürlich das väterliche Einverständnis. Auch die insofern Mündigen wurden weiter bis zum Erreichen des 25. Geburtstags rechtlich geschützt. Zwar waren die von ihnen vorgenommenen Rechtsgeschäfte grundsätzlich gültig, konnten aber nachträglich für nichtig erklärt werden, wenn sie dem Betroffenen Nachteile brachten. Erst gegen Ende des 3. Jahrhunderts n.Chr. bedurften sie generell der Zustimmung des Vaters oder Vormunds.<sup>13</sup> Im Vormärz waren es vor allem die großen Kodifikationen des Allgemeinen Landrechts für die preußischen Staaten (ALR) aus dem Jahr 1794<sup>14</sup> und des in Teilen Deutschlands geltenden französischen Code Civil<sup>15</sup>, die für die Bestimmung der Minderjährigkeit maßgeblich waren. Zu erwähnen ist schließlich auch das Allgemeine Bürgerliche Gesetzbuch für die ge-

---

<sup>11</sup> Reichsgesetzblatt 1875, S. 71.

<sup>12</sup> Vgl. hierzu Andreas Thier. *Historisch-kritischer Kommentar zum BGB*. Bd. 1. Tübingen, 2003, §§ 104-113, Geschäftsfähigkeit, S. 365-400; einen Überblick über sämtliche diesbezügliche Normen des deutschen Privatrechts gibt Hans-Georg Knothe. *Die Geschäftsfähigkeit der Minderjährigen in geschichtlicher Entwicklung*. Frankfurt/M., 1983.

<sup>13</sup> Heinrich Honsell/Theo Mayer-Maly/Walter Selb, *Römisches Recht*, 4. Auflage Berlin, 1987. S. 94-96.

<sup>14</sup> Vgl. zur Geschichte des ALR und seiner Wirkung: *200 Jahre Allgemeines Landrecht für die preußischen Staaten (Wirkungsgeschichte und internationaler Kontext)*. Hg. Barbara Dölemeyer, Heinz Mohnhaupt. Frankfurt/M., 1995 m.w.N.

<sup>15</sup> Vgl. zu dieser Wirkung: *Richterliche Anwendung des Code Civil in seinen Geltungsberreichen außerhalb Frankreichs*. Hg. Barbara Dölemeyer/Heinz Mohnhaupt/Alessandro Somma. Frankfurt/M., 2006.

samt den Deutschen Erbländer der Österreichischen Monarchie (ABGB) von 1811. ALR und ABGB orientierten sich weitgehend am römischen Recht.<sup>16</sup> Unterschieden wurde jeweils zwischen Kindern, Unmündigen und mündigen Minderjährigen:

ALR I 1 § 25: Wenn von den Rechten der Menschen, in Beziehung auf ihr Alter, die Rede ist, so heißen Kinder diejenigen, welche das siebente, und Unmündige, welche das vierzehnte Jahr noch nicht zurückgelegt haben.

ALR I 1 § 26: Die Minderjährigkeit aber dauert [...], bis das vier und zwanzigste Jahr zurückgelegt ist.

ABGB § 21: Diejenigen, welche wegen Mangels an Jahren, [...] ihre Angelegenheiten selbst gehörig zu besorgen unfähig sind, stehen unter dem besonderen Schutz der Gesetze: Kinder die das siebente; Unmündige die das vierzehnte; Minderjährige, die das vier und zwanzigste Jahr ihres Lebens noch nicht zurückgelegt haben.

Eine Neuerung gegenüber dem römischen Recht stellte die Absenkung des Volljährigkeitsalters um ein Jahr auf 24 Jahre dar. Betont wurde im ALR das „Vermögen, mit Vernunft und Überlegung“ zu handeln.<sup>17</sup> Bemerkenswert ist dabei, dass die Unterscheidung zwischen Unmündigen und Minderjährigen lediglich von geringer Bedeutung war. Sie unterschieden sich nur in ihrem erb- und familienrechtlichen Status, also in der Fähigkeit, ein Testament zu errichten oder unter gewissen Voraussetzungen zu heiraten. Die Möglichkeit, Verträge zu schließen, war jeweils auf die Fälle begrenzt, in denen der Minderjährige lediglich einen Vorteil erwarb. War mit dem Geschäft eine Verpflichtung verbunden, so hing seine Wirksamkeit von der Zustimmung des Vaters oder eines Vormunds ab.<sup>18</sup>

Beide Kodifikationen kannten mit der Volljährigkeitserklärung ein Instrument, das es erlaubte, den unterschiedlichen Reifegrad junger Menschen zu berücksichtigen. Die rechtsdogmatische Figur der *emancipatio* stammte ebenfalls aus dem römischen Recht und sah die Entlassung der Kinder aus der väterlichen Gewalt, der *patria potestas*, vor.<sup>19</sup> Auch wenn sich noch heute Spuren dieser Normen im deutschen bürgerlichen Recht

<sup>16</sup> Zu den feinen Differenzierungen vgl. Knothe. *Die Geschäftsfähigkeit* (wie Anm. 12), S. 159ff.

<sup>17</sup> I 4 § 3 ALR

<sup>18</sup> I 5 § 11 ALR, die entsprechende Norm findet sich in § 865 S. 2 ABGB.

<sup>19</sup> Heinrich Honsell/Theo Mayer-Maly/Walter Selb. *Römisches Recht* (wie Anm. 13).

finden, so steht hinter ihnen doch eine frühneuzeitliche, in der Praxis vor allem nach dem Stand differenzierende Vorstellung. Beschrieben wurde damit zugleich eine Jugendphase, die durchaus eine eigene Berufstätigkeit unter Aufsicht des Vaters vorsah.

Standen die beiden genannten Kodifikationen noch weitgehend ungebrochen in der Tradition älterer Gesetzgebung, so brach der Code Civil mit derselbigen. Er senkte das Volljährigkeitsalter auf 21 Jahre. Auf die Unterscheidung zwischen Kindern, Unmündigen und Minderjährigen wurde gänzlich verzichtet, wobei die Rechtsprechung diese Altersgrenzen aber in der Praxis weitgehend beibehielt.<sup>20</sup> Der französische Gesetzgeber des Code Civil betonte ungleich stärker die Verantwortlichkeit des Jugendlichen gegenüber seinem Vater. Er selbst hatte die Möglichkeit, mit einer Klage von ihm geschlossene Verträge wieder aufzulösen. Lediglich die Einwilligung des Vaters zur Hochzeit blieb bis zum Erreichen des 25. Geburtstags erforderlich. Auch im französischen Recht gab es mit der *emancipation* die Möglichkeit, durch eine Willenserklärung des Vaters vorzeitig den Status eines *majeur* zu erhalten.<sup>21</sup> Interessant ist schließlich Art. 374, der ab dem 18. Geburtstag dem Jugendlichen erlaubt sich freiwillig und gegen den Willen des Vaters zum Militärdienst zu verpflichten. Mit 16 Jahren kann der Jugendliche über die Hälfte seines Vermögens testieren (Art. 903-904).

Dieser kurze Überblick über die zivilrechtliche Gesetzeslage zeigt eine starke Fortwirkung des römischen Rechts, das auch noch die Rechtslage im sächsischen BGB maßgeblich beeinflusste.<sup>22</sup> Diese Kontinuität ist keine Besonderheit des Rechts der Geschäftsfähigkeit, sondern gilt mehr oder weniger für alle Bereiche des Zivilrechts bis zum Inkrafttreten des BGB im Jahre 1900. Bis zur Volljährigkeit stand der Jugendliche unter väterlicher Gewalt. Eine feinere Segmentierung der Lebensphase Jugend gab es entweder nicht oder sie war für die Lebenswirklichkeit des Betroffenen

<sup>20</sup> Knothe. *Die Geschäftsfähigkeit* (wie Anm.12), S. 184ff.

<sup>21</sup> Vgl. dazu Murad Ferid/Jürgen Sonnenberger. *Das französische Zivilrecht*. Bd. 1, Allgemeine Lehren des französischen Zivilrechts. 2. Auflage Heidelberg, 1994. Rn. 1 F 328f.

<sup>22</sup> Dieses trat zum 1. März 1865 in Kraft. Vgl. zum Einfluss des römischen Rechts auf diese Kodifikation Christian Ahcin. *Zur Entstehung des bürgerlichen Gesetzbuchs für das Königreich Sachsen von 1863/65*. Frankfurt/M., 1996. S. 289-303; zum Recht der Geschäftsfähigkeit in diesem Gesetz vgl. Andreas Thier. *Historisch-kritischer Kommentar zum BGB*. Bd. 1 Tübingen, 2003. §§ 104-113, Geschäftsfähigkeit, S. 383.

von untergeordneter Bedeutung. Eine Steuerungswirkung rechtlicher Regelungen ging nicht von dem weitgehend unveränderten Privatrecht, sondern von dem sich ausdifferenzierenden Öffentlichen Recht aus.

## 2. Wahlrecht

Die Verfassungen des Frühkonstitutionalismus zeigen bezüglich des Wahlalters ein unübersichtliches Bild. Es finden sich zahlreiche Differenzierungen nach passivem und aktivem Wahlrecht. Vor allem wird aber bezüglich der Zugehörigkeit zu unterschiedlichen Kammern differenziert.<sup>23</sup> So sah die Bayerische Verfassung vom 26. Mai 1818 vor, dass die Prinzen mit dem 18. Lebensjahr Mitglied der ersten Kammer werden sollten, ihr Stimmrecht aber erst mit 21 Jahren erhielten. Alle anderen Ratsherren wurden Mitglied mit 21 Jahren und konnten mit 25 Jahren auch abstimmen.<sup>24</sup> Die Abgeordnetenversammlung konnte man bei teilweise indirektem Wahlrecht ab dem 25. Lebensjahr wählen und man war ab dem 30. Lebensjahr selbst wählbar. Ebenso verfuhr die sächsische Verfassung vom 4. September 1831.<sup>25</sup> Die Kurhessische Verfassung vom 5. Januar 1831<sup>26</sup> war die erste deutsche Verfassung eines Mittelstaates, die lediglich eine Kammer vorsah. Entsprechend entfiel die Differenzierung des Wahlalters nach Kammern. Festgelegt wurde in § 67 Ziffer 2, dass aktives und passives Wahlrecht an das Erreichen des 30. Lebensjahres geknüpft waren. Der Marburger Staatsrechtler Sylvester Jordan, der maßgeblich Einfluss auf die Verfassung nahm und zahlreiche Vorarbeiten geleistet hatte, betonte, was in allen Verfassungen der Zeit bedeutsamer war als das eigentliche Wahlalter, dass nämlich das aktive Wahlrecht „hauptsächlich an materielle Interessen zu knüpfen“<sup>27</sup> sei. Im Vordergrund stand vielfach mehr der Status als das Alter.

---

<sup>23</sup> Eine Übersicht findet sich bei Markus Maria Groß-Böling. *Altersgrenzen im Wahlrecht (Entwicklung und systematische Bedeutung im deutschen Verfassungsrecht)*. Diss. Köln, 1993. S. 43-165.

<sup>24</sup> Abgedruckt in: Ernst Rudolf Huber, *Dokumente zur deutschen Verfassungsgeschichte*. Bd. 1. 3. Auflage Stuttgart, 1978, Nr. 53.

<sup>25</sup> Abgedruckt in: Huber, *Dokumente* (wie Anm. 24), Nr. 59.

<sup>26</sup> Abgedruckt in: Huber, *Dokumente* (wie Anm. 24), Nr. 58.

<sup>27</sup> Sylvester Jordan. „Über die Grundsätze, von welchen bei der Abfassung der kurhessischen Verfassungsurkunde ausgegangen ward“. *Jahrbücher der Geschichte und Staatskunst* 5 (1832), S. 212.



An dieser Stelle kann und soll nicht ins Detail gegangen werden; festzuhalten bleibt aber, dass die noch gering ausgeprägten demokratischen und vordemokratischen Teilhaberechte erst relativ spät ausgeübt werden konnten. Die Normen orientierten sich dabei mitunter an der oben skizzierten zivilrechtlichen Rechtslage. Fielen Volljährigkeit und Wahlalter wie bei der Kurhessischen Verfassung auseinander, so lag letzteres deutlich höher.<sup>28</sup> Vielfach noch höher lag das Mindestalter für öffentliche Ämter.

### 3. Fabrikarbeitsverbote

Der Vormärz mit seiner immer weiter fortschreitenden Industrialisierung ist auch die Zeit der ersten Jugendschutzgesetzgebung. Das preußische „Regulativ über die Beschäftigung jugendlicher Arbeiter in Fabriken“ vom 9. März 1839 stand als Beginn einer längeren Entwicklung lange Zeit im Fokus sozialgeschichtlicher Forschung.<sup>29</sup>

Der durch das Regulativ gewährte Schutz für Kinder und Jugendliche ist allerdings gering. Generell verboten wurde, Kinder „vor zurückgelegtem neunten Lebensjahr [...] in einer Fabrik oder bei Berg-Hütten- und Pochwerken“ zu beschäftigen.<sup>30</sup> Daneben war ein Verbot der Beschäftigung von Jugendlichen unter 16 Jahren statuiert, wenn kein dreijähriger regelmäßiger Schulbesuch nachgewiesen werden konnte oder es an der Fähigkeit zu lesen oder einem „Anfang im Schreiben“<sup>31</sup> mangelte. Ver-

<sup>28</sup> So legte etwa das Gesetz über die Festlegung des Volljährigkeitsalters in Kurhessen vom 13. September 1831 dieses auf 22 Jahre fest, vgl. dazu Groß-Böhting, *Altersgrenzen* (wie Anm. 23), S. 130-133.

<sup>29</sup> Die Literatur zu diesem Bereich ist nahezu unüberschaubar und soll hier nur in Auszügen wiedergegeben werden. Prägend war lange die Sichtweise von Günter K. Anton, *Geschichte der preußischen Fabrikgesetzgebung bis zu ihrer Aufnahme durch die Reichsgewerbeordnung*, Leipzig, 1891; überzeugend relativiert wird diese durch Günther Schulz, „Schulpflicht, Kinderschutz, technischer Fortschritt und öffentliche Meinung (Die Beschäftigung von Kindern in Fabriken und die Ursachen ihres Rückgangs)“, *Von der Landwirtschaft zur Industrie. Wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Wandel im 19. und 20. Jahrhundert. Festschrift für Friedrich-Wilhelm Henning zum 65. Geburtstag*, G.S. (Hg.), Paderborn, 1996, S. 61-76; zur Entstehung der Vorschrift vgl. Arno Herzig, „Kinderarbeit in Deutschland in Manufaktur und Proto-Fabrik (1750-1850)“, *Archiv für Sozialgeschichte* 23 (1983), S. 361ff.

<sup>30</sup> § 1 des Regulativs, PrGS 1839, S. 156.

<sup>31</sup> § 2 des Regulativs, PrGS 1839, S. 156.

sucht man die aus dem Gesetz sprechende Motivation des Gesetzgebers zu beschreiben, so ergibt sich eine Mischung aus frühneuzeitlicher ‚Armenpolicey‘ und Kampf gegen die Auswüchse der Industrialisierung. In § 6 wurde eine Freistellung für den Kommunion- und Konfirmandenunterricht normiert und in § 5 die Beschäftigung vor fünf Uhr morgens und nach neun Uhr abends untersagt. Keinesfalls lässt sich aus dem Gesetz also eine prinzipiell negative Einstellung gegenüber der Kinderarbeit herauslesen. Eine ähnliche Gesetzesinitiative findet sich außer in Preußen lediglich noch in Bayern im Jahr 1840.<sup>32</sup> Diese Norm orientierte sich weitgehend an dem preußischen Vorbild und legte als Mindestalter ebenfalls das Erreichen des 9. Lebensjahres fest. Das bereits früh industrialisierte Sachsen sah hingegen von Gesetzen die Kinderarbeit betreffend vollständig ab.

Das „Gesetz betreffend einige Abänderungen des Regulativs vom 9. März 1839“ aus dem Jahr 1853 sah schon restriktivere Rahmenbedingungen für die Beschäftigung jugendlicher Fabrikarbeiter vor.<sup>33</sup> Schrittweise wurde in § 1 das Mindestalter für die Beschäftigung auf zwölf Jahre angehoben. Bis zum vierzehnten Lebensjahr wurde die Arbeitszeit auf sechs Stunden beschränkt. Stellte dies einen Schutz junger Arbeiter dar, so wies man in demselben § 4 darauf hin, dass für diese Altersgruppe „ein in diese Arbeitszeit nicht einzurechnender dreistündiger Schulunterricht“ ausreichend sei.<sup>34</sup> Ferner wurde ein Bestandsschutz normiert: „Sollte durch die Ausführung dieser Bestimmung bereits bestehenden Anstalten die nötige Arbeitskraft entzogen werden, so ist der Minister für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten ermächtigt, im Einvernehmen mit dem Minister der Unterrichtsangelegenheiten auf bestimmte Zeit Ausnahmenvorschriften zu erlassen.“ Das mag sich in den Augen des heutigen Lesers zunächst nach einer halbherzigen Gesetzgebung anhören, man darf aber die hohe Hürde einer ministeriellen Ausnahmegenehmigung nicht unterschätzen. Immerhin wurden in § 5 die schon 1839 vorgesehenen Arbeitspausen von einer Viertel- auf eine halbe Stunde verlängert und man schuf durch eine Verschärfung der Melde- und Berichtspflichten die Voraussetzungen für eine bessere Normdurchsetzung.

Man darf die Bedeutung dieser Normen sicherlich nicht unterschätzen, stellen sie doch den Beginn einer Welle von neuer Schutzgesetzge-

---

<sup>32</sup> Regierungsblatt für das Königreich Bayern 1840, S. 97ff.

<sup>33</sup> PrGS 1853, S. 225-227.

<sup>34</sup> § 4, PrGS 1853, S. 226.

bung dar. Vor allem aber enthalten sie die ersten zaghaften Ansätze für eine Übergangsphase zwischen Kindheit und einer eigentlichen Vollerwerbsphase. Auch wenn das Konzept der Jugend als „psycho-sozialem Moratorium der Reifezeit“<sup>35</sup> sich fast ausschließlich an den höheren Schichten orientierte, so werden nun in der Fabrikgesetzgebung junge Arbeiter gegenüber Erwachsenen privilegiert.

In den Augen der Eltern und der frühen Arbeiterbewegung spielte der Gedanke des Jugendschutzes im heutigen Verständnis aber nur eine sehr untergeordnete Rolle. Sie hielten die Arbeit der Kinder vielfach für einen erforderlichen Beitrag zur Sicherung des familiären Auskommens.<sup>36</sup> Entsprechend regte sich Widerstand gegen diese Gesetzgebung keinesfalls nur aus den Reihen der Arbeitgeber, die sich vor steigenden Produktionskosten fürchteten, sondern sehr wohl auch von Seiten der Eltern.<sup>37</sup> Selbst die Arbeiterbewegung begrüßte bis weit in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts die Kinder- und Jugendarbeit, wie ein Zitat von Karl Marx belegt:

Wir betrachten die Tendenz der modernen Industrie, Kinder und Jugendliche beiderlei Geschlechts zur Mitwirkung an dem großen Werk der gesellschaftlichen Produktion heranzuziehen, als eine fortschrittliche, gesunde und berechtigte Tendenz [...] In einem rationellen Zustand der Gesellschaft sollte jedes Kind vom neunten Jahre an ein produktiver Arbeiter werden.<sup>38</sup>

Folgerichtig schrieben die neuen Gesetze mehr oder weniger den *status quo* fest und wurden in der Praxis wenig durchgesetzt. Vor allem aber betrafen sie nur einen sehr geringen Teil der jungen Arbeiter.<sup>39</sup> Die klassi-

<sup>35</sup> So Ulrich Herrmann. „Familie, Kindheit, Jugend“. *Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte*. Bd. 3: Von der Neuordnung Deutschlands bis zur Gründung des Deutschen Reiches 1800-1870. Hg. Karl-Ernst Jeismann/Peter Lundgreen. München, 1987, S. 55.

<sup>36</sup> Vgl. hierzu Dietrich Saalfeld. „Lebensstandard in Deutschland 1750-1860. Einkommensverhältnisse und Lebenshaltungskosten städtischer Populationen in der Übergangsperiode zum Industriezeitalter“. *Wirtschaftliche und soziale Strukturen im säkularen Wandel. Festschrift für Wilhelm Abel zum 70. Geburtstag*. Hg. Ingomar Bog u.a. Hannover, 1974, S. 418ff.

<sup>37</sup> Vgl. dazu Herzig. *Kinderarbeit* (wie Anm. 29), S. 370ff.

<sup>38</sup> Zitiert nach Speitkamp. *Jugend* (wie Anm. 7), S. 100.

<sup>39</sup> Vgl. hierzu Karl-Heinz Ludwig. „Die Fabrikarbeit von Kindern im 19. Jahrhundert. Ein Problem der Technikgeschichte“. *Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte* 1965. S. 63-85, insbesondere S. 68ff.

schen Bereiche von Kinder- und Jugendarbeit im Heimgewerbe und in der Landwirtschaft wurden nicht tangiert. Kinder- und Jugendarbeit wurde als selbstverständlich angesehen. Einschreiten wollte der Gesetzgeber nur dort, wo gewandelte Sozialstrukturen im Gefolge der Industrialisierung den ‚sittlichen Verfall‘ der Jugend oder die Fabrikarbeit allzu gravierende Gesundheitsfolgen befürchten ließ. Einen Versuch, die widerstrebenden Interessen zu einem Ausgleich zu bringen, stellten die Industrie- oder Fabrikschulen dar. Der Unterricht unter der Aufsicht des Unternehmers wurde vor allem von bürokratischer Seite favorisiert und immer wieder eingefordert. Größere praktische Bedeutung erlangten diese Bildungseinrichtungen aber kaum.<sup>40</sup> Aufgrund der technischen Entwicklung hatte zudem die wirtschaftliche Bedeutung der Kinder- und Jugendarbeit bereits in den 1840er Jahren ihren Höhepunkt überschritten.<sup>41</sup> Betrachtet man die Gesetzgebung zur Fabrikarbeit und die Diskussion bei ihrer Entstehung, so lassen sich zwei einander bisweilen überschneidende Phasen konstatieren. In der ersten dominieren Konzeptionen, die Kinder und Jugendliche sozial disziplinieren wollen. Sie sollen von der Betelei und sittlicher Verrohung abgehalten werden. Dabei erscheint auch die Fabrikarbeit als sinnvolles Instrument eines pädagogischen Programms. Erst als die neuen Lebensformen in der Folge der Industrialisierung mit einer Arbeit der Kinder außerhalb des direkten familiären Umfelds als Verfall gewertet wurden und man – wohl zu Unrecht – um die Gesundheit zukünftiger Soldaten fürchtete<sup>42</sup>, verstärkte sich die Bereitschaft zu stärkerer staatlicher Intervention. In einer zweiten Phase wurde die staatliche Erfassung von Daten forciert und es finden sich Ansätze zu einer Regulierung. Mehr und mehr wurde die Kinderarbeit in Fabriken zurückgedrängt. Für Jugendliche aus ländlichen und städtischen Unterschichten blieb die Arbeit aber integraler Bestandteil ihrer Lebenswirklichkeit. Allerdings schränkten rechtliche Regelungen das Ausmaß der Arbeitsbelastung ein und schufen so eine eigene Gruppe von Fabrikangestellten mit einigen Privilegien, aber auch deutlich schlechterer Bezahlung.

---

<sup>40</sup> Vgl. Wolfgang Neugebauer. *Absolutistischer Staat und Schulwirklichkeit in Brandenburg-Preussen*. Berlin, 1985. S. 568- 580.

<sup>41</sup> Vgl. etwa die Zahlen für die Kinderarbeit zahlenmäßig besonders relevanten Textilindustrie bei Wilfried Feldenkirchen. „Kinderarbeit im 19. Jahrhundert (Ihre wirtschaftlichen und sozialen Auswirkungen)“. *Zeitschrift für Unternehmensgeschichte* 1981, S. 19.

<sup>42</sup> Feldenkirchen. Kinderarbeit (wie Anm.41), S. 13ff.

#### 4. Schulrecht

Zentrale Bedeutung für die Etablierung einer geschützten Lebensphase Jugend kam der Schulgesetzgebung im Vormärz zu. So betraf die zunehmend erfolgreichere Durchsetzung der allgemeinen Schulpflicht alle Bevölkerungsteile und veränderte ihren Alltag ganz real. Bereits das General-Landschulreglement des Jahres 1763<sup>43</sup> sah eine allgemeine Schulpflicht vor:

§ 1: Zufoererst wollen wir, dass alle unsere Unterthanen, es moegen seyn Eltern, Vormuender oder Herrschaften, denen die Erziehung der Jugend obliegt, ihre eigene sowohl als ihrer Pflege anvertraute Kinder, Knaben oder Mädchen, wo nicht eher doch hoechstens vom fuenften Jahre ihres Alters in die Schule schicken, auch damit ordentlich bis ins dreyzehnte und vierzehnte Jahr continuiren, und sie so lange zur Schule halten sollen, bis sie nicht nur das noethigste vom Chrisenthum gefasset haben, und fertig lesen und schreiben, sondern auch von demjenigen Red und Antwort geben koennen, was ihnen nach den von Unsern Consistoriis verordneten und approbirten Lehr-Buechern beygebracht werden soll.<sup>44</sup>

Die Normdurchsetzung gestaltete sich bei der Schulpflicht allerdings besonders schwierig, weil eine staatliche Schulaufsicht nur rudimentär bestand und vielfach die für den regelmäßigen Besuch erforderlichen Schulen gar nicht vorgehalten wurden. Neben den Elementarschulen behaupteten sich lange Zeit Winkelschulen, die als private Einrichtungen stark an praktischen Erfordernissen der Wissensvermittlung orientiert waren. Das macht eine genaue Erfassung des tatsächlichen Schulbesuchs schwierig.<sup>45</sup> So wird für das Jahr 1800 in Deutschland ein Versorgungsgrad mit Elementarschulen in Höhe von 75 % angenommen, was aber noch nichts über die tatsächliche Auslastung dieser Ein-

<sup>43</sup> Zum Diskurs über die Schulpflicht im 18. Jahrhundert vgl. James Van Horn Melton. *Absolutism and the eighteenth-century origins of compulsory schooling in Prussia and Austria*. Cambridge, 1988, insbesondere S. 171 ff.

<sup>44</sup> Zitiert nach Berthold Michael/Heinz-Hermann Schepp. *Politik und Schule von der Französischen Revolution bis zur Gegenwart*. Bd. 1. Frankfurt/M., 1973, S. 76.

<sup>45</sup> Wolfgang Schmale. „Die Schule in Deutschland im 18. und frühen 19. Jh. (Konjunkturen, Horizonte, Mentalitäten, Probleme, Ergebnisse)“. *Revolution des Wissens? Europa und seine Schulen im Zeitalter der Aufklärung (1750-1825)*. Hg. Ders./Nan L. Duddle. Bochum, 1991. S. 648ff.

richtungen besagt.<sup>46</sup> Immerhin stieg die Zahl der eine Schule besuchenden Kinder seit 1816 von 60,3 % auf 82,4 % im Jahre 1846.<sup>47</sup> Man muss diese Zahlen in gewisser Hinsicht relativieren. Sie weisen erhebliche regionale Schwankungen auf, und vielfach erfolgte der Schulbesuch doch recht unregelmäßig. Insgesamt wurde der Zustand der Volks- und Elementarschulen in vielen deutschen Staaten als unbefriedigend empfunden. Entsprechend kam es zu zahlreichen Neuordnungsversuchen des Gesetzgebers, die alle zum Ziel hatten, zum einen den Schulbesuch zu verstetigen und zum anderen den die Schulwirklichkeit bestimmenden Gegensatz von Sommer- und Winterschule aufzuweichen oder, wenn möglich, aufzulösen.<sup>48</sup> Bis weit in das 19. Jahrhundert war der Schulbesuch in den Wintermonaten deutlich reger als in den arbeitsreichen Sommermonaten.<sup>49</sup>

Betraf die Sozialdisziplinierung im Bereich der Elementarschulen noch beide Geschlechter, so kam es im Bereich der weiterführenden Schulen zu den bekannten starken Differenzierungen. Hier wurde der für den höheren Staatsdienst auszubildende junge Mann zum Leitbild, das Frauen bewusst ausschloss. Waren die Mädchenschulen des 16. und 17. Jahrhunderts konfessionell motivierte Einrichtungen, so folgten zahlreiche Gründungen in den Jahren zwischen 1820 und 1830 einem gesellschaftlichen Bedürfnis. Es handelte sich meist um private Gründungen.<sup>50</sup> Gesetze, wie sie für die Ausbildung junger Männer erlassen wurden, finden sich hier kaum. Hierfür bestand keine Veranlassung, weil man Frauen für den Staatsdienst und andere qualifizierte Erwerbstätigkeiten nicht heranzog. Entsprechend zeigt sich im Bereich der Mädchenschulen eine höhere Bandbreite der Schulformen. Schülerinnen wurden noch standesspezifischer ausgebildet als die zunehmend auch aus dem mittleren Bürgertum stammenden späteren Beamten.<sup>51</sup>

---

<sup>46</sup> Schmale, *Schule in Deutschland* (wie Anm. 45), S. 653.

<sup>47</sup> Zahlen nach Feldenkirchen, *Kinderarbeit* (wie Anm. 41), S. 8.

<sup>48</sup> Neue Gesetze finden sich in Hessen-Darmstadt 1832, Sachsen 1835, Bayern 1836, Württemberg 1836, Braunschweig 1840 und Hannover 1845, Aufstellung bei Groß-Böling, *Altersgrenzen* (wie Anm. 23), S. 123f.

<sup>49</sup> Vgl. hierzu Wolfgang Neugebauer, *Absolutistischer Staat und Schulwirklichkeit in Brandenburg-Preussen*. Berlin, 1985, S. 468-510.

<sup>50</sup> Schmale, *Schule in Deutschland* (wie Anm.45), S. 662.

<sup>51</sup> Vgl. Erika Küpper, „Die höheren Mädchenschulen“. *Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte* (wie Anm. 35), S. 183f.

Ganz anders bei den höheren Knabenschulen.<sup>52</sup> Hier findet sich im Vormärz eine Vielzahl von Verordnungen, Regulativen und Reglements.<sup>53</sup> Die Verstärkung staatlicher Schulaufsicht, die Vereinheitlichung der Lehrinhalte, die bessere Ausbildung und Bezahlung der Lehrer, vor allem aber die Vereinheitlichung der Abschlussprüfungen führte erst im Vormärz zu einer für alle Angehörigen eines Jahrgangs konformeren Schulbiographie.

Die älteren Lateinschulen kannten noch keine einheitliche Jahrgangsversetzung. Die Schüler gehörten je nach Kenntnisstand in einzelnen Fächern unterschiedlichen Klassen an.<sup>54</sup> Entsprechend gab es kein spezielles Eintrittsalter für die Universität.<sup>55</sup> Seit 1788 kam es in Preußen zu mehreren Abiturreglements, die einen einheitlicheren Hochschulzugang anstrebten.<sup>56</sup> Die Bestimmungen der Jahre 1812<sup>57</sup> und vor allem 1834<sup>58</sup> stärkten das Abitur und machten es zur Voraussetzung für eine höhere Beamtenlaufbahn. Abiturienten und Absolventen des ‚Einjährigen‘ profitieren von einer Verkürzung des Wehrdienstes von drei Jahren auf eines.<sup>59</sup> Mit dem Reglement aus dem Jahr 1834 wird der zweijährige Primabesuch Pflicht und das Abitur zur alleinigen Voraussetzung für ein Universitätsstudium. Die Zeit der Kinderstudenten war vorbei, die länger dauernde männliche Schullaufbahn auf höheren Schulen weitgehend vereinheitlicht. Auch bei dieser Gesetzgebung kann man im Hinblick auf ihre Wirksamkeit einwenden, sie habe nur einen verschwindend geringen

---

<sup>52</sup> Vgl. zu ihrer Entwicklung Karl-Ernst Jeismann. „Das höhere Knabenschulwesen“. *Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte* (wie Anm. 35), S. 152-180.

<sup>53</sup> Eine zeitgenössische Übersicht findet sich bei Johann Daniel Ferdinand Neigebaur. *Die preussischen Gymnasien und höheren Bürgerschulen: eine Zusammenstellung der Verordnungen, welche den höheren Unterricht in diesen Anstalten umfassen*. Berlin, 1835.

<sup>54</sup> Einen kurzen Überblick bietet Margret Kraul. *Das deutsche Gymnasium 1780-1980*. Frankfurt/M., 1984. S. 17ff.

<sup>55</sup> Karl-Ernst Jeismann. *Das preussische Gymnasium in Staat und Gesellschaft*. Bd. 1. 2. Auflage Stuttgart, 1996. S. 107.

<sup>56</sup> Abgedruckt sind diese bis 1831 in: *Die Abiturientenprüfung vornehmlich im Preussischen Staate*. Hg. Friedrich Schultze. Liegnitz, 1831.

<sup>57</sup> Vgl. zu dem Abituredikt vom 25.6.1812 Jeismann. *Das preussische Gymnasium* (wie Anm. 55), S. 376ff.

<sup>58</sup> Vgl. hierzu Jeismann. *Das preussische Gymnasium* (wie Anm. 55), S. 207ff.

<sup>59</sup> Margret Kraul. *Das deutsche Gymnasium 1780-1980*, (wie Anm. 54), S. 17ff. Jeismann. *Das preussische Gymnasium* (wie Anm. 55), S. 39f.

Teil der Jugend im Vormärz betroffen. Dies hieße aber, vor allem die Langzeitwirkung dieser Normen zu unterschätzen. Diese familienzentrierte Lebensform des mittleren und höheren Bürgertums brachte für Jugendliche längere Ausbildungszeiten. Man lebte in finanzieller und juristischer Abhängigkeit vom Vater und bereitete seine eigene, je nach Geschlecht unterschiedlich zu gestaltende Zukunft vor. Hierfür schufen die Gymnasien den institutionellen Rahmen. Dieses Jugendbild wurde zum Leitbild zahlreicher weiterer Gesetze.

## 5. Resümé

Dieser sehr skizzenhafte Überblick sollte veranschaulichen, dass der Vormärz reich an neuem ‚Jugendrecht‘ war. Angedeutet werden konnte, dass diese Normen für die Rechtswirklichkeit von unterschiedlicher Relevanz waren. Die Normen stellten entweder, wie im Fall der zivilrechtlichen Mündigkeitsregelungen, keine Neuerung dar, oder sie betrafen, wie die neuen Fabrikarbeitsverbote, nur einen kleinen Teil der jugendlichen Bevölkerung. Das an alle adressierte Schulrecht wurde erst gegen Ende der untersuchten Epoche weitgehend durchgesetzt, bzw. die dafür erforderlichen Schulen und Lehrer waren erst dann vorhanden. Nicht erörtert wurde in diesem Überblick der wichtige Bereich des Jugendstrafrechts. Zwar finden sich bereits im Vormärz bedeutsame Diskussionen über die nicht lediglich mildere, sondern auch andere erzieherische Zwecke verfolgende Bestrafung junger Menschen.<sup>60</sup> In eine umfassende Kodifikation führte diese breit geführte Debatte aber erst mit dem Jugendgerichtsgesetz vom 16. Februar 1923.<sup>61</sup>

Ein weiterer Bereich wurde im vorliegenden Zusammenhang ausgespart. Es handelt sich um die Ehegesetzgebung als Reaktion auf die allgemeine Bevölkerungsentwicklung. Ein Grund für diese Auslassung ist die hervorragende Arbeit von Martin Fuhrmann zu diesem Thema.<sup>62</sup> In

<sup>60</sup> Vgl. hierzu Markus Fritsch. *Die jugendstrafrechtliche Reformbewegung (1871-1923)*. Freiburg i. Br., 1999. Älter ist die Diskussion um einen gesonderten Strafvollzug, vgl. hierzu Christine Dörner. *Erziehung durch Straf (Die Geschichte des Jugendstrafvollzugs 1871-1945)*. Weinheim, 1991.

<sup>61</sup> Reichsgesetzblatt 1923, S. 135ff.

<sup>62</sup> Martin Fuhrmann. *Volksvermehrung als Staatsaufgabe? Bevölkerungs- und Ehepolitik in der deutschen politischen und ökonomischen Theorie des 18. und 19. Jahrhunderts*. Paderborn, 2002.



den Zeiten des Pauperismus wurden wachsende Bevölkerungszahlen vielfach als Bedrohung empfunden, auf die der Staat zu reagieren hatte. Die merkantilistische Bevölkerungspolitik des 18. Jahrhundert hatte eine steigende Einwohnerzahl noch als Bestandteil absolutistischer Machtentfaltung betrachtet. Entsprechend stand die Steigerung der Ehequoten im Zentrum auch des Eherechts. Erst als die Ehe in Reihen reformorientierter Beamter als ein Bereich gesehen wurde, in den der Staat sich nicht einzumischen hatte, fielen Anreizsysteme zur Eheschließung weg. Die wirtschaftliche Krise des Vormärz brachte dann ein erneutes Aufleben einer interventionistischen Ehegesetzgebung.<sup>63</sup> Es liegt auf der Hand, dass diese aus der politischen und ökonomischen Theorie stammende Diskussion auch für Gesetzgebungsdiskussionen sorgte. Damit hatte sie auch auf die Lebenswirklichkeit von Jugendlichen Einfluss, weil das Heiratsalter entscheidend für das Ende der väterlichen Gewalt über den Jugendlichen ist. Das kann hier nur angedeutet werden.

Die Formierung der Lebensphase Jugend ist Teil einer „Institutionalisierung des Lebenslaufs.“<sup>64</sup> Die Zahl der Tage, Monate und Jahre, die seit unserer Geburt vergangen sind, haben für unseren rechtlichen Status in den letzten 200 Jahren erheblich an Bedeutung gewonnen. War man früher je nach Kontext zu sehr unterschiedlichen Zeiten alt, so sind es heute verstärkt die strikten Altersgrenzen und altersspezifische Normen im Recht, die uns alt oder eben jung machen. Die Jugend als rechtlich geschützte Lebensphase ist dabei in ihrer Entstehung älter als die vor allem durch die Rentenversicherung konstituierte Erwerbsbiographie und der Ruhestand.<sup>65</sup>

---

<sup>63</sup> Fuhrmann. *Volksvermehrung als Staatsaufgabe?* (wie Anm. 62), S. 224ff.

<sup>64</sup> Martin Kohli, „Die Institutionalisierung des Lebenslaufs (Historische Befunde und theoretische Argumente)“. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 1985, S. 1-29.

<sup>65</sup> Zur Konstituierung der Rentenphase vgl. Christoph Conrad. *Vom Greis zum Rentner (Der Strukturwandel des Alters von 1830 bis 1930)*. Göttingen, 1994.

Frank Mehring (Berlin)

„Sterben! was heißt das?“

Der jugendliche Freitod im politischen Vormärz

Sterben, was heißt das? Siehe, wir träumen, wenn wir vom Tode reden.

Johann Wolfgang von Goethe,  
*Die Leiden des jungen Werther* (1774)

Unsere Tage fordern Entscheidung für das Gesetz, das Gott seinen Menschen flammend in die Brust geschrieben hat. Bereitet Euch, entscheidet Euch auf Leben und Tod! [...] Der teutschen Sitte Kraft ist gespalten an dem Wust fremder Ziererei und hält sich nimmermehr im Hauseben, – fehlt uns für den Willen die Tat und der Jugend das Vaterland.

Karl Ludwig Sand,  
*Todesstoss dem August von Kotzebue* (1819)

## Einleitung

Mit der Veröffentlichung von Goethes populärem Briefroman *Die Leiden des jungen Werther* im Jahr 1774 geriet ganz Europa in den emotionalen Bann des Freitods. Auch wenn dem heutigen Leser sowohl das Pathos als auch die schwärmerische, schwülstige Hingabe Werthers den Zugang erschweren, vermochte Goethe zielsicher das Grundgefühl einer ganzen Epoche lebendig werden zu lassen und im Gefolge zu bestimmen. Im Schicksal der Romanfigur erkannten sich vor allem jugendliche Leser wieder. Sie begriffen das Werk als Ausdruck des Protests und der aufrechten Selbstdarstellung. Das Motiv des Freitods als letzte Zufluchtstätte tiefen Empfindens, das in der nüchternen Lebenswirklichkeit keine Erfüllung finden kann, verleitete zahlreiche junge Menschen zur „stillechten“ Nachahmung. Im Vormärz kam es zu einer Akzentverschiebung der Haltung zum Freitod, die maßgeblich auf die Burschenschaften und deren Handeln wirkte. An deutschen Universitäten vermischte sich eine sinnliche Romantisierung mit dem politischen Aufruf zum Heldentod, um sich für das Ideal der Freiheit zu opfern. An die Stelle der Poetisierung des Lebens, dem erklärten Ziel der Romantik, rückte die Poetisierung des Politischen, nämlich der Vision eines vereinigten deutschen Vaterlandes unter demokratischen Prinzipien.

Der vorliegende Artikel kontextualisiert die Faszination deutscher Studenten am Freitod in der Zeit nach den Befreiungskriegen am Beispiel von Karl Ludwig Sand. Er spürt den Repräsentationsformen in der Kunst, Literatur, Philosophie und Presse nach, um die politische Instrumentalisierung der jugendlichen Naivität offen zu legen. Der Artikel be- greift Ereignisse wie die Ermordung August von Kotzebues nicht nur als Attentat, sondern gleichzeitig als bewußt gewählten Freitod des Ausfüh- renden.

### I. Doppelstrategie des *Todesstoss dem August von Kotzebue*

Die Geschehnisse vom 23. März 1819 in Mannheim werden gemeinhin in die Geschichte politisch motivierter Morde eingeordnet<sup>1</sup> und als poli- tisches „Fanal epochal“ gedeutet.<sup>2</sup> Das Attentat des Jenaer Theologiestu- denten Karl Ludwig Sand auf den Schriftsteller August von Kotzebue bildet ein Schlaglicht der Geschichte, das blitzartig die politischen Miß- stände und sozialen Konflikte des beginnenden Vormärz erhellt. Dank der gezielten Inszenierung des Attentats durch Sand und der sensationa- listischen medialen Berichterstattung verbreitete sich die Nachricht einer aus den Fugen geratenen Jugend wie ein Lauffeuer – nicht nur durch Deutschland, sondern ganz Europa. Dabei erhitzten sich die Gemüter an der Frage der Motivation des Studenten, einen kaltblütigen Mord zu be- gehen. Karl Anton analysierte bereits 1819 in seinem als Aufklärungs- schrift drapierten Sensationsbericht *Entwicklung der Irrtümer welche Kotzebues Ermordung veranlassten* die Beweggründe Sands. Er evozierte dabei das Schreckgespenst einer entfesselten Jugend, die ohne moralische Schran- ken ihrer Mordgier freien Lauf ließe. Denn Sands Attentat und seine Rechtfertigungsschriften könnten „leicht junge Gemüter [...] blenden, und dahin irre [...] führen, daß sie gut heißen, was nicht gut geheißt werden darf, und vielleicht gar nachahmen, was sie verabscheuen soll- ten.“<sup>3</sup> Der Untertitel seiner Publikation „Zur Warnung für Jünglinge“

<sup>1</sup> Vgl. Hg. Michael Sommer. *Politische Morde. Vom Altertum bis zur Gegenwart*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2005. S. 157.

<sup>2</sup> Vgl. *Darstellungen und Quellen zur Geschichte der deutschen Einheitsbewegung im neun- zehnten und zwanzigsten Jahrhundert*. Hg. Christian Hünenörder. Heidelberg: Carl Winter, 1986. S. 7.

<sup>3</sup> Karl Anton. *Entwicklung der Irrtümer welche Kotzebues Ermordung veranlassten. Zur Warnung für Jünglinge, nebst drei Beilagen, enthaltend einen Abriss von Kotzebues und*

deutet auf die verbreitete Furcht vor Nachahmungstätern hin.<sup>4</sup> Joseph Goerres eröffnete mit seinem Essay *Kotzebue und was ihn gemordet*<sup>5</sup> noch im Todesjahr des Schriftstellers eine analytische Perspektive auf Sands Tat, die bis heute das wissenschaftliche Interesse bestimmt, wie die unlängst von George S. Williamson publizierte 53-seitige Abhandlung „What Killed August von Kotzebue“ belegt.<sup>6</sup>

Kaum eine der Publikationen hinterfragt kritisch den zweiten Plan, der hinter dem Attentat Sands stand: nämlich sich selbst in Anlehnung literarischer Vorbilder zu töten. Sand bereitete seinen in der Öffentlich-

---

*Sands Leben, so wie die Geschichte des Bahrts mit der eisernen Stirne.* Görlitz: Gotthold Heinze, 1819. S.11. Der Autor setzt dazu an, der unmittelbar nach Sands Hinrichtung einsetzenden Heldenverehrung als Märtyrer und den Versuchen, die Tat zu entschuldigen, entgegenzuwirken. Vor allem die guten Zeugnisse, die Sand von seinen Lehrern ausgestellt bekam, führten zu einer gefährlichen Verkennung der Realitäten hinter dem Attentat. Schließlich sei die Tat lange kaltblütig vorbereitet gewesen, ohne materielles Interesse oder Rachegefühle. Angesichts der Gefahr einer Welle jugendlicher Attentate leitet der Autor seine persönliche Pflicht ab, moralische Akzente für seine Leser zu setzen. Nach einer kurzen Darlegung der vermeintlichen Irrtümer, die hinter Sands Tat als Motive sich verbergen, geht Anton dazu über, die Biographien von Kotzebue und Sand aufzurollen. Dabei bringt er keine Erkenntnisse, die nicht schon über die rege Publikationstätigkeit deutscher Zeitungen ausführlich beleuchtet wurden. Insofern ist Antons Schrift ein frühes Beispiel für die mediale Zweitverwertung eines von großem öffentlichen Interesse verfolgten Skandals.

<sup>4</sup> Vgl. in diesem Zusammenhang die Rezeption von Goethes *Werther* in Gerd Mischler. *Von der Freiheit, das Leben zu lassen. Kulturgeschichte des Suizids.* Hamburg, Wien: Europa Verlag, 2000. S. 100. Die Furcht vor Nachahmungstätern war nicht unbegründet. Nur wenige Wochen nach Sands Amoklauf verübte der junge Apotheker Karl Loening, der wie Sand den Gießener „Schwarzen“ nahe stand, ein Attentat auf den Nassauischen Regierungsdirektor Karl von Ibell. Vgl. Friedrich Münch. *Gesammelte Schriften.* St. Louis, Missouri: Verlag C. Witter, 1902. S. 96. Die allgemeine Furcht vor studentischen Attentaten belegen Quellendokumente in Peter Brückner. „...bewahre uns Gott in Deutschland vor irgendeiner Revolution!“ *Die Ermordung des Staatsrats v. Kotzebue durch den Studenten Sand.* Berlin: Verlag Klaus Wagenbach, 1975. S. 49ff.

<sup>5</sup> Vgl. Joseph Goerres. „Kotzebue und was ihn gemordet“. *Gesammelte Schriften.* Hg. Wilhelm Schleeberg. Köln: Gilde-Verlag, 1929. Bd. 13. (S. 489-495).

<sup>6</sup> Williamson verankert Kotzebue weniger als kulturellen Außenseiter der ästhetischen, politischen und kulturellen Wertewelt der burschenschaftlichen Intellektuellen, sondern als integralen Bestandteil der Epoche. Der Autor schlußfolgert, daß Sand unter diesem Spannungsfeld litt und den scheinbaren Widerspruch mit seinem Meuchelmord auszulöschen versuchte. Dieser nicht

keit vollzogenen (gescheiterten) Freitod genauestens vor. Dies gilt für die Inszenierung selbst wie für die gezielte Steuerung der Rezeption durch verschiedene Schriften.

1. Sand verfaßte einen umfangreichen Abschiedsbrief an seine Familie („An alle die Meinigen“), eine Informationsschrift für die Burschenschaftler an seiner Heimatuniversität („Der teutschen Burschenschaft zu Jena“) und an alle Gleichgesinnten in Jena („Meinen Freunden teutschen Sinnes in Jena“)<sup>7</sup>. Die Briefe sind eher ungenau auf „Anfang März“ datiert, was auf eine längere Entstehungsphase deutet. Allen gemeinsam ist der Ton eines Nachrufs aus dem Jenseits. Sand nimmt seine eigene Ent-rückung bereits vorweg und inszeniert sich als religiöser Märtyrer für das Ideal der Freiheit.

---

besonders befriedigenden kurzen Formel, die Williamson als Schlußpointe formuliert, geht eine informative, sachkundige Erörterung der Tatumstände voran. Eine kritische Auseinandersetzung mit dem Freitodmotiv fehlt auch hier. George S. Williamson. „What Killed August von Kotzebue? The Temptations of Virtue and the Political Theology of German Nationalism, 1789-1819“. *The Journal of Modern History*. 72.4. (December 2000): S. 890-943. S. 943.

<sup>7</sup> Die Publikationsliste mit Beiträgen zu Karl Ludwig Sand und dem Attentat ist beachtlich. Vor allem die sofortige biographische Aufarbeitung von Täter und Opfer zeigt, wie immens das öffentliche Interesse war. Auch die Quellen von Sands Schriften und die gerichtlichen Untersuchungsprotokolle waren überraschend schnell zugänglich. Den ersten umfassenden Bericht mit Darstellung, Auswertung und Abdruck wichtiger Quellen bot Staatsrath von Hohnhorst (Hg.). *Vollständige Übersicht der gegen Carl Ludwig Sand wegen Meuchelmordes verübt an dem K. Russischen Staatsrath von. Kotzebue, geführten Untersuchung. Aus den Originalakten ausgezogen, geordnet und herausgegeben*. Stuttgart und Tübingen: J. Cotta'sche Buchhandlung, 1820. Das Werk erschien in zwei Bänden und umfaßte insgesamt etwa 500 Druckseiten. Es folgten kurze Zeit später die von Friedrich Cramer edierten *Acten-Auszüge aus dem Untersuchungsprozess über Carl Ludwig Sand, nebst andern Materialien zu Beurteilung desselben und Augusts von Kotzebue* (Altenburg und Leipzig, 1821). Eine weitere zentrale Quelle für die Sandrezeption bildete die Publikation seiner Tagebücher und Briefe. Diese erschienen ebenfalls 1821 unter dem Titel *Carl Ludwig Sand, dargestellt durch seine Tagebücher und Briefe von einigen seiner Freunde* (Altenburg, 1821). Im gleichen Jahr erschien eine Zusammenstellung der Bulletins, die August von Kotzebue für den russischen Zaren verfaßt hatte. Hiermit wurde eine weitere Quelle erschlossen, der eine große Signalwirkung in der Entscheidung zum Attentat zugesprochen wurde: *Noch Acht Beiträge zur Geschichte August von Kotzebues und C. L. Sands*. Hg. Friedrich Cramer. Mühlhausen: Typographische Societät, 1821.

So lebt wohl, ihr treuen Seelen! Es fällt die schnelle Trennung schwer, und eure Erwartungen, wie meine Wünsche sind wohl getäuscht, doch mag dies eine Vorbereitung sein und trösten, daß wir ja immer, was die Not des Vaterlandes erheischte, zuerst von uns selbst verlangten, was sich in mir zum unverbrüchlichen Grundsatz eingelebt hat.<sup>8</sup>

Daß dieser Abschied nicht mit einer Emigration begründet wird, wie einige Kritiker einräumen, sondern tatsächlich im Bewußtsein des Freitods nach dem Attentat gemeint ist, belegt Sand in der zweiten Hälfte des Schreibens an seine Familie.

Entgegen Sands anfänglicher Selbststilisierung zum Sprachrohr, nämlich als „Prediger des Evangeliums“ in der Nachfolge des Evangelisten Johannes, erkannte er die Notwendigkeit, vom Medium zum Akteur zu avancieren. Hier verschiebt sich der Akzent vom Prediger zur Figur des christlichen Religionsstifters Jesus Christus, der sich seinem Todeschicksal mutig ergibt. Sand erhebt den Opfertod zum ultimativen Beweis moralischer Integrität, religiöser Ergebenheit, Dienst am Vaterland und Liebesbeweis gegenüber den Eltern. „Aber sollte mich dieses alles abhalten, der nahen Gefahr des Vaterlandes selbst abzuwehren? Muß mich Eure unsägliche Liebe nicht geradezu anfeuern, den Tod einzusetzen für das gemeinsame Wohl und unserer Aller Streben?“<sup>9</sup> Keinen Zweifel an dem Plan des Attentats mit Freitod läßt das abschließende Zitat, in dem Sand die spätere Inszenierung bereits vorwegnimmt. „Das letzte Heil, das Höchste liegt im Schwerte, drück er den Speer ins treue Herz hinein, der (deutschen) Freiheit eine Gasse!“<sup>10</sup>

<sup>8</sup> Hohnhorst. *Vollständige Übersicht* (wie Anmerkung 7). S. 194.

<sup>9</sup> Hohnhorst. *Vollständige Übersicht* (wie Anmerkung 7). S. 195.

<sup>10</sup> Ibid. 197. Dieses Zitat bildet den Titel für den 1993 erschienenen historischen Roman von Tilman Röhrig (*Sand oder Der Freiheit eine Gasse*. Bergisch Gladbach: Gustave Lübbe, 1993). Der Autor webt ein Netz von zeitlich sich überlagernden Geschichten, die sich in der Retrospektive aus dem Fortgang des Gerichtsprozesses um Karl Sand zu einem Psychogramm formen. Der Autor stellt unter dem Leitmotiv „der Freiheit eine Gasse schlagen“ die sauber recherchierte Obsession Sands mit dem auf die Antike zurückgeführten germanischen Ehrbegriff und die Identifikation mit Jesus Christus zurück. Karl Follen wird dabei als „grosser Lehrer“ und Schlüsselfigur erst am Ende enttarnt. Letztlich schildert Röhrig in pathetischer Sprache und Bewußtseinsströmen die Geschichte eines verwirrten Einzelgängers, der Opfer seiner schrankenlosen Schwärmerei wurde. Fünf Jahre später arbeitete Heinz-Joachim Simon den geschichtlichen Stoff auf, indem er das Opfer in den Mittel-

Sand traf umsichtige, wenngleich naive Vorsichtsmaßnahmen, um andere Burschenschaftler nicht in den Sog strafgerichtlicher Verfolgungen zu ziehen, indem er „vor seinem Abgang“ den Austritt aus der Jenaer Burschenschaft beantragte.<sup>11</sup> Ebenso betonte er immer wieder die freie und eigenmächtige Entscheidung seiner Tat. Doch gerade diese Hervorhebungen zweifelten Kritiker früh an. Zahlreiche Indizien deuten darauf hin, daß Sand während seiner Zeit in Jena unter Karl Follens Einfluß stand. Der konservative Historiker Heinrich von Treitschke hat die Abhängigkeitsbeziehung überspitzt zusammengefaßt, indem er Follen als Drahtzieher und psychologisch geschickt taktierenden Manipulator unter den ihm ergebenen jugendlichen Anhängern charakterisierte.<sup>12</sup> Sands Bewußtsein, sich für die gerechte Sache der Freiheit und das Streben seiner burschenschaftlich Verbündeten aufopfernd einzusetzen, radikalisiert die emotionale Intimität von Goethes Briefroman. Die Kraft aus der Liebe zu einem Mitmenschen avanciert zur Liebe zur Freiheit eines zukünftigen deutschen Vaterlandes.<sup>13</sup>

---

punkt seiner Betrachtungen stellt. Die fantasievolle Aufarbeitung ist in eine Rahmenhandlung in der Gegenwart eingebettet, in der ein Onkel die Zeit der Burschenschaften und das Lebensgefühl des frühen 19. Jahrhunderts einem kleinen Jungen vor Augen führt. Der Autor läßt sich in großem Masse von Heinrich von Treitschkes Beschreibungen und Urteilen leiten. Die Motivation für das Attentat liegt demnach voll und ganz im Einflußbereich Follens. Heinz-Joachim Simon. *Kotzebue. Eine deutsche Geschichte*. München: Universitas, 1998. S. 89-99.

<sup>11</sup> Karl Sand. „Der teutschen Burschenschaft zu Jena“. Hohnhorst. *Vollständige Übersicht* (wie Anmerkung 7). S. 198.

<sup>12</sup> „Sicherlich hat der unselige Mensch [Sand] selbst geglaubt, daß er seinen Entschluß in voller Freiheit gefaßt habe, denn nur die aus eigener Überzeugung entspringende Tat ließ er gelten; es ist aber psychologisch unmöglich, daß der menschenkundige Karl Follen, der mit seinem Basilisknblick den wehrlosen Schwachkopf vollkommen beherrschte und in dieser dürftigen Seele wie in einem offenen Buch las, den Mordplan nicht bemerkt und nicht befördert haben sollte.“ Heinrich von Treitschke. *Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert*. 3 Bde. Leipzig: Hirzel, 1879-1897. Neue Ausgabe 1927. Bd. 2. S. 522.

<sup>13</sup> „Daß ich des Glückes hätte teilhaftig werden können, für *dich* zu sterben! Lotte, für *dich* mich hinzugeben! Ich wollte mutig, ich wollte freudig sterben, wenn ich dir die Ruhe, die Wonne deines Lebens wiederschaffen könnte. Aber ach! Das ward nur wenigen Edeln gegeben, ihr Blut für die Ihrigen zu vergiessen und durch ihren Tod ein neues, hundertfältiges Leben ihren Freunden anzufachen.“ Johann Wolfgang von Goethe. *Die Leiden des jungen*

2. Mit seiner Rechtfertigungsschrift *Todesstoß dem August von Kotzebue* erreichte Sand eine Aufmerksamkeit, die weit über die eigentliche Tat hinausging. Sie ermöglichte einer wissenshungrigen Öffentlichkeit, sich über Zeitungsorgane schnell zu informieren. Sand stellte somit bereits vorab sicher, daß seine freiheitlichen Ideale und bis zum Freitod gehende Opferbereitschaft weite Verbreitung fanden. „Ein Zeichen muss ich Euch des geben, muss mich erklären gegen diese Schlawfrheit [dieser Tage]“. <sup>14</sup> Einer der Kernsätze, der auch graphisch heraussticht, verweist auf die an Jesus Christus angelehnte Opferrolle für die Menschheit. „Ein Christus sollst du werden“. <sup>15</sup> Tatsächlich handelt es sich bei diesem Aufruf nicht um Sands eigenes Gedankengut, sondern um einen grundlegenden Gedanken des zu dieser Zeit in Jena dozierenden Professors Karl Follen. In Sands Tagebuch finden sich zeitgleich Einträge, die eine gedankliche Verbindung zwischen Attentat und Freitod nach dem Vorbild von Christus herstellen. <sup>16</sup>

Follen sah freiheits- und vaterlandsliebende Burschenschaftler als personifizierte Christusgestalten an. Christus selbst erscheint dabei als moralisch unantastbarer Führer, der sein Leben für die übergeordneten Ziele einer gerechteren Welt liebend opferte. In einem seiner Gedichte faßte Follen die Konzeption des Selbstopfers in poetischer Kürze wie folgt zusammen.

Dir bist du, Mensch, entfloh'n;  
Ein Christus sollst du werden, –  
Wie du ein Kind der Erden  
War auch des Menschen Sohn. <sup>17</sup>

---

*Werther. Werke.* Hamburger Ausgabe. 14 Bde. München: C. H. Beck, 1981. Bd. 6. S. 124.

<sup>14</sup> Karl Ludwig Sand. „Todesstoß dem August von Kotzebue“. *Vollständige Übersicht der gegen Carl Ludwig Sand wegen Menehelmordes verübt an dem K. Russischen Staatsrath von Kotzebue, geführten Untersuchung. Aus den Originalakte ausgezogen, geordnet und herausgegeben.* Staatsrat von Hohnhorst (Hg.). Stuttgart und Tübingen: J. Cotta'sche Buchhandlung, 1820. (187-191). S. 188.

<sup>15</sup> Sand. „Todesstoß dem August von Kotzebue“ (wie Anmerkung 14). S. 190.

<sup>16</sup> Hg. Robert Wesselhoeft. *Carl Ludwig Sand. Dargestellt durch seine Tagebücher und Briefe von einigen seiner Freunde.* Altenburg: Hahn, 1821. S. 150-151.

<sup>17</sup> Charles Follen. *The Works of Charles Follen with a Memoir of His Life.* Eliza Lee Cabot Follen (Hg.). 5 Bde. Boston: Hilliard, Gray, and Company, 1841. Bd. 1. S. 591.



Follen bringt hier seine Messiasbegeisterung, die auch Sand erfaßt hatte, auf den Punkt. Es klingt nicht nur der Wunsch an, selbst zu einem christusgleichen Held zu avancieren. Neben Friedrich Gottlob Klopstocks poetischer Hymne auf den „Messias“ (1749) hat sich auch das poetische Vorbild aus der Zeit der Befreiungskriege, nämlich Theodor Körner, in diesem Sinne mit den Themenbereichen Christus, Tod und Auferstehung auseinandergesetzt. Körners Gedichte „Das Abendmahl“, „Christi Erscheinung in Emmaus“ und „Christi Himmelfahrt“ entstanden zeitgleich mit seiner Vorbereitung auf die militärischen Auseinandersetzungen. Die Parallelführung von Passionsgeschichte und Dienst fürs Vaterland, vom Bewußtsein des nahenden Todes und dem Willen, dem göttlichen Plan der Aufopferung für das Wohl der Menschheit trotz aller Zweifel zu folgen, verweist auf Follens Identifizierung „ein Christus sollst du werden“. Körner nahm für die Befreiungskriege das Bewußtsein der Aufopferung für das Ideal der Freiheit vorweg, indem er indirekt sämtliche Kämpfer auf dem Schlachtfeld zu Gottgesandten stilisierte.

Denn kurze Frist nur hab' ich noch zu leben;  
Doch seid ihr meiner Seligkeit Genossen;  
Nehmt, Freunde, diesen Kelch und nehmt dies Brot:

Das ist mein Leib, den ich für euch gegeben,  
Das ist mein Blut, das ich für euch vergossen.  
Für euer Leben geh' ich in den Tod.<sup>18</sup>

Sand argumentierte, daß seine persönliche Überzeugung etwas von Gott sanktioniertes Heiliges symbolisiere und insofern moralisch nicht anfechtbar wäre.<sup>19</sup> Damit hatte er auch apologetische Fürsprecher wie den liberalen Berliner Theologen Martin Leberecht De Wette auf seiner Seite. Dieser wandte sich später in einem Beileidsbrief an Sands Mutter, um bemerkenswert versöhnliche Töne anzustimmen.

<sup>18</sup> Theodor Körner. *Leier und Schwert und andere Gedichte von Theodor Körner*. Otto Hellinghaus (Hg.). Münster: Aschendorffsche Buchhandlung, 1892. S. 78.

<sup>19</sup> Diese Haltung vertrat Sand auch später vor dem Mannheimer Untersuchungsgericht. Vgl. „Notizen aus dem Mannheimer Untersuchungs Acten über K.L. Sand's Verhältnisse zu verschiedenen dritten Personen, vorzüglich aber zu mehreren Vereinen oder Verbindungen.“ Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien. §10. Zitiert nach Eberhard Büsser. *Die Karlsbader Beschlüsse von 1819. Die endgültige Stabilisierung der restaurativen Politik im Deutschen Bund nach dem Wiener Kongress von 1814/15*. Hildesheim: Gerstenberg, 1974. S. 136.

Der Irrtum wird entschuldigt und gewissermaßen aufgehoben durch die Festigkeit und Lauterkeit der Überzeugung, und die Leidenschaft wird geheiligt durch die gute Quelle, aus der sie fließt. Er war seiner Sache gewiß, er hielt für Recht zu tun, was er getan, und so hat er recht getan.<sup>20</sup>

Neben dem Attentat sollte auch Sands eigene spektakuläre Hinrichtung dazu beitragen, daß seine Rechtfertigungsschrift eine möglichst weite Verbreitung fand. Dem kommandierenden Aufruf am Ende konnte somit besonderer Nachdruck verliehen werden. „Auf! Ich schaue den großen Tag der Freiheit! Auf, mein Volk, besinne dich, ermanne, befreie dich!“<sup>21</sup>

3. Neben den Briefen und dem Pamphlet *Todesstoß dem August von Kotzebue* tritt die theatralische Inszenierung des Freitods als dritte Komponente in Sands ausgefeilten Plan zum revolutionären Aufbegehren hinzu. Sand fertigte eine Skizze an, die ihn kniend vor einem gotischen Portal zeigt, an dessen Tor mit einem Dolch seine Anklageschrift gegen den vermeintlichen Vaterlandsverräter Kotzebue prangt. In diesem Szenario klingen deutliche Parallelen zu Luthers Thesenschlag an, der auch im „Todesstoß“ explizit Erwähnung findet.

Die Reformation, vor drei Jahrhunderten begonnen, wollte unser Volksleben nach dem Ebenbilde Gottes erneuen; – sie ist noch nicht vollbracht! Denn noch lastet Gewissenszwang, Knechtschaft, Zerrissenheit der Brüder auf unserem Lande, und keiner kann sich einer christlichen, rein menschlichen Ordnung erfreuen. Brüder, löset die alten Ketten des Papsttums, die Ketten der Herrscherwillkür! – Wir Teutsche – ein Reich und eine Kirche! [...] Die Reformation muß vollendet werden.<sup>22</sup>

<sup>20</sup> Zitiert nach Ernst Rudolf Huber. *Deutsche Verfassungsgeschichte seit 1789*. Bd. 1. 2. Aufl. Kohlhammer: Stuttgart, 1967. S. 730. Die öffentliche Reaktion auf die pathologischen Fälle war ausgesprochen ambivalent. Joseph Görres führte die Motivation für die Terrorakte auf den „bestehenden Despotismus“ zurück und suchte die Schuld damit eher bei der Politik als den Tätern. Er kommentierte seine Haltung als „Mißbilligung der Handlung bei Billigung der Motive“. Seine Einschätzung Kotzebues als „Kaiser allen Pöbels“ und „Abscheu aller Wohlgesinnten“ zeugt von seiner Verständnisbereitschaft für Sands „Verzweiflungstat“. Vgl. Joseph Görres. *Gesammelte Schriften*. Wilhelm Schellberg et al. (Hgg.). Bd. 13: *Politische Schriften (1817-1822)*. Köln: Gilde Verlag, 1929.

<sup>21</sup> Sand. „Todesstoß dem August von Kotzebue“ (wie Anmerkung 14). S. 191.

<sup>22</sup> Sand. „Todesstoß dem August von Kotzebue“ (wie Anmerkung 14). S. 190.

Sands persönliches „Revolutionsdrama“ als Opferinszenierung instrumentalisiert Versatzstücke nationalistischer Literatur und setzt das Fanal der Reformation für seine eigene Zeit performativ um. Er schlägt seine Thesen in der Nachfolge Luthers an das Portal in Mannheim. Die Zeichnung gibt Auskunft über den weiteren Verlauf. Sand hält in der linken Hand einen Dolch. Die angedeutete Blutspur hinter ihm weist darauf hin, daß er bereits seine Märtyrertat vollbracht hat und nun zwischen Diesseits und Jenseits auf seine eigene Himmelfahrt wartet. Die Perspektive gleicht derjenigen eines körperlos Entrückten, der sich selbst aus der Distanz beobachtet.



Abbildung: Skizze von Karl Ludwig Sand<sup>23</sup>

<sup>23</sup> Abgedruckt in Hohnhorst. *Vollständige Übersicht* (wie Anmerkung 7). S. 182.

Sand deklamierte nach seinem Meuchelmord feierlich die wohlüberlegten letzten Worte. Sie erinnern an die militärischen Hymnen Theodor Körners, die dramatisch-tragischen Höhepunkte in Heinrich von Kleists *Hermannsschlacht* (1809) und Friedrich Schillers *Wilhelm Tell* (1804). „Hoch lebe mein deutsches Vaterland und im teutschen Volke alle, die den Zustand der reinen Menschheit zu fördern streben. Gottlob es ist vollbracht“.<sup>24</sup> Wie in einer melodramatischen Theaterinszenierung sank Sand zu Boden, um kniend die Erfüllung eines vermeintlich göttlichen Auftrages zu verkünden. „Ich danke dir Gott für diesen Sieg.“<sup>25</sup> Dieses Stoßgebet vor dem Freitod ähnelt nicht nur dem Moment des Todes von Christus im Johannesevangelium, sondern auch der Schlüsselszene aus Goethes *Werther*, der in ähnlicher Weise den Schöpfer adressiert: „Ich danke dir, Gott, der du diesen letzten Augenblicken diese Wärme, diese Kraft schenkest.“<sup>26</sup> Im Anschluß an die Anrufung Gottes nahm Sand seinen langen Dolch, setzte ihn an seine linke Brust und drückte ihn langsam hin sich hinein – eine Szene, die Sand in Briefen bereits thematisch vorwegnahm und als Höhepunkt seines symbolträchtigen Opferfanals vermutlich wieder und wieder gedanklich durchgespielt hatte. Die minutiös geplante und konsequent ausgeführte Tat findet zahlreiche Parallelen in der Literatur des ausgehenden 18. Jahrhunderts.

## II. Todessehnsucht im Gefolge des „Sturm und Drang“

Sands Schwärmerei für den Heldentod orientierte sich an Vorbildern, die er in der Literatur der Sturm-und-Drang-Zeit vorfand. Um die Jahrhundertwende vom 18. zum 19. Jahrhundert entwickelte sich in Deutschland eine ästhetische Todesverklärung. In der Kunst und Literatur läßt sich eine zunehmende Sentimentalisierung des Sterbens beobachten. Der Tod wurde nicht mehr als schmerzlicher Abschied aus dem Leben, sondern romantisch verbrämt als „schön“ empfunden. Im Gefolge des „Wertherfiebers“ erschienen umfangreiche Sammlungen mit Selbstmörderbiogra-

<sup>24</sup> Hohnhorst. *Vollständige Übersicht* (wie Anmerkung 7). S. 74-75.

<sup>25</sup> Hohnhorst. *Vollständige Übersicht* (wie Anmerkung 7). S. 75.

<sup>26</sup> Johann Wolfgang von Goethe. *Die Leiden des jungen Werther. Werke*. Hamburger Ausgabe. 14 Bde. München: C. H. Beck, 1981. Bd. 6. S. 123.

phien.<sup>27</sup> Dichter und Künstler interpretierten die Vorstellung der Unsterblichkeit nicht mehr ausschließlich unter religiösen Vorzeichen als Unsterblichkeit der Seele. Sie koppelten den sakralen Bereich mit säkularen Aspekten rück und projizierten ihn in die Lebenswirklichkeit. Taten, Ideen und deren Verschriftlichung konnten Beispiele für die Überwindung des Todes liefern. Eines der eindringlichsten Zeugnisse der Todessehnsucht dieser Zeit liefert Novalis in seinen „Hymnen an die Nacht“.

Der Jüngling bist du, der seit langer Zeit  
 Auf unsern Gräbern steht in tiefen Sinnen;  
 Ein tröstlich Zeichen in der Dunkelheit –  
 Der höhern Menschheit freudiges Beginnen.  
 Was uns gesenkt in tiefe Traurigkeit  
 Zieht uns mit süßer Sehnsucht nun von hinnen.  
 Im Tode ward das ewge Leben kund,  
 Du bist der Tod und machst uns erst gesund.<sup>28</sup>

Als zentraler Impuls für die Umkodierung des Todes als ästhetische Kategorie kristallisierte sich das frühe Werk Goethes heraus. Vor allem seine Kunstfigur des Werther, die nur im Freitod den Ausweg für seinen gesellschaftlichen Fauxpas erkannte, avancierte in kürzester Zeit zum Vorbild zahlreicher Nachahmer und infizierte die europäische Jugend mit der „Krankheit zum Tode.“<sup>29</sup> Der Roman arbeitet mit der literarischen Technik der Briefsammlung, in der Werther seinem Freund Wilhelm seine Erlebnisse, Zweifel und schließlich die Lösung des Freitods offenbart. Die Perspektive des Lesers ist somit auf die des Protagonisten begrenzt. Das moralische Problem des Freitods als das „unabwendbare Ende des vorgeführten Charakters“ steht dabei nicht zur Debatte.<sup>30</sup> Sands umfangreiche Dokumentation seines Freitods in Pamphleten, Briefen und Tagebuchaufzeichnungen muß in diesem literarischen Zusammenhang gesehen werden.

In der Sturm-und-Drang-Phase der deutschen Literatur übte das Werk von Friedrich Schiller und hier vor allem die Gestalt des Schweizer

<sup>27</sup> Roger Willemsen (Hg.). „Einleitung“. *Der Selbstmord in Berichten, Briefen, Manifesten, Dokumenten und literarischen Texten*. Köln: Kiepenheuer und Witsch, 1986. (13-54). S. 23.

<sup>28</sup> Novalis, *Novalis Dichtungen*. Hamburg: Rowohlt, 1991. S. 61.

<sup>29</sup> Vgl. Mischler. *Von der Freiheit, das Leben zu lassen* (wie Anm. 4). S. 103.

<sup>30</sup> Ingrid Engel. *Werther und die Wertheriaden. Ein Beitrag zur Wirkungsgeschichte*. St. Ingbert: Röhrig, 1986. S. 79.

Freiheitskämpfers *Wilhelm Tell* eine starke Wirkung auf das Rechtsempfinden nachfolgender Studentengenerationen.<sup>31</sup> In der Zeit vor dem Ausbruch der Befreiungskriege 1813 überzog Deutschland das patriotische Pathos in einer bis dato ungekannten Dimension und mobilisierte eine begeisterte Armee Jugendlicher gegen den „verhassten Unterdrücker“ Frankreich. In seinen weit verbreiteten *Reden an die deutsche Nation* beschwor Johann Gottlieb Fichte 1808 die Einheit des deutschen Volkes und rief zu den Waffen.

Alle Zeitalter, alle Weisen und guten, die jemals auf dieser Erde geatmet haben, alle ihre Gedanken und Ahnungen eines Höhern mischen sich in diese Stimmen und umringen euch und heben flehende Hände zu euch auf; selbst [...] die Vorsehung und der göttliche Weltplan bei Erschaffung eines Menschengeschlechts [...] beschwöret euch, seine Ehre und sein Dasein zu retten.<sup>32</sup>

Was Fichte hier noch umständlich als „heiligen Sinn“ bezeichnet, nämlich die Auserwählung Deutschlands, eine Weltordnung zu etablieren, sollte neben Gottlob Ferdinand von Schenckendorff, Joseph von Eichendorff und Friedrich Rückert vor allem Theodor Körner in prägnanten kurzen Gedichten auf den Punkt bringen. Wie kein anderer vermochte Körner den Freitod für die Vision eines von Tyrannenherrschaft, in diesem Fall den französischen Besatzungsmächten, befreiten Deutschland zu stilisieren. *Leier und Schwert* (1814) lautete denn auch der bezeichnende Titel seiner Sammlung von Kriegsgedichten. Welche Verbindungen bestehen zwischen Sands Attentat und der zeitgenössischen literarischen Stilisierung des Freitodes?

Körner galt als repräsentatives Beispiel eines patriotischen Nationaldichters, der sich für seine Überzeugung tatkräftig einsetzte. Sein ebenso vages wie nationalistisch überzogenes Bild vom „Vaterland“ galt es um

---

<sup>31</sup> Seiner lebenslangen Faszination und Verehrung für Schiller verleiht Follen in den USA mit einer Vorlesungsreihe an der Harvard Universität zu Schillers Leben und Werk Ausdruck. Mit diesem für die amerikanische Rezeption maßgeblichen Überblick begibt er sich auf eine Reise, die ihn 1831 u.a. nach New York führen soll. Seine Frau publizierte die Fragmente in den *Collected Works* (1841). In diesem Zusammenhang vgl. Frank Mehring, *Karl/Charles Follen. Deutsch-Amerikanischer Freiheitskämpfer*. Gießen: Ferber'sche Universitätsbuchhandlung Gießen, 2004. S. 117ff.

<sup>32</sup> Johann Gottlieb Fichte. *Reden an die deutsche Nation*. Leipzig: Reclam, 1907. S. 188.

jeden Preis zu realisieren. Körners romantisierter Nationsbegriff begreift Deutschland weniger als territoriales Gebilde, sondern vielmehr als Kultur- nation, die über Sprache, Recht, Religion, Sitte und gemeinsame Geschichte begründet wird. In diesem Gemenge harmonisiert der Dichter alle gesellschaftlichen, parteipolitischen und religiösen Spannungen. Die Entscheidung zum Opfertod „für die Freiheit und für die Ehre seiner Nation“<sup>33</sup> bezieht ihre Einflüsse aus dem literarischen Spektrum von Friedrich Gottlieb Klopstock über Johann Gottlieb Fichte bis hin zu Friedrich Schiller, aber auch von Friedrich Schlegel und Adam Müller. Im politischen Aktionismus von 1813 vereint sich schließlich Patriotismus, Kriegsbegeisterung und Franzosenha zu einer kritischen Masse. Den selbstlosen Freitod für das Vaterland nahm Körner bereits vielfach poetisch vorweg. Der Einzelne werde lediglich daran gemessen, mit welchem Einsatz er für das Vaterland gekämpft hatte. Letztlich verneint Körner die in *Was uns bleibt* gestellte Frage „Gibt es keine Freiheit, als den Tod?“ Die Vision eines freien Vaterlandes rechtfertigt und bedinge geradezu den höchsten Einsatz, nämlich den des eigenen Lebens.

Mag die Hölle drohn und schnauben;  
 Der Tyrann reicht nicht hinauf,  
 Kann dem Himmel keine Sterne rauben;  
 Unser Stern geht auf!  
 Ob die Nacht die freud'ge Jugend töte,  
 Für den Willen gibt es keinen Tod;  
 Und des Blutes deutsche Heldenröte  
 Jubelt von der Freiheit Morgenrot.<sup>34</sup>

Körner sollte tatsächlich seinen Einsatz mit dem Leben bezahlen, als er bereits in der Anfangsphase der militärischen Auseinandersetzungen am 26. August 1813 bei Gadebusch in Mecklenburg seinen Kriegsverletzungen erlag. Für viele, die an der Legendenbildung um seine Person beteiligt waren, drückte der Tod auf dem Schlachtfeld seiner Dichtung den Stempel der Authentizität auf. Körner nahm die Dichtkunst in die Pflicht politischer Visionen, instrumentalisierte sie für den Dienst an der

---

<sup>33</sup> „Körner an den Vater. Wien, am 10. März 1813“. *Theodor Körner. Briefwechsel mit den Seinen*. Augusta Weldler-Steinberg (Hg.). Leipzig: Quelle & Meyer, 1910. S. 218ff.

<sup>34</sup> Körner. *Leier und Schwert* (wie Anmerkung 18). S. 48-49.

Waffe.<sup>35</sup> Das daraus erwachsene Gefühl der Zusammengehörigkeit und der suggestiv optimistische dürfen in ihrer Wirkung nicht unterschätzt werden. Körner vermochte die patriotischen Gefühle seiner Zeit pointiert auf einprägsame Formeln zu bringen. Die vermeintliche Alternative zwischen Freiheit und Tod aktivierte vor allem unter Jugendlichen und Studenten die Bereitschaft, sich auf dem vielbeschworenen „Altar der Freiheit“ zu opfern. Körner stellte den Kampfeinsatz als gottgewollt, den Verlauf als von Gott gelenkt dar. Dabei befreite der Autor die Diskussion von politischen Überlegungen. In *Aufruf* führte er Werte wie Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewissen an, die durch die französischen Herrscher verletzt würden. Die Schlußfolgerung daraus läßt keinen Zweifel an dem gottgerechten Unterfangen, zu dem Körner nun aufrief: „Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen:/ Es ist ein Kreuzzug, 's ist ein heil'ger Krieg.“<sup>36</sup> Die religiöse Übersteigerung, die Krieg als Gottesdienst begreift, fordert auch der Poet, Mystiker und selbsternannte Prophet Ernst Moritz Arndt. Der Tod fürs Vaterland sei der größte Verdienst des Freiheitskämpfers.<sup>37</sup>

Einen Präzedenzfall für den Opfertod boten die Napoleonischen Befreiungskriege. Kennzeichnend war die überschwängliche Begeisterung für die nationale Sache. Eine Vielzahl von zumeist jugendlichen Freiwilligen meldete sich zum Militärdienst, um sich für die Ideale der Freiheit und eines geeinten Nationalstaates zu engagieren. Auch Sand gehörte zu jenen, die sich meldeten. In einem Brief an seine Eltern vom 28. April

<sup>35</sup> Zahlreiche von Körners pathetisch-hymnischen Gedichte aus dem Sammelband *Leier und Schwert* wurden vertont und begleiteten die Soldaten auf ihren Feldzügen gegen Frankreich. Besonders beliebt waren die Kompositionen Carl Maria von Webers für „Männer und Buben“, „Schwertlied“, „Lützows wilde Jagd“, „Mein Vaterland“ und „Herz lass dich nicht zerspalten“. Ebenso erklangen regelmäßig Himmels „Gebet vor der Schlacht“ oder Bornhardts „Aufruf“ und „Bundeslied vor der Schlacht“.

<sup>36</sup> Körner. *Leier und Schwert* (wie Anmerkung 18). S. 24.

<sup>37</sup> „Der Krieg [...] für das Vaterland und für die Freiheit ist ein heiliger Krieg, und die Menschen müssen also ihre Herzen und Gedanken zu Gott und zum Himmel erheben [...]. Sowie die junge Mannschaft [...] versammelt ist, wird feierlich Gottesdienst gehalten [...]; es wird ihnen eingeschärft, dass der Tod fürs Vaterland im Himmel und auf Erden ein grosses Lob ist; es wird durch Recht und Predigten und durch geistliche und kriegerische Lieder ihr Gemüt zu Treue, Ruhm und Tugend entzündet.“ Ernst Moritz Arndt. „Was bedeutet Landsturm und Landwehr?“ *Die Befreiung 1813, 1814, 1815. Urkunden, Berichte, Briefe*. Hg. Tim Klein. Ebenhausen: Langewiesche, 1923. S. 145ff.



1813 erklärt er, daß der Dienst an der Waffe eine konsequente Fortsetzung seines göttlichen Auftrages im Rahmen seiner Theologiestudien sei. Hier klingen bereits die aus der patriotischen Dichtung bekannten Formeln des Militärdienstes als Gottesdienst an. Die Charakterisierung der Franzosen ist von Haß und Vorurteilen geprägt. Aus Sands Perspektive erscheinen sie als Gesindel und wütende Banden, die götzenhaft Napoleon verehren.<sup>38</sup> Demgegenüber stehen die „braven Norddeutschen“ und die selbstlose Jugend. An dem siegreichen Ausgang gibt es für Sand keine Zweifel, da er Gott auf der Seite der vermeintlich gerechten Sache der Deutschen wähnt. Dennoch zeigt seine Sprache, daß für den Einzelnen der Opfertod eine reflektierte Komponente in der Entscheidung zur Kriegsteilnahme spielt: „von allen Seiten geschehen Ehrerbietungen zu freiwilligem Dienste und Tode für's Vaterland.“<sup>39</sup> Den Einsatz des Lebens rechtfertigt Sand damit, daß die äußere Freiheit des deutschen Volkes die vordringlichste Aufgabe sei, bevor er sich um die inneren Werte und die Verkündigung von Gottes Wort kümmern könne. Aus dem Brief geht hervor, daß er nach reiflicher Überlegung zu dem Entschluß gekommen ist, reinen Gewissens und im Sinne Gottes zu handeln. In Anlehnung an Körner und Arndt greift er auf familiäre und sakrale Floskeln zurück. „Immer soll mich Ihr teures Bild umschweben; immer will ich Gott vor Augen und im Herzen haben, um mit Heiterkeit alle Mühe und Gefahren des heiligen Krieges bestehen zu können.“<sup>40</sup> Die Todesmetaphorik und in gewissem Maße die Todessehnsucht bestimmen den Brief, der mit den Worten „Ich bleibe bis in den Tod Ihr getreuer gehorsamster Sohn Karl Ludwig Sand“<sup>41</sup> endet. Fast wie ein Nachruf mutet

<sup>38</sup> Zum biographischen Hintergrund des Franzosenhasses in der Sandfamilie vgl. Hünemörder. *Darstellungen und Quellen zur Geschichte der deutschen Einheitsbewegung* (wie Anmerkung 2). S. 12.

<sup>39</sup> Hohnhorst. *Vollständige Übersicht*. 184.

<sup>40</sup> Ibid. 185.

<sup>41</sup> In einem Brief an seinen Franz Wolfgang Ullrich aus der Frankonia Burschenschaft berichtet Sand bereits im September 1817 von einer romantisierenden Todessehnsucht. Im Gefolge des Leichengangs für den ertrunkenen Dittmar, Ergebnis von Auseinandersetzungen zwischen den Erlanger Landsmannschaften und der Teutonia, erklärt Sand: „wir [...] träumten uns eines großartigen Todes zu sterben und sanken so wirklich immer mehr in Todesschlummer.“ Brief an Ullrich vom 15. und 17. September 1817. Abgedruckt in Christian Hünemörder (Hg.). *Darstellungen und Quellen zur Geschichte der deutschen Einheitsbewegung im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert*. Heidelberg: Carl Winter, 1986. (36-42). S. 37.

die Bitte an, daß die Eltern die übrigen Angehörigen über seine Entscheidung informieren und sein Lebewohl übermitteln sollten. Daß Sand keineswegs eigene Gedankengänge verfolgte, sondern sich von einem allgemeinen Gefühl der Kriegsbegeisterung und des pathetisch verbrämten Opfertodes mitreißen ließ, belegt er mit zwei Gedichtauszügen, die er seinem Brief anfügt. In beiden Fällen handelt es sich um Zeilen aus dem poetischen Werk Theodor Körners. Sie kontrastieren die „teuflischen“ Machenschaften der feindlichen Franzosen mit dem unbedingten Friedenswillen der gleichgesinnten deutschen Militärkräfte.

Wie auch die Hölle brauset,  
 Gott deine starke Faust  
 Stürzt das Gebäude der Lüge –  
 [...]
 Vielleicht geht hoch über Feindes Leichen  
 Der Stern des Friedens auf!<sup>42</sup>

Die Kriegserfahrung bedeutet für eine ganze Generation Jugendlicher ein eindringliches Erlebnis, das in der Retrospektive weiter romantisiert wurde. Sie nahmen die Zeit als die des aktiven Freiheitskampfes, der klaren Politik und der Erfolge wahr. Angesichts dessen mutete die Situation nach dem Wiener Kongreß wie eine Phase des folgenlosen Theoretisierens und der Inaktivität an. Sand spricht in seinem *Todesstoß dem August von Kotzebue* von einer „knechtischen Faulheit“, die sich breit gemacht habe. „Kühnheit und Heldenmut zeigen sich in papierener Rüstung, und man hat den Gott vergessen, der bekannt sein will mit Gebet und Tat.“<sup>43</sup>

Sand befaßte sich ausgiebig mit dem Johannesevangelium, um seine Tat zu rechtfertigen. Im Verhör bekannte er, daß er sich voll und ganz „dem Herrn zu weihen“ gedachte. Sand legte die Botschaften des christlichen Religionsstifters in einer Form aus, die auf den Einfluß Follens verweist. So seien die göttlichen Gesetze nicht nur als positive Setzungen zu verstehen; sie besäßen darüber hinaus auch beratende Funktion, „wonach der Mensch, seiner Überzeugung gemäß, seine Handlungen einrichten“ könne.<sup>44</sup> Derjenige könne zu Gottes Ebenbild auf Erden avancieren, der mit all seinen Kräften das Göttliche sucht und das Schlechte

<sup>42</sup> Hohnhorst. *Vollständige Übersicht* (wie Anmerkung 7). S. 186.

<sup>43</sup> Hohnhorst. *Vollständige Übersicht* (wie Anmerkung 7). S. 188.

<sup>44</sup> Hohnhorst. *Vollständige Übersicht* (wie Anmerkung 7). S. 109-110.

von sich fern hält.<sup>45</sup> Daher war sich Sand keiner Schuld bewußt. Grund zur Reue gäbe es nicht.<sup>46</sup>

In der Phase der Planung des Attentats erhielt Sand auch aus den Reihen der Philosophie ideologischen Rückenwind. In *Die Welt als Wille und Vorstellung* liefert Arthur Schopenhauer 1818 eine Rechtfertigung für den Freitod. Er gliedert sie in drei Bereiche, die auch für Sand zu einer nachvollziehbaren Lösung seines persönlichen Leidens beigetragen haben könnten: 1. Wenn die moralischen Zwänge der Gesellschaft unerträglich werden, 2. Wenn sich der Mensch von der Natur entfremdet hat, und 3. Wenn die herrschende soziale und politische Ordnung keine Lebensperspektive eröffnet. Im gleichen Zeitraum erkennt Sand im Tod die „höchste Freistätte“<sup>47</sup>.

### III. Brandaltare, Geheimbünde und Revolutionen

Sands detailliert ausgearbeiteter Plan von Attentat und Freitod wurde performativ überhöht bereits in rituellen Messen von Geheimbünden innerhalb burschenschaftlicher Vereinigungen einstudiert. Die im Gefolge des Attentats auf Kotzebue etablierte Zentrale Kriminal-Untersuchungs-

<sup>45</sup> Die Erkenntnis göttlichen Wollens nehme seinen Ursprung allein im Individuum. Daraus leite sich schließlich die Bestimmung des Menschen ab. Durch Innenschau gewonnenen Wahrheiten müßten zu wahrhaftigen Taten führen. „Wer aber dieses Göttliche in dem Menschen zu unterdrücken sucht, der hat Mord und Todschatz dreifach verdient!“ Hohnhorst. *Vollständige Übersicht* (wie Anmerkung 7). S. 110-111.

<sup>46</sup> Sands Leitmotiv läßt sich auf die folgende knappe Formel reduzieren, die er im Laufe der Gerichtsverhandlung mehrmals vortrug: „Meine eigene Überzeugung ist mein Gesetz; ich handle recht, sobald ich ihr folge sie geht mir über göttliche und menschliche Vorschriften.“ Oder, noch einfacher als Sprichwort formuliert: Der Zweck heiligt die Mittel. Hohnhorst. *Vollständige Übersicht*. 111 und 119. Schriftsteller wie Georg Büchner widersetzten sich ebenfalls der kritischen Behauptung, der Freitod sei grundsätzlich irreligiös und erklärten über den christlichen Sittlichkeitsbegriff, daß der „Vorwurf keineswegs das Christentum selbst, sondern nur diejenigen beträfe, welche den Sinn desselben falsch auffassen.“ Georg Büchner. „Über den Selbstmord“. *Gesammelte Werke*. Gerhard P. Knapp (Hg.). München: Goldmann, 1986. S. 201-205), hier S. 203.

<sup>47</sup> Brief an Klöter vom 17. September 1817. Abgedruckt in Hünemörder. *Darstellungen und Quellen* (wie Anm. 2), S. 42-45, hier: S. 44.

kommission erkannte in zahlreichen burschenschaftlichen Zusammenschlüssen und Aktivitäten staatsgefährliches Treiben, deren Motivation nicht selten als hochverräterisch eingestuft wurde. Gerade unter jüngeren Teilnehmern oszillierte das politische Engagement zwischen Überzeugungsarbeit und Faszination am Verbotenen. Ein Mitglied der Gießener Schwarzen umreißt die erwartete Wirkung von Follens Gedichtsammlung „Freie Stimme frischer Jugend“ kennzeichnend:

Follen gibt Turnlieder heraus, worunter sehr viele neue von den Giessenern [sind]. Ich verspreche mir davon eine sehr große Wirkung. Wir werden wohl nach Berlin bis 200 Exemplare senden; berede mit P., wie wohl der Absatz am leichtesten; in den Buchhandel dürfen nicht so gar viele, denn ich hoffe, sie werden bald verboten werden.<sup>48</sup>

Die Existenz von Geheimbünden mit Vereidigungsritualen war keineswegs ein Hirngespinnst restaurativer Kräfte. Sie konnten an den Universitäten in Jena, Gießen, Heidelberg und Freiburg nachgewiesen werden.<sup>49</sup> Nächtliche Zusammentreffen einer verschworenen Bruderschaft dienten dazu, die Emotionalität zu steigern. Gestalterische Elemente sprachen vor allem Gemüt und Sinne, weniger die Verstandeskräfte der Beteiligten an. Diese nächtlichen Inszenierungen standen in engem Zusammenhang mit den Themenbereichen Freitod, Opfertod und Attentat. Schließlich ist die Überzeugungstat, wie Thomas Nipperdey erklärt, weniger anfällig gegenüber rationalen Argumenten als abhängig von Stimmungen.<sup>50</sup>

Burschenschaftliche Abendmahlsfeiern in dunklen Wäldern, Verschwörungsrituale und feierliche Deklamationen poetischer Bundesparolen übersetzten Massenrituale wie die Leipziger-Schlacht-Erinnerungsfeiern vom 18. Oktober 1814 mit Höhenfeuer, Feuerwerk, und Beteiligung von Bürgern in Waffenmontur, bei der nicht selten ein feierlicher, patrioti-

<sup>48</sup> *Geschichte der Geheimen Verbindungen der Neuesten Zeit*. Karl Follenberg (Hg.). Viertes Heft. Leipzig: Barth, 1831. S. 19.

<sup>49</sup> *Geschichte der Geheimen Verbindungen der Neuesten Zeit*. Karl Follenberg (Hg.). Leipzig: Barth, 1831. S. 2. Ludolph Beckedorff erklärt, daß vor allem in der Zeit kurz nach dem Attentat Gerüchte über einen heimlichen Bund von jugendlichen mit gewalttätigen Absichten existierte, der zu einer allgemeinen gesellschaftlichen Bedrohung werden könnte. Vgl. Ludolph Becedorff. *An die deutsche Jugend. Über der Leich des ermordeten August von Kotzebue*. Hannover: Helwing, 1819. S. 8.

<sup>50</sup> Vgl. Thomas Nipperdey. *Deutsche Geschichte 1800-1866*. München: Beck, <sup>5</sup>1991. S. 281.

scher deutscher Eid geschworen wurde<sup>51</sup>, auf eine schlagkräftige elitäre Minderheit. Diese fanden radikale Patrioten und Freiheitskämpfer vor allem bei den jugendlich empfänglichen Gemütern in den deutschen Burschenschaften. Was Dieter Düding als die „Matrix der deutschen Nationalfeste“<sup>52</sup> bezeichnet, nämlich ein komplexes Zusammenspiel von Festrhetorik, -lyrik, -symbolik, Inszenierungen und auf Integration gerichtete Erinnerungskulturen für nationale Freudenfeste, erfährt in der geheimbündlerischen Theatralik eine übersteigerte Ernsthaftigkeit, die den nationalen Freiheitsgedanken mit dem Freitod und einer romantisch verbrämten Todessehnsucht vermischt. Bereits in seiner Zeit als Erlanger Theologiestudent setzte sich Sand für die burschenschaftliche Entwicklung ein und verband das nationale Gedankengut mit Inszenierungen. Angelehnt an Szenen aus Schillers *Wilhelm Tell* organisierte er nächtliche Zeremonien im Mondschein auf alten germanischen Grabstätten.<sup>53</sup> Wesentlich effektiver griff Follen auf Requisiten und Versatzstücke der Schauerromantik zurück.

Aus dem religiös überhöhten Gefühl der eigenen Nation erwuchs in den nächtlichen Inszenierungen das Gefühl der religiösen Selbstermächtigung zum selbstlosen Freiheitskämpfer. Follen rekurrierte auf schriftstellerische Vorbilder, allen voran Schillers *Räuber*, in denen eine Gruppe erlesener Außenseiter feierlich sich selbst um der Freiheit Willen über moralische und staatliche Gesetze erhebt. Karl Moor erklärt als Hauptmann der in den böhmischen Wäldern zusammenkommenen Räuberbande:

Mein Geist dürstet nach Taten, mein Atem nach Freiheit, – *Mörder, Räuber!* – mit diesem Wort war das Gesetz unter meine Füße gerollt – Menschen haben Menschheit vor mir verborgen, da ich an Menschheit appellierte, weg dann von mir Sympathie und menschliche Schonung! – Ich habe keinen Vater mehr, ich habe keine Liebe mehr, und Blut und Tod soll mich vergessen lehren, daß mir jemals etwas teuer war! Kommt, kommt! – Oh ich will mir eine fürchterliche Zerstreuung machen – es bleibt dabei, ich

<sup>51</sup> Vgl. Dieter Düding, „Das deutsche Nationalfest von 1814: Matrix der deutschen Nationalfeste im 19. Jahrhundert“. *Öffentliche Festkultur. Politische Fest in Deutschland von der Aufklärung bis zum Ersten Weltkrieg*. Dieter Düding, Peter Friedemann, Paul Münch (Hg.). Hamburg: Rowohlt, 1988. S. 67-88, hier: S. 70.

<sup>52</sup> Düding, „Das Deutsche Nationalfest von 1814“ (wie Anmerkung 51). S. 75 und 85.

<sup>53</sup> Vgl. Wesselhoeft (Hg.). *Carl Ludwig Sand* (wie Anmerkung 16). S. 115.

bin euer Hauptmann und Glück zu dem Meister unter euch, der am wildesten sengt, am gräßlichsten mordet, denn ich sage euch, er soll königlich belohnt werden – tretet her um mich ein jeder, und schwöret mir Treu und Gehorsam zu bis in den Tod! – schwört mir das bei dieser männlichen Rechte.<sup>54</sup>

Karl Follen hat seine poetischen Fantasien einer Gruppe von „Unbedingten“, eine elitäre Gruppe von radikalen Freiheitskämpfern, während seines Wirkens in Deutschland und später im Schweizer Exil tatkräftig umzusetzen versucht. Sein Gedicht „Der Tisch des Herrn in Nacht und Wald“ ist zugleich Anleitung und Beschreibung eines der auf überwältigende Stimmung ausgerichteten Rituale geheimer Verbindungen. Die erste Strophe eröffnet mit Verweisen auf eine dunkel gewandete Schar von Verschworenen, die sich mit schauerlichem Blick und „geschliffenen Dolchen“ bei Fackelschein nachts im Wald versammelt. Wie in einem Schauerroman stürmt es unheilvoll, als man um Mitternacht bei einem Felsvorsprung Kerzen anzündet, um sich auf die fixe Idee des Opfertods vorzubereiten. Angelehnt an die Beschwörungen aus Follens Gedichtsammlung „Das Große Lied“ stimmt der Zeremonienmeister das Klage lied darüber an, daß die Freiheit tot sei, stattdessen Knechtschaft und Not herrsche. Nur ein Racheengel könne die Fesseln der nationalen Misere sprengen.

Drum steh wir hier;  
Dir soll dies Leben gehören,  
Freiheitstot! Vater wir schwören  
Kniend bei Dir.

Und wie was da lebet und kreucht und fleucht,  
Wenn der Donner des Höchsten erbrüllet,  
In tiefes Schweigen sich hüllet,  
So knien sie, im stummen Danke gebeugt,  
Vor dem, dess Gnad' uns zur Freiheit erzeugt,  
Bis zween Älteste treten zusammen,  
Und entzündn des Hochaltars Flammen.<sup>55</sup>

<sup>54</sup> Friedrich Schiller. *Die Räuber. Dramen I*. Köln: Koenemann, 1999. S. 36.

<sup>55</sup> Zitiert nach Friedrich Münch. „Das Leben von Dr. Karl Follen“. Erinnerungen aus Deutschlands trübster Zeit. St. Louis: C. Witter, 1973. S. 54. Vgl. ebenso Eliza Lee Cabot Follen (Hg.). *The Works of Charles Follen; with a memoir of his Life*. 5 Bde. Boston: Hillard and Gray, 1841. Bd. 1. S. 590-592. Es ist bezeichnend, daß Follens Frau beim Abdruck des Gedichtes gerade die Strophe mit den Ausführungen zu den „Todbrüdern“ und der „Märtyrerverweihe“ un-

Follen betrat mit seinem revolutionär-aktivistischem Programm durchaus eigenständige Wege. Die gelebte „freudige Opferbereitschaft“ und die hohen Ansprüche an seine eigene Moralvorstellungen erwartete Follen in gleicher Weise von seinen Freunden bzw. den Mitgliedern der „Gießener Schwarzen“. Die absolute Überzeugungstat repräsentierte der Märtyrertod. Durch den extremen Subjektivismus, der in der theatralischen Inszenierung und Fokussierung auf sinnliches Erleben abzielte, drohte Follens Reformprojekt, Gewalt und Terror die Tore zu öffnen, obwohl das Terrorregime Robespierres ein drastisches Beispiel für eine außer Kontrolle geratene Revolutionsbewegung lieferte. Die im folgenden beschworenen „Todbrüder“ dürften eine Chiffre für eine Auswahl der Follenjünger im Kreis der „Unbedingten“ darstellen.

Und die Todbrüder treten zum Altar hin,  
 Zu empfahn in heil'ger Entflammung,  
 Was uns Heil bringt oder Verdammung.  
 Mit dem König der Märtyrer  
 Ein Blut und ein Sinn,  
 So nehmen die Märtyrerweihe sie hin  
 Und weih'n sich der ew'gen Erbarmung  
 Mit Opfergesang und Umarmung.

Ihr, die mit mir zugleich  
 Den Glaubenstrank genossen,  
 Der Tugend Bund geschlossen  
 Für Kreuz und Schwert und Eich', –  
 Ein Herz, Ein Arm, Ein Blut sind wir geworden,  
 Der ew'gen Freiheit heil'ger Märt'rerorden.  
 Stehn wir nur treu beisammen,  
 Wird uns der Liebe Heil'genschein umflammen.

Der du am Brandaltar  
 Elias Ruf erhörtest,  
 Baals Thron und Frohn zerstörtest,  
 Zu dir steht uns're Schar  
 Um Vaterlandsaltar, mit Herz und Munde  
 Dein Opfer harrt; fach' an zum Flammenbunde  
 Die deutschen Hochgebirge;  
 Dann, Volk, die Molochspriester würge, würge!<sup>56</sup>

---

terschlägt, um vermutlich ein von expliziten Verweisen auf Gewaltaktionen bereinigtes Follenbild zu etablieren.

<sup>56</sup> Münch. „Das Leben von Dr. Follen“ (wie Anmerkung 55). S. 54.

Getragen vom Mut, selbstlos ins Rad der Geschichte zu fallen, wurde Sand aktiv. Sein Flugblatt vom 18. Oktober 1818 mit der Überschrift „Teutsche Jugend an die teutsche Menge“ stachelt offenkundig zu gewaltsamen Erhebungen an. Der Titel deutet darauf hin, daß gerade die Jugend als imaginäre Größe im politischen Deutschland sich im Stande fühlte, Impulse für eine neue Revolution geben zu können.

Die Faszination am Verbotenen dürfte sich auch bei dem Studenten Adolph Carl Christian Sprewitz mit seinen politischen Überzeugungen verbunden haben, als er sich während eines Besuchs bei Karl Follen im Schweizer Exil 1821 für den Plan eines Jünglingsbundes begeisterte. Zum Zweck des Umsturzes der bestehenden Verfassungen in Deutschland erklärte Follen, daß neben der Existenz eines Männerbundes, der die politischen Zügel einer anstehenden Revolution in den Händen hielt, auch die Etablierung eines korrespondierenden Jünglingsbundes erstrebenswert sei. Follen hob allerdings einschränkend hervor, daß die jugendlichen Teilnehmer lediglich von der Existenz des elitären Männerbundes wissen dürften. Schriftliches sollte, so eine der Vorschriften, über diese Verbindung nicht vorhanden sein. „Jedes Mitglied muß einen Eid schwören, von den Geheimnissen der Verbindung nichts zu verraten. Den Verräter trifft der Tod.“<sup>57</sup> Durch die geheime Parallelexistenz könnten die Folgen einer möglichen Demaskierung in Grenzen gehalten werden. Sprewitz wurde als erster auf die geheimen Statuten des Jünglingsbundes vereidigt, um anschließend Burschenschaftler aus ganz Deutschland zu rekrutieren.<sup>58</sup>

Der Jünglingsbund führte zwar keine politischen Veränderungen herbei und blieb, ähnlich wie der Bund der Älteren, mehr Wunschtraum als Wirklichkeit.<sup>59</sup> Die Attraktivität einer im Geheimbund verschworenen Gruppe, die den Freitod ästhetisierte und in den Dienst des politischen Umsturzes stellte, blieb aber auch nach der öffentlichen Hinrichtung von Karl Ludwig Sand eine attraktive Form, um jugendlich übersteigerte Phantasien neuer politischer Ordnung Ausdruck zu verleihen. Die restriktiven Maßnahmen der Karlsbader Beschlüsse und der Wiener Schlußakte begünstigten diese Entwicklung geradezu.

<sup>57</sup> Abgedruckt in Georg Heer. *Geschichte der Deutschen Burschenschaft. Zweiter Band: Die Demagogenzzeit*. Heidelberg: Carl Winter, 1965. 2. Auflage, unveränderter Nachdruck von 1927. S. 110-111.

<sup>58</sup> Karl Follenberg. *Geschichte der Geheimen Verbindungen* (wie Anm. 48), S. 44.

<sup>59</sup> Vgl. Felix Stähelin. „*Demagogische Umtriebe*“ *zweiter Enkel Salomon Gessners*. Zürich: Buchdruckerei Berichthaus, 1914. S. 16ff.



## Zusammenfassung

Die vorliegende Untersuchung hat gezeigt, daß Sands Attentat als Ausdruck jugendlicher Unzufriedenheit mit den sozio-kulturellen und politischen Umständen in der Zeit nach dem Wiener Kongreß in engem Zusammenhang mit dem religiösen Opfergedanken und der literarischen Ästhetisierung des Freitods zu sehen ist. Die Herauslösung des Freitods aus einem engen moralischen Korsett ließ sich bereits im 18. Jahrhundert in ästhetischen Diskursen der Literatur beobachten. Im Rahmen der Diskussion um das sogenannte „Werther-Fieber“ drückte der Freitod des Protagonisten eine besondere Sensibilität für die Gefühlswelt und die offeneren Naturverbundenheit aus, die durch den Selbstmord quasi verifiziert wird. Im Gefolge der patriotischen Begeisterung der Napoleonischen Befreiungskriege und der Anfangsphase des politischen Vormärz kam zu der romantisierenden Naturverbundenheit die übersteigerte Beziehung des Einzelnen zum Vaterlandsgedanken hinzu. Die Liebe zur Natur und einem bzw. einer Geliebten ersetzte, wie das Beispiel Karl Ludwig Sand eindrucksvoll belegt, die Utopie eines einheitlichen, freien und republikanisch ausgerichteten deutschen Vaterlandes. Die jugendliche Begeisterung und übersteigerten politischen Wertmaßstäbe verdichteten sich zu einer kritischen Masse, die in der Kombination von Attentat und Freitod ein fragwürdiges Ventil fand.

Wolfgang Beutin (Bremen)

## Jugend in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts anhand von Künstlerautobiographien

Dem Andenken meines verehrten Lehrers  
Ulrich Pretzel (1898-1981) zu seinem 25. Todestag

### Erscheinungsformen der Jugend

Der Begriff „Jugend“, der eine Altersstufe lebender Wesen bezeichnet, besagt nicht, daß diese ein in jeder menschlichen Vita in derselben Form Gegebenes sei, das sich exakt umreißen ließe, mit prompt aufzuzählenden typischen Charakteristika. Auch kann sie in sich abermals aufgegliedert werden, wie dies z.B. Geroks Erinnerungen belegen. Darin unterschied der Verfasser drei Teile: „Aus der Kindheit“, „Die Knabenzeit“, „Die Jünglingsjahre“.<sup>1</sup> Vor allem ist Jugend ein schwer greifbares Phänomen, weil es niemals in einem einigermaßen fixierten Aggregatzustand verbleibt und weil seine Gestalt im Konnex mit der jeweils vorhandenen Gegenwart, mit den auf die Heranwachsenden wirkenden geschichtlichen Faktoren unvermeidlich wandelbar ist. Darauf verwies in seinen *Memorabilien*, an denen er in seinen letzten Lebensjahren arbeitete, Karl Immermann. Er postulierte mehrere Metamorphosen von „Jugend“. Für die damals gegenwärtige Epoche, den Vormärz, notierte er, darin lebe

zwar die Jugend seit dem Erwachen ihrer Aufmerksamkeit mehr in den Weltbegebenheiten, weil diese alle Vorstellungen und Verhältnisse zu durchdringen angefangen haben, allein sie empfängt

---

<sup>1</sup> In der vorliegenden Abhandlung trenne ich absichtlich nicht scharf zwischen diesen Phasen des jugendlichen Alters, sondern benutze den Begriff „Jugend“ für alle drei, gleich, ob die Autobiographien, die ich als Quellen heranziehe, von den Verfassern ausdrücklich als Bericht ausschließlich über die Kindheit oder aber über beides, Kindheit und nachfolgende Jugendjahre, angelegt sind, unbeschadet auch des Umstands, ob die Verfasser einzig ihre Erinnerungen aus der Jugend niederlegten oder ob diese den Bestandteil eines umfassenden Lebensberichts bilden.

dieselben doch nur in einer Rückspiegelung und gestaltet sie sich in einer oft sehr vorschnellen Reflexion, so daß zwischen ihr und dem Öffentlich-Wirklichen abermals ein breiter Strom fließen bleibt, nämlich der Strom ruhiger Friedenstage. (7)<sup>2</sup>

In der Ära *vor der napoleonischen* sei die Jugend dahingegen „ihren mäßigen Lebens- und Bildungsschritt“ gegangen, ohne daß die „Weltereignisse“ an sie herangetreten wären – „die Stille des Hauses umgab ihre ersten Entfaltungen“ –, und zwischen „der Gewalt des öffentlichen Lebens und ihr war [...] eine unübersteigliche Kluft befestigt“. (Ebd.) In der Folgezeit unter den Auspizien Napoleons wiederum völlig anders:

Ganz im Gegenteil zu beiden Zuständen sah die Jugend, welche beschrieben werden soll, ihrer ersten Blüte die furchtbarsten Erschütterungen in materiellster Aufdringlichkeit annahen und wenige Jahre später hörte sie sich berufen zu *dem* Eingreifen in das öffentliche Leben, über welches hinaus es kein tieferes gibt, nämlich die Waffen zu nehmen, um Thron und Vaterland retten zu helfen. (8)

Als Resümee seiner Reflexion präsentiert er die Annahme einer Sequenz von drei Erscheinungsformen der „Jugend“:

Die Jugend vor der Eroberung war daher politisch null, die gegenwärtige Jugend ist im glücklichsten Falle (wenn nämlich keine phantastischen Verirrungen sie hinreißen) politisch-kontemplativ; die Jugend vor fünfundzwanzig Jahren war politisch leidend und handelnd. (Ebd.)<sup>3</sup>

Wer Immermanns Betrachtungsweise prolongieren wollte, käme für den Rest des 19. Jahrhunderts auf etwa drei weitere Arten von Jugend in Deutschland: die Jugend der vorrevolutionären und Revolutionsjahre (1840-1849); die Jugend des Nachmärz während einer Spanne drücken-

<sup>2</sup> Zu den Quellen: siehe den bibliographischen Anhang!

<sup>3</sup> „Die Jugend vor fünfundzwanzig Jahren“ definiert er genauer: Das sei diejenige, welche am vierzehnten Oktober 1806 (= am Tage der Katastrophe von Jena) „mindestens zehn Jahre und höchstens sechzehn Jahre alt war, welche also am dritten Februar 1813 die siebzehnjährigen bis zu den dreiundzwanzigjährigen Menschen des Volkes ausmachte“ (5). In diese Alterstufe – um ihr anzugehören, mußte man also in einem der Jahre von 1790 bis 1796 geboren sein – definierte er selber sich mit hinein (Jahrgang 1796). Der dritte Februar 1813 ist der Tag, an dem der preußische König seinen Aufruf zur Bildung freiwilliger Jägercorps erließ.

der Reaktion sowie den nachfolgenden Jahren der deutschen Einigungskriege (1849-1871); die Jugend seit der Reichsgründung, bis ungefähr zum Beginn des 1. Weltkriegs.

Was im Einzelfall, in der bezeugten Lebensgeschichte eines Individuums, Jugend sei, ist allerdings nie allein von dem historischen *Zeitraum* abhängig, worin sie durchlebt wird. Neben ihm spielt der *Ort*, die Region, das Land eine Rolle, wie denn Immermann nach der „Nennung der Tage“ (der Daten 1806, 1813) sofort hinzusetzt: Aus den Zeitangaben ersehe man, „daß hier die Jugend in Norddeutschland gemeint ist“ (5). Daß die Region der Herkunft, die Konfession und die Nationalität wesentliche Determinanten seien, denen ein später als Künstler Tätiger die Grundzüge seiner Denkungsart und Gefühlsweise verdanke, behauptete Gustav Freytag:

Daß es für mich leicht wurde, in den Kämpfen meiner Zeit auf der Seite zu stehen, welcher die größten Erfolge zufielen, das verdanke ich nicht mir selbst, sondern der Fügung, daß ich als Preuße, als Protestant und als Schlesier unweit der polnischen Grenze geboren bin. Als Kind der Grenze lernte ich früh mein deutsches Wesen im Gegensatz zu fremdem Volkstum lieben, als Protestant gewann ich schneller und ohne leidvolles Ringen den Zugang zu freier Wissenschaft, als Preuße wuchs ich in einem Staat auf, in dem die Hingabe des Einzelnen an das Vaterland selbstverständlich war. (424)

Wie Jugend im Vormärz sich im einzelnen gestaltete, das hing stark wie von der Region zugleich von der Religion ab, in welcher die Heranwachsenden erzogen wurden, ob z.B. der Heranwachsende aus jüdischer Familie stammte oder christlicher. Oft wurden Heinrich Heines Kosmopolitismus und Bonapartismus, seine Vorliebe für das „französische Evangelium“, die Grundlehren der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit mit seiner Herkunft in Verbindung gebracht. Er und andere Schreibende jüdischer Abstammung waren sich über deren Bedeutung für den Gang ihres Lebens, über deren Bedeutung sogar schon für die Kindheit und Jugend bewußt. Etwa aus Fanny Lewalds Erklärung hört man es, die ihr Geburtsdatum verzeichnet (24. März 1811), den Ort und das Land (Königsberg, Preußen) und im selben Satz ergänzt, sie stamme „von väterlicher und mütterlicher Seite aus jüdischen Familien ab.“ (33)

Als weiteres bestimmendes Moment, gewiß nicht weniger ausschlaggebend, erweist sich die Geschlechtszugehörigkeit. Dies ist aufs drastischste ebenfalls an der Lebensgeschichte Fanny Lewalds zu studieren.

Erkennbar wird es etwa in den Versuchen ihrer Familie, die junge Frau zu verheiraten, d.h. auf Wunsch und im Interesse der Eltern, jedoch gegen ihren eigenen Willen: „Ich kam mir wie eine elende Ware vor, die man auf den Markt führte [...]“ (135) Nicht unbeachtlich sind aber auch auf Seiten heranwachsender Knaben die Schwierigkeiten mit der maskulinen Rolle, die von der Gesellschaft vorgegeben ist und die verlangt, weibliche Potentiale im Seelenleben junger Männer zu bekämpfen. So berichtet Andersen, daß er sich als Heranwachsender kontinuierlich damit beschäftigte, Puppenkleider zu nähen (1. u. 2. Kap., passim), sich „Mädchen“ nennen lassen mußte und sich selber manchmal verhielt „wie ein Mädchen“. (27)

Ein besonderes Merkmal in einigen Lebensläufen ist zudem die Herkunft aus einer Réfugié-Familie: Alexis, Fontane. Es mag nachdenklich stimmen, über wie viele Generationen hinweg sich in den Familien die Réfugié-Tradition erhielt.

Ein Faktor, der für alles Weitere ebenso wie bereits für Kindheit und Jugend ins Gewicht fällt, ist die Zugehörigkeit zu einem Stand oder zu einer Klasse. Unter diesem Aspekt ergiebig ist z.B. ein Vergleich der Kindheitsgeschichte Maries von Ebner-Eschenbach und derjenigen Friedrich Hebbels. Dort die Tochter aus adliger Familie, hocharistokratischer Herkunft, eine Komtesse, in deren Kindheit eine Hauptsorge war, mit welcher Gouvernante das junge Mädchen sich abzufinden hatte; völlig inkommensurabel hiermit die Anfänge des jungen Dithmarschers armseliger Provenienz, aus beengten Verhältnissen, denen er um (fast) jeden Preis zu *entkommen* suchte, von welchen er jedoch psychisch niemals gänzlich *loszukommen* vermochte. Er beschreibt Haus, Garten, Nachbarschaft, worin er heranwuchs, und zieht das Fazit: „Dies war die Atmosphäre, in der ich als Kind atmete. Sie konnte nicht enger sein, dennoch erstreckten sich ihre Eindrücke bis auf den gegenwärtigen Tag.“ (188)

Zu den Faktoren, die der individuellen Entwicklung der hier betrachteten Menschen ihre stets besondere Richtung anwies, rechnen zwei, die man als die ‚persönlichsten‘, in jedem Falle auch solitären ansehen muß: die Eltern-Kind-Beziehung sowie die seelische Eigenart des Kindes. Diesem können die Eltern oder ein Elternteil frühzeitig durch den Tod genommen worden sein, sogar vor der Geburt des Kindes. Marie von Ebner-Eschenbach verlor ihre Mutter, als sie vierzehn Tage alt war. Wie stark ihr selber dieser Verlust für allezeit zusetzte, geht auch daraus hervor, daß mit dem Hinweis darauf ihr eigentlicher Kindheitsbericht einsetzt: „Meine Schwester Friederike war vierzehn Monate, ich war

vierzehn Tage alt, als unsere Mutter starb.“ (6,551) Als „Nachgeborener“ identifizierte sich Georg Ebers: Am 14. Februar 1837 verschied sein Vater, „und am 1. März des nämlichen Jahres kam ich, vierzehn Tage nach dem Tod des Mannes zur Welt, in dem der Mutter zugleich mit dem Gatten auch der Geliebte entrissen worden war“. (2) Für den Verlauf der Jugend und des Erwachsenenlebens der Individuen ist aber nicht nur der Verlust der Eltern oder eines Elternteils bedeutsam, sondern natürlich nicht weniger deren Gegenwärtigkeit, die Gestaltung der Beziehungen des Kindes zu den Eltern bzw. zu dem einen wie dem anderen Elternteil: ob ideal, gut, erträglich oder unerträglich, verstörend bis zerstörerisch.

Als vorrangig relevant für die Jugendgeschichte einer Persönlichkeit muß deren so oder so beschaffene *Individualität* bewertet werden, sei diese nun vorderhand genetisch gegeben oder in erster Linie durch die ‚Umwelt‘ erzeugt, d.h. durch eine Vielzahl environmentalistischer Faktoren, wie es die hier aufgelisteten sind<sup>4</sup>, oder ob sie durch die ausgeglichene Wirkung innerer wie äußerer Momente geformt wurde.

Unter den verbindenden Elementen der hier zugrunde zu legenden Selbstlebensbeschreibungen soll in der Untersuchung allerdings ein einziges den Vorzug haben: Als Material dienen die Jugendgeschichten ausschließlich solcher Menschen, die im Verlauf ihres Lebens zu *Künstler*-persönlichkeiten heranreiften. Stellten die Verfasserinnen und Verfasser eine Verbindung her zwischen ihrer Jugend im Vormärz und ihrer späteren Existenz als Künstlerinnen oder Künstler, und welchen Besonderheiten der Ära schrieben sie einen bedeutenden oder sogar überragenden Einfluß auf ihre Persönlichkeitsentwicklung zu?

Die hier vorzulegende Untersuchung basiert auf einer Auswahl von Autobiographien deutscher<sup>5</sup> Schriftstellerinnen und Schriftsteller, deren Geburtsdaten in die Jahre 1796-1837 fallen. Der älteste Autor darunter (Immermann) war zehn, als die preußische Katastrophe von Jena eintrat, der jüngste elf, als die Revolution von 1848 losbrach (Ebers). Alexis, (geb. 1798), zog 1815 selber als freiwilliger Jäger ins Feld. Der Vater ei-

<sup>4</sup> Und zu denen noch solche zu addieren wären wie: Erziehung, Schule, andere Bildungsmaßnahmen und -institute, Lektüre, Reisen.

<sup>5</sup> Unter dem Aspekt *europäischer* Literaturgeschichte müßten die in den unterschiedlichen Sprachen abgefaßten Autobiographien von gleichzeitigen Künstlern mehrerer Länder zu den Basismaterialien gehören, was sich aus Gründen des Raumes in der vorliegenden Abhandlung verbietet. Der Verfasser gestattete sich eine Ausnahme, die Lebensgeschichte des Dänen Hans Christian Andersen heranziehend.

nes der jüngeren Autoren (Fontane) war wie Immermann Jahrgang 1796 und meldete sich wie Alexis als freiwilliger Jäger. Der älteste Autor verstarb noch im Vormärz, die übrigen im Nachmärz oder nach der Reichsgründung. Die Älteren erlebten die napoleonische Ära, die Wiener Friedensverhandlungen und den Friedensschluß, die Restaurationsphase bis 1830. In manchen Lebensgeschichten der Älteren wie der Jüngeren sind Ereignisse zugegen wie die Julirevolution, das Hambacher Fest, der Weberaufstand von 1844, die Revolution von 1848/49. Als genuine Dokumente sind autobiographische Texte zu bewerten, worin die Autoren ihre Erinnerung an historische Vorkommnisse festhielten, deren Zeugen sie persönlich wurden.

Sie konnten dieselben Vorkommnisse darüber hinaus in fiktiven Texten zum Thema wählen.<sup>6</sup> Das lenkt den Blick darauf, daß die Problematik „Jugend im Vormärz“ auch unter dem Aspekt abzuhandeln wäre: Jugend(leben) in dichterischer Gestaltung im Vormärz. So gab Alexis eine berühmt gewordene Jugendgeschichte – eines gewissen Etienne, aus Réfugié-Familie! – in seinem umfangreichen historischen Roman *Cabanis* (1832). Darin schilderte er aber nicht eine Jugend im Vormärz, sondern – im Siebenjährigen Krieg. Die Schilderung einer höchst schwierigen Jugend im Vormärz dahingegen unternahm Wilhelm Raabe u.a. in seinem Roman *Die Leute aus dem Walde*<sup>7</sup>; es ist aber ein poetisches Werk – aus dem Nachmärz (verfaßt 1861/62).<sup>8</sup> D.h. die Motivik „Jugend im Vormärz“ in *dichterischer* Produktion spaltet sich in zwei auf. Beschrieben wird: eine Jugend in anderer Epoche (dem Vormärz vorangehender) in einer Dichtung aus dem Vormärz, oder eine Jugend im Vormärz in einer Dichtung aus anderer Epoche (einer dem Vormärz nachfolgenden). Es

<sup>6</sup> Z.B. Alexis: 1806 und Folgezeit in zwei sehr umfänglichen Romanen: *Rube ist die erste Bürgerpflicht* und *Isegrim*.

<sup>7</sup> (Mit dem Untertitel: *(;) ihre Sterne, Wege und Schicksale*.)

<sup>8</sup> Wie die autobiographische Darstellung immer gewisse Höhepunkte in den Schilderungen oder Erwähnungen relevanter historischer Ereignisse oder Fakten bietet, so gibt es in einem fiktiven Jugendbericht gleichermaßen immer wieder einmal einen Höhepunkt, der mit bedeutsamen Namen oder Daten in eins fällt: In Raabes Roman im 33. Kapitel das Bildnis Robert Blums, zudem das Volkslied mit der Anrede an Deutschland: „Erschossen ist, erschossen / Dein treuer Robert Blum“ sowie der Hinweis auf die trostlosen deutschen Zustände nach 1849; unmittelbar vor Schluß fügt der Autor abermals eine Reminiszenz an 1848 ein, in durchsichtiger Verschlüsselung, wenn es heißt: „in den Bewegungsjahren“ (wodurch dann die Jahre zuvor und hernach als solche des Stillstands gekennzeichnet sind).

ist also stets mit zwei Zeiten zu rechnen, wie in der Dichtung, so auch *im autobiographischen Bericht*: 1. Jugendzeit in welcher Ära?/2. Abfassungszeit? Für die hier herangezogenen Autobiographien:

- \* Jugend im Vormärz/Schreibzeit: noch im Vormärz.
- \* Jugend im Vormärz/Abfassungszeit in einer folgenden Epoche, im Nachmärz oder nach der Reichsgründung (nach 1871 in Deutschland) oder in der Habsburger-Monarchie.<sup>9</sup>

## Geschichte, Zeitgeschichte und das Unbehagen der Jugend

Geschichtliches und noch mehr Zeitgeschichtliches sind in den meisten der hier herangezogenen Autobiographien zugegen, nicht selten so, daß sie die Darstellung dominieren, weil das Hauptaugenmerk auf sie fällt, zumindest in einigen Abschnitten der Texte, sonst ohne daß ein besonderer Akzent auf sie gesetzt würde, temporär oder marginal.

Das Geschichtliche besteht in Reminiszenzen z.B. aus der Lektüre, aus dem Unterricht oder aus den weitergegebenen Erinnerungen anderer. So besagte eine „Familientradition“ des Hauses Immermann, daß ein Vorfahr in der Armee des Schwedenkönigs Gustav Adolf mitgekämpft habe. Gustav Adolf und Friedrich II. von Preußen bildeten die Hausgötter der Familie, denn auch in der Armee des „preußischen Königshelden“ hatte ein Immermann gedient: des Dichters Vater. (21 u. 25) In den Memorabilien des Sohns findet man Einzelheiten aus dessen Erinnerungen (z.B. 26). Das Zeitgeschichtliche in den Autobiographien ist zugegen oftmals als Selbsterlebtes – in Gestalt der Wiedergabe eigener Beobachtungen – oder in der Erwähnung als Faktisches, von dem der Autor einstmals Notiz genommen, über das er gehört oder wovon er gelesen hat und worüber er reflektiert.

Aus eigener Beobachtung (bzw. Autopsie) berichtet Immermann aus seiner Kinderzeit im preußischen Magdeburg über „ein reizendes Schauspiel“: die Erscheinung der Königin – es war die vielbewunderte Luise, ihrer Herkunft nach eine Prinzessin aus dem Hause Mecklenburg-Strelitz. (32f.) Den König, ihren Gatten, erblickt er dann auf dem bis dahin tiefsten Punkt preußischer Geschichte, unmittelbar nach der Niederlage

<sup>9</sup> Hier zu differenzieren. Denn in Österreich lagen die Dinge anders: Auch der Vor- und Nachmärz gliederten sich ein in die Kaiserzeit. Noch anders in der Schweiz (keine Kaiserzeit).



bei Jena (44). Wenig später registriert er den Fall der Festung, seiner Heimatstadt, für ihn im Vergleich zu Jena das noch größere Debakel: „Der Fall von Magdeburg war schlimmer als die verlorene Schlacht“ (47), da es nämlich hätte verteidigt werden müssen, vortrefflich befestigt wie es war, mit 22000 Mann Besatzung! Hierauf der Einmarsch der französischen Eroberer, darunter der Infanterieregimenter Neys, „die gegen unsere Truppen ein ziemlich bettelhaftes Ansehen hatten“ (48); im Gegensatz zu „unseren“ um so viel besser ausgestatteten Kriegern jedoch unbestreitbar zu den Siegern zählten.

Von seiner „Entwicklungsgeschichte“ (!) spricht Heinrich Heine in seinen Memoiren. (188) Darin statuiert er:

Ort und Zeit sind auch wichtige Momente: ich bin geboren zu Ende des skeptischen achtzehnten Jahrhunderts und in einer Stadt, wo zur Zeit meiner Kindheit nicht bloß die Franzosen, sondern auch der französische Geist herrschte. (185)

Seine Selbstlebensbeschreibung ist nur fragmentarisch erhalten. Doch seine übrigen Schriften, die dichterischen, die erörternden und die Briefe, zeigen, daß er einer der sorgfältigsten Beobachter der Zeitereignisse war. Ebenso ausgezeichnet wie die Jahre des Stillstands analysierte er die Bewegungsjahre (v.a.: mehrfach 1830, später 1848/49). Darüber hinaus gibt es von ihm eine Fülle von Betrachtungen über die Revolutionen von der Antike bis zur Gegenwart, dazu über die ‚Revolutionen des Geistes‘ (Moses, Christentum, Reformation, Renaissance, Aufklärung).

Alexis veröffentlichte seine Erinnerungen in sieben Teilen. Sie sind überwiegend Selbsterlebtem gewidmet, darunter den Ereignissen von 1806, 1813 und 1815. Er ist damit unter den hier herangezogenen Autoren derjenige, der sich am ausführlichsten mit der Zeitgeschichte sowie seiner Mitwirkung darin befaßte. Der am frühesten (1837) erschienene Abschnitt läßt sich gut mit Immermanns Darstellung vergleichen: Auch Alexis setzt mit der Katastrophe von Jena und ihren Folgen ein, der Belagerung seiner Heimatstadt Breslau und deren Eroberung und Besetzung durch die Franzosen. Im Vergleich zu Magdeburg wurde sie von nur ungefähr 6000 Soldaten gehalten, darunter polnischen, die man (ob zu Recht?) als unsicher einschätzte. Zwar die Bewohnerschaft hätte sich gern „auf's Aeufserste“ verteidigt, aber „man“ (die Regierung, das ordentliche Militär) „verstand damals noch nicht, dies edle Metall der bürgerlichen Begeisterung (!) in geltende Münze auszuprägen“. (1837, 338) 1840 beginnt er mit der Überlegung, daß „das Werk der Befreiung“ seit

1813 ohne den Haß auf Napoleon keinesfalls „möglich geworden“ wäre, deutet jedoch an, daß auf den Haß, dem eine Phase jugendlicher Schwärmerei für Napoleon vorausgegangen war, mittlerweile (in der Gegenwart) eine erneute Schätzung des Korsen gefolgt sei (377).<sup>10</sup> In seiner Jugend hatte er die Ablehnung Napoleons, den bitteren Haß, miterlebt. Damals nahm er eine ähnliche Haltung ein, wie sie Immermann zum Ausdruck brachte: Distanzierung von denjenigen Zeitgenossen, „die noch träumten von einer Weltherrschaft und Weltbeglückung“ durch den Kaiser. „Auf solche Kosmopoliten sahen wir, wenn sie nicht offenbar für Verräther galten, wie auf stille Wahnsinnige.“ Nunmehr, bei Abfassung der Memoiren, tat er dieselben Anwendungen als „eine Knabenträumerei“ ab (382f.); d.h. als Phantasmata, die an der Realität vorbeigingen. Nach dem Unglück des Rußlandfeldzugs beobachtete er „die jammervollen Reste des großen Heeres“. (385) Anschließend den Sturmwind der Kosaken, deren Erscheinung er (der Jugendliche) als Zeichen der ersehnten Befreiung verstanden habe. (388f.) Und wiederum:

Die Ansichten haben sich seit 1813 geändert. Auch über die Kosacken. Heut will man in ihnen nicht mehr ein Symbol der Völkerrettung erblicken. Kosack und Freiheit sind nicht mehr gleichbedeutende Begriffe. (390)

Diese Änderung seiner Wertung, von ihm offen eingeräumt, hängt gewiß mit der Enttäuschung (besonders) der preußischen Liberalen zusammen, mit dem Bruch des Versprechens der Verfassung, das der preußische König mehrfach gegeben, aber niemals erfüllt hatte; überhaupt mit den Zuständen in der Restaurationsperiode nach 1815, denen der Liberalismus scharf ablehnend gegenüberstand. Nun wurde nämlich deutlich, daß der Niederwerfung Napoleons, woran die Kosaken ihren unbestreitbaren Anteil gehabt hatten, in den Ländern der Sieger der Versuch der Erstickung aller Freiheitsregungen folgte. So lautete der Vorwurf, den Alexis gegen die preußische Politik erhob, als er, der Preuße, seinen Dichterkollegen Wilhelm Müller (gest. 1827) rühmte:

<sup>10</sup> Über diesen erstaunlichen Wandel, der in der Stimmung der Bevölkerung nach den Freiheitskriegen eintrat und worüber Alexis anführt, daß er z.T. bis zur Vergötterung Napoleons reichte (man darf sich an Heines Bonapartismus erinnern fühlen), vgl.: Alain Ruiz. Das Bild Napoleons in Willibald Alexis' Jugenderinnerungen und Reiseberichten über Frankreich (bis 1829). In: *Willibald Alexis (1798-1871). Ein Autor des Vor- und Nachmärz*; Hg. Wolfgang Beutin/Peter Stein: Bielefeld: Aisthesis, 2000 (Vormärz Studien IV). S.247-273

In ihm hauchte noch die fromme Glut des Befreiungskrieges, den er mitgemacht, und als er starb, wußte er noch nicht, daß man wenige Jahre später selbst die Erinnerung an eine Bewegung, die man veranlaßt, genährt und ausgebreitet, unterdrücken würde, weil es eine Bewegung war. (1839, 353)

Doch selbst 1840 noch gibt es bei ihm ein überschwengliches Lob der „Erhebung eines zertretenen Volkes“, die er als einen historischen „Act“ bezeichnet, der „schon mit unverlöschlichen Schriftzügen in den Tafeln der Geschichte“ eingetragen stehe und dem kein jüngeres Ereignis (hier nennt er u.a. den griechischen Freiheitskampf) an die Seite zu stellen wäre. (1840, 411)

1815 war abermals ein Ruf an die Freiwilligen ergangen. In der Rückschau, 1844, zweifelt Alexis. Handelte es sich um mehr als „eine Nachdröhnung der Volkserhebung im Jahre 1813“? Inzwischen hätte Gentz den ‚Beweis‘ geliefert, daß „die Freiwilligen damals überflüssig gewesen wären“. Alexis neigt dazu, ihm beizustimmen: „die geträumte Freiheit und nationale Einheit“ habe 1815 längst nicht mehr auf der Tagesordnung gestanden, der Wiener Kongreß habe beides „verrathen“. Und es „war auch schon in die preußische Jugend ein Misklang (!) gedrungen“. Dennoch sei die „Stimmung in der Jugend [...] durchaus ernst und religiös“ gewesen, „christlich und durch die Vermittelung (!) der Romantik sogar etwas katholisch“. (1844, 1-4) Während aber 1813 die freiwilligen Jäger sich aus der „Elite der preußischen Jugend“ rekrutierten, fand sich der sechzehnjährige Alexis 1815 in das Treiben „einer ausgelassenen Soldatesca“ versetzt, die an Wallensteins Lager hätte denken lassen. Überdies: „Die Freiwilligkeit hatte schon den preußischen Normalleisten angezogen.“ (Ebd., 7ff.)

1845 und 1846 gab er weitere Einblicke in die Kampagne von 1815. Dabei vermied er jeden Ansatz einer Verklärung, so daß seine Darstellung realistisch bis kritisch bleibt. Die Merkmale des Krieges gibt er mit völliger Nüchternheit wieder: u.a. die Begegnung mit den Wagenzügen Verwundeter (1845). (98f.) Seine Einheit erreicht das Kampfgebiet, wo zehn Tage zuvor die Entscheidung gefallen war. An seinem 17. Geburtstag (29. Juni 1815) steht er auf dem Schlachtfeld von Bellealliance. Er beschreibt das Bild, wie er „nie ein ähnliches“ sah. (Ebd., 107ff.) Was wollte die Heerführung nun noch mit den Freiwilligen im Felde? Hätten sie nicht in die Heimat zurückkehren können?

Die Befehlshaber waren indeß anderer Meinung, und obschon in dieser Nacht, vom 30. Juni zum 1. Juli, allerdings der eigentliche Krieg beendet war, dauerte der uneigentliche doch noch einige Monate fort und auch dieser hatte schon Monatelang aufgehört, als man erst im späten November es für nöthig achtete, uns nach Hause zu schicken! (Ebd., 121)

Absurderweise behielt man die Freiwilligen unter den Waffen, im fremden Land:

Hier aber galt es gar nichts, als eine Festung von Weitem einschließen, die auch ohne uns wäre eingeschlossen worden, und eine Festung erobern, die auch ohne uns wäre erobert worden. (Ebd., 155)

Solch skeptische Gedanken, so betont Alexis, seien nicht erst seine „von heut“, sondern die Sache sei ihnen allen „schon damals, wenn nicht klar, doch sehr bedenklich“ vorgekommen: „Wozu der Krimmskrams, die Scheererei, dieser Kamaschendienst? fragten wir uns.“ (Ebd., 158; orthographische Archaismen im Original.) Wäre man wenigstens bis Paris gelangt! Doch es blieb dem Freiwilligen versperrt (Ebd., 164). Man kann kaum ein Mehr an Desillusionierung des Krieges und Kriegsdienstes leisten, als was Alexis in seine Beschreibung eintrug. Endlich beschoß die Truppe Philippeville,

um beim Friedensschluß einige Vortheile mehr in die Wagschaale zu thun. Alles ging mit Rechten zu, jeder handelte nach seiner Pflicht, der Gouverneur, die Garnison, die Preußen; beide gewannen, jene den Ruhm sich tapfer gehalten zu haben, wir eine Festung, die ausgelöst werden mußte, Kanonen, Bomben und Munition; nur die Bürger drinnen gewannen nichts, sie verloren das Ihre. [...] Es ist nichts Unrechtes dort geschehen, nur das, was in der ganzen Welt geschieht, wo das Kriegs= und Völkerrecht gilt. Der Kleine und Unschuldige muß bezahlen, was der Große und Schuldige verbrochen. (Ebd., 166f.)

1846 reflektiert er über den Anteil der Frauen in den Armeen der Freiheitskriege, erwähnt einige Namen wie den Eleonore Prohaskas. Es waren die uniformierten Amazonen der Zeit, darunter auch die „*Unterofficier=Jungfrau Krieger*“. Des Verfassers Ironie ist nicht zu verkennen, wenn er ausruft: „Romantik, wo ich hinblicke, romantisches!“ (1846, 24) Etwas später eine Szene, die das enthusiastische „romantisch“ vollkommen dementiert: Soldaten entfernen die bleiernen Dachrinnen von einem Herrenhaus und zwingen den Nächstwohnenden, ihnen diese bedenkliche

Beute abzukaufen. Denn, so Alexis: „Jeder Krieg hat sein bestialisches Gefolge.“ (Ebd., 27) Von ihm gegen Ende hin noch ein Kommentar, der nicht höhnischer sein konnte:

[...] wir, vom damaligen jungen Deutschland, ich meine den ästhetischen Nachwuchs der Romantiker, gaben uns alle Mühe, als Beihilfe zum Patriotismus, die nüchterne Vernunft unserer Väter zu Schanden zu machen [...] (Ebd., 47)<sup>11</sup>

Eine nachdrückliche Schilderung der Trümmer der großen Armee auf ihrem Rückzug aus Rußland liefert auch Goltz, der sie als Zwölfjähriger in Marienwerder beobachtete. Er spricht von seiner „durchgreifenden Empfindung von Weltgeschichte und Weltgericht“, als man „die unbesiegt Geglaubten mit eigenen Augen und [...] als ensetzliche Wirklichkeit Tag für Tag“ erblicken mußte (256). Schnell folgten die geschichtlichen Ereignisse einander: York (1759-1830) trennt sich vom Heer Napoleons (Dezember 1812), der Aufruf Friedrich Wilhelms III., die Kosaken. (258f.) Kriegsverbrechen alliierter Soldaten, die begangen wurden, bedeckt der Verfasser nicht mit Schweigen: Schwer verwundete und todkranke französische Soldaten, bei denen die Kosaken geraubtes Kirchengesetz fanden, wurden getötet, entweder durch Hiebe mit dem Kantschu oder indem man sie unter das Eis des Flusses steckte. (260f.)

Wenn andere Verfasser mit dem Datum 1806 (Jena) einsetzen, so Kügelgen – im ersten Absatz seines Lebensberichts – mit dem Hinweis auf die Französische Revolution, unter deren „Hammerschlägen [...] die Stützen des alten Staatenbaues zu sinken“ (17) begannen.<sup>12</sup> Er vergißt nicht zu notieren, daß Anfang der neunziger Jahre im Baltikum, wo die

<sup>11</sup> Ein zopfähnlich geflochtener Satz, weil eine Kommentierung des Kriegsgeschehens von 1815 mit Hilfe von Begriffen der Literaturgeschichte. Von diesen sind zugegen, wörtlich oder in der Vorstellung: Aufklärung (Stichwort: „die nüchterne Vernunft“), Romantik, Junges Deutschland. Anstatt der nüchternen Vernunft ihr Recht einzuräumen, seien die jungen Freiwilligen (eine Art Junges Deutschland auch sie), von romantischer Schwärmerei erfüllt, in einen nutz- und sinnlosen Krieg gezogen.

<sup>12</sup> Zum diesem Zeitpunkt existierte im Baltikum (Teil des Zarenreichs) – hier: in Estland – noch die Leibeigenschaft. Kügelgen erzählt, daß seine Mutter einstmals von ihrem Vater ein Mädchen „als Leibeigene zum Geburtstagsgeschenk“ erhielt. Fast klingt es, als sympathisiere der Verf. mit der Leibeigenschaft, wenn er fortfährt, die Eigentümerin habe das Geschenk immer „als zur Familie gehörig betrachtet, wie denn überhaupt in angestammter Leibeigenschaft ein Band zu liegen scheint, das leiblicher Verwandtschaft ähnelt“. (45)

Familie damals wohnte, sich die Bauern einiger Dörfer zusammengeschlossen hatten, um zu revoltieren. (24) Die Familie verzog später nach Dresden. Hier hörte man von Jena. (43) Wie stark sich damals der Haß selbst auf Napoleons Verbündete erstreckte, zeigt ein Erlebnis des Jungen: Sein Vater erlaubte ihm, eine von einem Onkel geschenkte Puppe, die als bayerischer Ulan kostümiert war, mit einem Stocksäbel zu zertümmern – denn ein Bayer hieß = ein „Franzosenfreund“. (44) Im übrigen wird das Familienleben als Idylle gezeichnet: „ein Friedensbild häuslichen Glücks“. Draußen hingegen habe „die weite Erde das Blut ihrer Kinder in Strömen“ getrunken,

und entsetzliche Hekatomben wurden dem Ehrgeiz eines einzelnen hingeopfert [...] Das alte tausendjährige römische Reich war in Scherben zerfallen, Preußen mit den Mittelstaaten in den Staub getreten oder abhängig geworden [...].“ (64)

Seine antibonapartistische Parteilichkeit unterdrückt der Verfasser nicht; er konstatiert, daß einmal Friede geschlossen wurde, und fügt hinzu: „aber wie Napoleon ihn zu machen pflegte, einen Frieden, der die Keime neuen Krieges in sich trug“. (118) War seiner Mutter der Kaiser „eine dem Abgrunde der Hölle entstiegene Schreckgestalt“, in jeder Hinsicht ein Verbrecher, so teilte Kügelgen als Kind ihren „Widerwillen“, doch besah er sich, als sich auf der Straße dazu die Gelegenheit ergab, „den hochgewaltigen Mann [...] möglichst von nahem“. (148f.) Immerhin registrierte er die menschenfreundliche Ausbildung in der französischen Armee, in der die Rekruten an „anständige Behandlung“ gewöhnt waren, anders als in den Armeen der Alliierten. (96f.) Seit 1812 überstürzten sich dann die „politischen Ereignisse“ und die kriegerischen: Brand Moskaus (162f.); Ankunft der Kosaken (171); die Schlacht von Bautzen (20./21. Mai 1813) und „Bedrängnisse und Schrecken“ in Dresden 1813; alles zusammen dennoch „das Aufleuchten eines unvergleichlich herrlichen Morgens“. (175) Da er baltischer Herkunft ist (und das Baltikum zu seiner Zeit ein Teil des Zarenreichs), befindet sich der Knaube in einem gewissen Zwiespalt:

Ich war ein Kind und meiner kindischen Meinung nach ein Russe, aber dennoch fühlte auch ich mich von dem gewaltig heranbrausenden Sturm berührt, in welchem sich das Erwachen des nationalen deutschen Geistes damals so herrlich manifestierte. (176)

Das Ende der Periode der Kriege kommentierte der Verfasser so, daß seine konservative politische Einstellung hervorsteicht:

Die Franzosen war man freilich los; aber der Geist der Verneinung, dessen Repräsentanten sie gewesen, blieb, erstarkte je mehr und mehr und führte eine innere Feindschaft und einen Krieg der Ansichten und Meinungen herbei, der aufreibender ist als jeder andere und nachgerade unser Staats= und Kirchenleben in seinen Grundfesten erschüttert hat. (274)

Unter dem „Geist der Verneinung“ hat man natürlich die Ideen der Französischen Revolution zu verstehen, die im Liberalismus der Zeit nachwirkten. Diesem wird die Schuld an den ideologischen Kämpfen zugeschoben, und die Vormärzpoche erscheint als nicht mehr denn eine Auseinandersetzung der Ideologien, eine Sicht der Dinge allerdings, mit der man sich das Verständnis der historischen Abläufe eher versperrte als ermöglichte.

Das Unbehagen der Heranwachsenden im Vormärz erfüllte, wie den etwas älteren Alexis, so auch Kügelgen: „[...] ich war der Meinung, daß irgend etwas faul sei in deutschen Landen“, dem einzig und allein „durch die unbescheidenste Kraftentwicklung (!) abzuhelpen sei“. (460) Aus dem Abstand einer Generation schreibend, gesteht er, sich als junger Mann der „Demagogie“ ergeben, also den Burschenschaften zugeneigt zu haben, die er wie folgt charakterisiert: „jene phantastische Strömung, welche damals die deutschen Hochschulen durchflutete und die Köpfe der besten jungen Leute mit sich forttrieb“ (457). Seine Kritik ist scharf:

Die ganze Bewegung glich einer unklaren und verworrenen, von den heterogensten Sympathien getragenen Konfusion. Mit derselben Begeisterung für deutsches Mittelalter wie für die modernsten Revolutionsideen der Franzosen streckte man die Arme gleichzeitig nach hinten und nach vorne aus und schwärmte für eine Vorzeit, die man nicht kannte, und deren Bedingungen, Ordnungen und Formen man nach Herzenslust mit Füßen trat. (458)

Schuf aber er selber Klarheit? Wie erinnerlich, heißen ihm die Revolutionsideen an früherer Stelle „Geist der Verneinung“ – nun sollen sie plötzlich „nach vorne“ weisen? Weiterhin räumt er ein, seine Mitschüler und er seien im Unterricht der Königlichen Akademie der Künste

freilich nicht ganz unberührt geblieben von jenem aufsässigen Geiste, der damals Wissenschaft und Kunst zu neuem Leben weckte,

von dem Geiste der Treue und des nüchternen Aufmerkens auf das, was die Objekte wirklich zeigten, während die Mehrzahl unserer Lehrer weniger, was sie sahen, als was sie wußten, darzustellen suchten. (483)

Damit deutet er auf eine Änderung in der Kunstauffassung der jungen Generation hin, eine Tendenz wohl zum Realismus. Es ist im Gipsaal der Akademie, wo eines Morgens die Nachricht von der Ermordung Kotzebues durch den Studenten Sand eintrifft. Da der Verfasser als junger Mann selber den Täter als „Heldenjüngling“ empfand, erwartete er eine ähnliche Beurteilung bei der Rückkehr ins Elternhaus.

Statt dessen waren beide Eltern jetzt aufs tiefste empört, nicht nur über Sands unberufene Scharfrichterei, sondern fast mehr noch über meine Billigung derselben. Dahin also war es bereits mit unserer altdeutschen Tugend gekommen! (505)

In Richters Lebenserinnerungen ist das 3. Kapitel betitelt: „Die Kriegszeit“. Darin herrscht wie in Kugelgens Darstellung eine antibonapartistisch-personalisierende Tendenz. Von dem Verfasser wird das gesamte Geschehen mehr oder minder auf den einen einzigen Mann, Napoleon, zurückgeführt:

[...] denn seit Anfang des Jahrhunderts hatte ja der gefürchtete, dämonische Mann in Europa alles durcheinander gerüttelt, und Deutschland seufzte unter seiner despotischen Faust. (17)

Der zehnjährige Ludwig erlebt die Schlacht von Dresden (26./27. August 1813) mit. (22-28) Er und sein Vater gehen hinaus, um die Walstatt zu besichtigen:

Wenn ich später von Schlachten las, von großen herrlichen Siegen, von dem Todesmut der Kämpfenden und ihrer Tapferkeit, so mußte ich immer mit innerem Entsetzen an das Ende denken, an das Schlachtfeld, wo die Getöteten noch die Glücklichen sind. (28)

In einem Rückblick im Tagebuch reflektiert Richter 1825 über die Versäumnisse des zurückliegenden Jahrzehnts. Die Schuldigen seien die Fürsten:

Die Erwartungen des deutschen Volkes wurden von den Fürsten nicht erfüllt, die schöne Welle brandete und verlor sich. [...] O, was hätte aus Deutschland werden können, hätte alles seinen freien Gang gehen können. (558)



Für die jüngeren, nach 1810 geborenen Verfasserinnen und Verfasser stellten die napoleonischen Kriege kaum mehr ein derart prägendes Erlebnis dar wie für die älteren. Die 1811 geborene Fanny Lewald nominiert zwei politische Ereignisse, die sie in der Kindheit berührten: den griechischen Freiheitskampf<sup>13</sup> und die Julirevolution. Die letztgenannte sei „das erste große Ereignis, das ich mit deutlichem Bewußtsein und mit meinem Verständnis darauf vorbereitet, erlebte“ und wodurch sich ihre „Teilnahme an den öffentlichen Dingen überhaupt“ erst ausbildete, „die mich seitdem nicht mehr verlassen hat“. Der Vorbereitung diene u.a., daß ihr Vater „entschieden auf die Umwälzung“ gehofft hatte. Als sie da war, ließ er

sich nun von uns die Zeitungsberichte noch einmal vorlesen, gleichsam um sie doppelt zu genießen, wobei er der ersten französischen Revolution und ihrer Vorkämpfer gedachte und mit Wärme die Entwicklung einer freien Verfassung auch für Preußen erhoffte. (120ff.)

Das Geschehen in Frankreich, dazu die belgische Revolution und der polnische Aufstand sowie die Folgen all dieser Vorgänge beschäftigen die Menschen bis in den Herbst des Jahres hinein, als zudem „das Fortschreiten der Cholera gegen die Grenzen des europäischen Rußlands hin schwere Besorgnisse einzuflößen anfang“. (124) 1832 lernt Fanny den Schriftsteller Börne kennen. Sie verlangt, mit ihrem Vater am Hambacher Fest teilzunehmen. Dieser schlägt aber ihre Bitte ab, um es ohne ihre Begleitung zu besuchen. So konnte sie sich nur aus seinen Erzählungen ein Bild von dem dabei Vorgefallenen machen.<sup>14</sup> (138-141)

Die erste historische Reminiszenz in Gutzkows Erinnerungen *Aus der Knabenzeit* ist die an „Friedrichs des Großen Standbild“. (4) Eine nächste: 1810 (ein Jahr vor der Geburt des Knaben) wurde in Berlin „die so rasch aufblühende“ Universität gegründet. Er nennt sie „Tugendbunds=Uni-

<sup>13</sup> Auch habe sie „eine große Begeisterung für die deutschen Freiheitskämpfe gegen die Napoleonische Herrschaft“ gehegt. (122)

<sup>14</sup> Über ihr Bild von der europäischen Revolution von 1848 informieren die *Erinnerungen aus dem Jahre 1848* derselben Vfin.; vgl. z.B. die Auswahl-Ausg. von Dietrich Schäfer, Frankfurt/M.: Insel Verlag, 1969 (Sammlung Insel, 46). Mit Werken deutscher Verfasserinnen und Verfasser, die der Revolution von 1848/49 gedenken, sind unbedingt solche von Autoren anderer Länder zu vergleichen, z.B. diejenigen von Andersen (549-599 u.ö.).

versität“.<sup>15</sup> (13) Die Ereignisse von 1806 leben in ihm durch die Erzählungen des Vaters auf. (45) Das gilt ebenso für die Freiheitskriege. Wie es heißt, habe damals der Haß niemandem so sehr gegolten wie den unter Napoleon „kämpfenden Deutschen“, „den Bayern zumeist“. (49) Aus der anschließenden Ära verbucht er: die „Jubelfeier der Reformation“ im Jahre 1817, die Nachricht vom Tode Napoleons, den Krieg der Griechen gegen die Türken, die Ermordung Kotzebues durch Sand. (197)

Die Aufzeichnungen von Hermann Kurz bestätigen Immermanns Sicht, wonach die Heranwachsenden im Vormärz, zumindest sofern sie sich nicht an der Burschenschaftsbewegung beteiligten, von der politischen Öffentlichkeit weitgehend abgeschnitten waren. In ihnen spiegelt sich das Herausgerissenwerden aus einer Betäubung, die der Geschichtsunterricht der Schule nicht hatte aufheben können – falls sie nicht gar auf ihn zurückging –, durch den Fund eines historischen Dokuments<sup>16</sup> und in der Folgezeit durch die französische Revolution von 1830, auf die der Verfasser, anders als die etwas ältere Fanny Lewald, nicht vorbereitet war:

Das Geschlecht, das in den Jahren vor der Julirevolution zu den ersten größeren Eindrücken des Lebens heranwuchs, hatte keine Ahnung von einer Politik der Gegenwart. Wir waren Bürger in Athen, Sparta und Rom, diskutierten lykurgische und solonische Gesetzgebungen<sup>17</sup>, fühlten uns in unserer alten Kaisergeschichte mehr oder weniger zu Hause, der Dreißigjährige Krieg und der Abfall der Niederlande war uns durch Schiller geläufig, wie denn überhaupt die allgemeinen Weltbegebenheiten von unseres Geschichtsprofessors ägyptischen Steckenpferden bis zu den Welthändeln Napoleons

---

<sup>15</sup> „Tugendbund“: Bezeichnung eines „sittlich=wissenschaftlichen Vereins“, 1808 in Königsberg gegründet, mit der Zielstellung, das physische und moralische Elend in der Zeit nach Jena zu lindern, für volkstümliche Jugenderziehung zu sorgen, die Reorganisation des preußischen Heeres zu unterstützen etc. (Geheime Tendenz: die Abschüttelung der Franzosenherrschaft vorzubereiten.) Mitglieder 300-400. Am 31.12.1809 dekretierte der König auf Drängen Napoleons die Auflösung des Vereins.

<sup>16</sup> Es war der Druck der Petition, die Friedrich List (1789-1846) als Abgeordneter der württembergischen Kammer 1820 an die Stände richtete mit der Aufforderung, Mißliches in Verwaltung und Rechtspflege zu beheben. Die Folgen für List waren gravierend: Aberkennung seines Abgeordnetenmandats (Februar 1821), 1822 Verurteilung zu zehn Monaten Festung, Flucht ins Elsaß und in die Schweiz, Rückkehr, Haft auf dem Asperg, Auswanderung nach Amerika.

<sup>17</sup> Vermutlich anhand einer Abhandlung Schillers, die diese Namen im Titel führt.

kein Geheimnis für uns geblieben waren. Hiermit aber schien uns alle Geschichte abgesponnen, die Zeit stand still, und wir dachten entfernt nicht daran, daß von jetzt an je noch etwas geschehen könnte. In dieser Verfassung befanden sich wenigstens alle diejenigen, die nicht durch persönliche Verhältnisse in den Stand gesetzt waren, aus den Gesprächen Erwachsener etwas von dem leisen Dröhnen einer nahen Zukunft zu vernehmen.

Wie aus einem Traume wachgerufen war ich daher, als ich auf dem lithographierten Bogen von bürgerlicher Freiheit und Selbstverwaltung las.

[...]

Dagegen war auch der Windstille der Restaurationszeit ihr Ziel gesteckt: denn unversehens kam uns der Sturz der Bourbonen zwischen den peloponnesischen Krieg und den ezechielischen Tempelbau, um uns zu belehren, daß auch die Gegenwart ihren politischen Puls habe und daß der Prozeß der Geschichte noch nicht völlig zu Ende sei. (26f.)

Er resümiert später, daß „auf die großen Völkerkämpfe“ (der napoleoni-schen Ära) eine Ruhe gefolgt sei, „von der man sich heute, wo es doch auch wieder ein wenig ruhig geworden ist, kaum noch eine Vorstellung machen“ könne. (28) Er imaginiert also die Geschichte der zurückliegen-den Jahrzehnte als einen Wechsel von Phasen der Unruhe (Ära Napole-ons/1830/1848f.) und solchen der Ruhe: Vormärz, Nachmärz. Diese Äußerung erschien im Druck 1859, in einem Jahr, als sich neuerliche, freilich noch zaghafte Freiheitsregungen in Deutschland meldeten (Schil-ler-Gedenken).

Gerok, Jahrgang 1815, bekam keinen Napoleon mehr zu Gesicht. Da-für betrachtete er in seiner Kindheit ein „Heldenbuch“ aus dem Besitz seines Vaters, worin die „Brustbilder aller Heerführer der Alliierten zu sehen waren“ und aus dem er lernte, den Ausdruck „Korse“ als Äquiva-lent für ‚Schurke‘ zu gebrauchen. (65) Und wenn er einmal selber Kano-nendonner vernahm? – Dann waren es die Salutschüsse, 52 an der Zahl, anlässlich der Geburt des (württembergischen) Kronprinzen. (89) Wie anderen, so erging es auch diesem Heranwachsenden – einen Einschnitt bildete 1830. Wie es in seinen erörternden Schriften gern Heinrich Heine unternahm, zog der jüngere Gerok ebenfalls den Vergleich zwischen der großen Revolution der Franzosen und dieser neueren:

Einen Blick auf die Welt= und Zeitereignisse ließen uns zuerst die Julitage von 1830 werfen, welche die erste frische Bewegung in die träge Windstille der Restaurationsperiode brachten, unter

der wir friedselig aufgewachsen waren. [...] Die Aufregung war groß, an liberalen Sympathien fehlte es bei uns nicht, doch brachte ich für meine Person es zu keiner nachhaltigen Begeisterung. [...] Die erste französische Revolution mit ihren großartigen Ideen und Greueln, mit ihren dämonischen Helden und beweinenwerten Schlachtopfern hatte sich uns von Kind auf durch Kupferstiche und Erzählungen tief in Phantasie und Gemüt geprägt. Diesmal aber war's ein gar zu blasser Abklatsch des düsterfarbigen Originalstücks. (206f.)

Das Revolutionsjahr 1848 samt Folgezeit riß wiederum die fast Gleichaltrigen einer Jugend auseinander. Es klafften Abgründe zwischen ihren politischen Anschauungen. So berichtet Gerok einen Zwist mit Hermann Kurz:

Ich that meine Schuldigkeit als Geistlicher, er die seinige als Redakteur des demokratischen Oppositionsblattes, in welcher Eigenschaft er mich seine Ungnade öffentlich fühlen ließ. (229)

Es ist vielleicht kein Zufall, daß vom Weberaufstand des Jahres 1844 in Schlesien ein Autor Notiz nahm, der selber ein Schlesier war, Gustav Freytag. Es sei „in unser politisches und geselliges Treiben ein lauter Klageschrei von Not der Spinner und Weber in den Gebirgskreisen“ gedrungen. (540) In seinem Lebensbericht will er „das Heraufwachsen eines Einzelnen in den Jahren von den Freiheitskriegen bis zur Gründung des Deutschen Reiches“ veranschaulichen. (423) Dasjenige politische Ereignis, dem er am ausführlichsten Beachtung schenkt, ist die Revolution von 1848. (in seinem Kapitel: „Grenzboten“, S. 565-591) Der Bericht darüber beginnt:

Da verbreitete sich vom Auslande her der wilde Rausch in die großen Städte; die allzulange Bevormundung der Presse und der öffentlichen Meinung waren weit größere Schäden gewesen, als man wohl angenommen hatte. (565)

Des Verfassers Distanz zu dem Ereignis wird aus seiner Wortwahl deutlich: Es war „ein wilder Rausch“, versteht sich: nicht einheimischer Provenienz, der „die großen Städte“ ergriff (unerwähnt bleiben die Unruhen auf dem Lande). Die Ursachen werden lediglich im Bereich der Öffentlichkeit und des Zeitungswesens gesucht.

Malwida von Meysenbug verfaßte ihre Memoiren nach der Reichsgründung. In ihrer Vorrede (1875) zur 1. Auflage statuierte sie: „Die Zeit der politischen Revolutionen ist vorbei.“ (XXXV) Eine Voraussage, die

sich als falsch erwies. Ihr Buch ist aber u.a. als Zeugnis einer älteren Revolution (1848), in welcher sie sich auf der äußersten Linken engagierte, von großem Wert als Dokument.<sup>18</sup> Ihr Blick in die Geschichte reicht bis in die Zeit des Soldatenhandels zurück, in den Hessen besonders verwickelt war (und den Malwida, als Hessin, schon deshalb aufs stärkste verabscheute; S. 5). Als junges Mädchen teilt sie das Unbehagen der Jugend, das aus so vielen Vormärz-Erinnerungen spricht:

Die Fürsten und die Völker hatten die nationale Erhebung und die Unabhängigkeitskriege in sehr verschiedener Weise verstanden. Die begeisterten Träume so vieler edler Herzen verfliegen, und statt des Morgenrots der Freiheit, welches die deutsche Jugend erhofft hatte, stieg ein neuer, düsterer, nebelverhüllter Tag herauf. [...] Das Blut der Völker war umsonst geflossen. Die Geschichte stand wieder still. (8)

Auch für sie bedeutete 1830 einen großen Einschnitt:

Alle Elemente der Unzufriedenheit, die seit lange (!) in den Völkern gärten, wollten an das Licht. Ich hörte zum erstenmal das Wort *Revolution*. (27)

Der Kurfürst versprach eine Verfassung. Malwidas Vater ging daran, sie auszuarbeiten. (30)

Fontane lieferte in seinen Erinnerungen bei Erwähnung des Regierungsantritts des Königs Friedrich Wilhelm IV. (1840) eine grundlegende Kritik der Politik der preußischen Regierung in dem Halbjahrhundert von 1815-1864:

Alles hatte sich von Grund aus geändert. Aus den vier Millionen waren 24 Millionen geworden, und diese 24 Millionen waren keine misera plebs mehr, sondern freie Menschen – wenigstens innerlich –, an denen die die Welt umgestaltenden Ideen der Französischen Revolution nicht spurlos vorübergegangen waren. Der ungeheure Fehler des so klugen und auf seine Art so aufrichtig freisinnigen Königs bestand darin, daß er diesen Wandel der Zeiten nicht begriff und, einer vorgefaßten Meinung zuliebe, nur *sein* Ideal, aber nicht die Ideale des Volkes verwirklichen wollte. [...] Eine Regierung hat nicht das Bessere beziehungsweise das Beste zum Ausdruck zu bringen, sondern einzig und allein das, was die Besseren und Besten des Volkes zum Ausdruck gebracht zu sehen wünschen. Diesem Wunsche hat sie nachzugeben, auch wenn

<sup>18</sup> Schilderung in dem 17. Kap. des 1. Bands unter dem Titel *1848*, S. 217-272.

sich darin ein Irrtum birgt. Ist die Regierung sehr stark – was sie aber in solchem Falle des Widerstandes gegen den Volkswillen fast nie ist –, so kann sie, länger oder kürzer, ihren Weg gehen, sie wird aber, wenn der Widerstand andauert, schließlich immer unterliegen. Die Schwäche der preußischen Regierung vom Schluß der Befreiungskriege bis zum Ausbruch des Schleswig-Holsteinischen Krieges bestand in dem beständigen Sichauflehnen gegen diesen einfachen Satz [...] (193)

Wie in Malvidas Memoiren die Schilderung der Revolution von 1848 einen Höhepunkt bildet, so bei Fontane (190-224). Er möchte zwar der allgemeinen Ansicht *nicht* widersprechen, das Vierteljahrhundert von 1815-1840 sei „eine ereignisarme Stagnationsepoche“ gewesen, erwähnt jedoch

des Interessanten eine ganze Fülle: die Befreiung Griechenlands, den russisch-türkischen Krieg, die Eroberung von Algier, die Julirevolution, die Losreißung Belgiens von Holland und die große polnische Insurrektion. (101)

Er bekennt, kein anderer Krieg, „unsere eigenen nicht ausgeschlossen“, habe von seiner Phantasie je so Besitz ergriffen „wie diese Polenkämpfe“, obschon er seinen Zwiespalt verrät: Er stand vielfach „nur mit geteiltem Herzen auf Seite der Polen“ und verspürte, „aller meiner Freiheitsliebe unerachtet, jederzeit ein gewisses Engagement zugunsten der geordneten Gewalten“. (117f.) Von seinem Vater berichtet er, daß dieser bis ins hohe Alter nicht von seiner Napoleon-Verehrung gelassen habe. (163) Das Wissen des Vaters über die napoleonische Ära sei „geradezu stupend“ gewesen, z.B. „was französische Kriegs- und Personalanekdoten aus der Zeit von Marengo bis Waterloo angeht“. (97)

Marie von Ebner-Eschenbach berichtet in ihren *Erinnerungen an Grillparzer*, daß einmal im Revolutionsjahr 1848 in Wien eine „unheimliche Menschenansammlung“ zu beobachten gewesen sei. Deren Ursache war der Dichter Grillparzer, der ein Gedicht mit dem Lob für den österreichischen Heerführer Radetzky veröffentlicht hatte. Einer der Versammelten machte seinem Unmut Luft:

[...] ein Gedicht hat der Grillparzer drucken lassen, ein niederträchtiges Gedicht auf den Radetzky. Da schimpft er über unsere Studenten und über die Revolution und katzenbuckelt vor der Armee [...] (4,596)

Der kleinen Marie (geb. 1830) stand die napoleonische Ära zuerst eindrucklich in Gestalt der Radierungen und anderer Bilder im Arbeitszim-

mer ihres Vaters vor Augen: u.a. die Abbildung eines Invaliden der *grande armée* (wem drängt sich nicht die Assoziation auf: Heines *Grenadiere?*), sonst mit anderen Motiven aus den Feldzügen gegen Frankreich, „die unser Vater mitgemacht hatte, an Erzherzog Karl und an Napoleon“. (6,567f.) Durch diese Feldzüge war die Familie hart getroffen worden: Zwei Brüder des Vaters 1813/14 gefallen, er selber in Frankreich schwer verwundet und gefangen genommen. (6,572) Einige Ausführungen darüber beschloß die Dichterin mit einer versöhnlichen Reflexion, die der Humanitätslehre des vorletzten Jahrhunderts entsprang:

Wie unser Vater hielten auch wir seine Erinnerungen hoch in Ehren und stimmten ihm von Herzen bei, wenn er eine summarische Verurteilung der Franzosen nicht duldete. Er sprach immer mit der größten Anerkennung von ihnen, gegen die er jahrelang im Felde gestanden hatte. Es war damals allgemein so üblich: man schoß den Feind tot, aber man verleumdete ihn nicht. (6,576)

Ebers, der wie Malwida, Fontane u.a. aus eigenem Erleben einen ausführlichen Bericht über die Revolution von 1848 lieferte (108-131), räumt ein, daß er erst „in reiferen Jahren“ erkannt habe,

daß diese Kämpfe, die ich noch sehr viel später von gewissen Seiten fluchwürdig und einen Schandflecken der preußischen Geschichte nennen hörte, vielmehr des reichsten Dankes der Nation würdig sind. (130)

Für die Zeit davor spricht er von der Sehnsucht der meisten näheren Bekannten seiner Mutter „nach würdigeren politischen Zuständen und nach einer Verfassung“. (71) Das Elend der preußischen Liberalen wegen des vom Königshaus gebrochenen Verfassungsversprechens läßt ihn niemals los:

Die Freiheitskriege lagen weit hinter uns. Wie viel war, da es galt, den Landesfeind zu vertreiben, dem Volke verheißen worden, und wie wenig hatte man gehalten! (97)

Die Kamptz und Dambach zogen den Mecklenburger Studenten Fritz Reuter „vor ihr fluchwürdiges Tribunal“. (98) „Die Betrogenen aus den Freiheitskriegen, die Mißhandelten aus der Demagogenzeit“ schöpften noch einmal Hoffnung, als Friedrich Wilhelm IV. an die Regierung kam. (Ebd.) Jedoch erst 1848 sei es in Preußen gelungen, die Freiheiten zu erringen, „die anderen deutschen Staaten schon früher gewährt worden waren“. (36) Daß aber auch die übrige Staatenwelt Deutschlands im Vor-

märz nicht von politischen Gebrechen frei war, konnten zwei Zeitgenossen bezeugen, die Ebers ganz in der Nähe wußte: Im selben Hause mit seiner Familie wohnten die Brüder Grimm, die als Mitglieder der Göttinger Sieben „für ihre politische Überzeugung gelitten hatten“. (71)

## Jüdische Existenz im Vormärz

In der Vormärz-*Dichtung* ist jüdische Existenz ein frequentes, sehr relevantes Motiv.<sup>19</sup> In autobiographischen Schilderungen von Künstlern, die ihrer Jugend im Vormärz gedenken, erscheint es mehrfach abgewandelt: Eine Autorin aus jüdischer Familie verweist auf das Judentum als Quelle leidvoller Erfahrungen. Von den übrigen Verfasserinnen und Verfassern nehmen es manche in ihre Schilderung auf, mehrere unparteilich, einige mit Sympathie.

Gelegentlich einer mit Einmischung eines antisemitischen Klischees: So will Kügelgen einmal in der Postkutsche zwischen Leipzig und Altenburg dem Versuch zweier jüdischer „Handelsleute“ beigewohnt haben, ein mitreisendes junges Mädchen zu bedrängen, vielleicht zu vergewaltigen (Stereotyp des gierigen Juden, der zudem noch als „Oriental“ bezeichnet wird!); den er selber dann durch beherztes Eingreifen unterbunden hätte. (547f.)

Fanny Lewalds Großeltern mütterlicherseits „hielten fest an dem Glauben und an den Sitten des Judentums, waren ununterrichtete Leute“. (33). Der Großvater väterlicherseits hatte zu seiner Ausbildung „einen Teil von Deutschland bereist, und später auch eine Berlinerin geheiratet. [...] Er und seine Frau besaßen jenen Grad der allgemeinen Bildung, den die Berliner Juden schon früher erlangt hatten [...]“ (34) Der preußische Staat erschwerte der jüdischen Bevölkerung das Heiraten: „jede jüdische Familie hatte nur für eines ihrer Kinder das Ansiedlungsrecht in den preußischen Landen“, und bei dessen Fehlen konnten Juden weder heiraten noch sich niederlassen. (35) Fannys Mutter sah es überhaupt „als ein Unglück an, eine Jüdin zu sein“. (37) Selber erfuhr sie

<sup>19</sup> Vgl.: Wolfgang Beutin. *Königtum und Adel in den historischen Roman von Willibald Alexis*. Berlin: Erich Schmidt Verlag, 1966 (Philologische Studien und Quellen, H. 37). S. 24ff. u.ö. Außerdem: Forum Vormärz Forschung: *Juden und jüdische Kultur im Vormärz*. *Jahrbuch 4 (1998)*; darin u.a. ders. „In diesem Hause immer fremd.“ – Carl Spindlers historischer Roman *Der Jude*“. S. 91-109.



durch eine Familie frommer Juden, „daß wir Juden wären und daß man mir dieses zu Hause verschweige, weil die andern Leute die Juden nicht leiden könnten“. (43) Auf Fannys Frage im Elternhaus: „sind wir wohl Juden?“ erteilte ihr Vater ihr die barsche Antwort: „Du bist unser Kind, und weiter geht Dich nichts an!“ (44) Sie beschäftigte sich daraufhin innerlich um so mehr mit derselben Frage:

... und die Juden und ihre Feiertage und Gebräuche wurden mir unheimlich und mystisch, anziehend und widerwärtig zugleich. Daß wir Juden wären und daß es schlimm sei, ein Jude zu sein, darüber war ich aber mit fünf, sechs Jahren, noch ehe ich in die Schule gebracht wurde, vollkommen im Klaren. (44)

Je älter sie wurde, desto mehr begriff sie, daß ihre Eltern und Verwandten es sorgfältig vermieden, „davon zu sprechen, daß wir Juden wären“. Einige Mädchen, mit denen sie in eine Klasse ging, gestanden ihr, daß es ihnen elterlicherseits verboten worden war, Fanny zu besuchen oder zu Besuch zu bitten. (63f.) Sie muß hören, daß zu jener Zeit Judenhasser den Juden mit Spottrufen zusetzen<sup>20</sup> und daß in mehreren deutschen Städten die Verfolger ihre Häuser plündern. Von diesem Zeitpunkt an besitzt sie „den vollständigen Begriff von der Unterdrückung der Juden, von der Ungerechtigkeit, welche man gegen sie begehe“. (65) Später entschließt sie sich, ihr Judentum aufzugeben und sich christlich taufen zu lassen, obwohl ihr „das Wesen des kirchlichen Christentums“ nichts bedeutete und das Glaubensbekenntnis ihr fremd blieb: „an nichts glaubte ich eigentlich von alledem, zu dem ich mich bekennen sollte“. Doch ihre Mutter „war sehr erfreut, wieder eines ihrer Kinder dem Judentum entzogen zu haben“. Fanny selber mußte sich gestehen, ihre Konversion „mit einer mir sonst fremden Heuchelei ausgeführt zu haben“. (117ff.)

Goltz beichtet ein kleines Vergehen, er habe im Alter von fünf einem „Pindeljuden“ (= ‚Juden, welcher ein Bündel trägt, Hausierer‘) ein Spiegelchen gestohlen. Er offenbart seine Sympathie, ja Vorliebe für die Handelsleute:

[...] sei es nun, weil ich mich gegen alle Pindeljuden wegen des einen verschuldet fühlte, oder weil diese armen Teufel so poetisch durch Flur und Wald, über Berg und Tal wandeln, und den eigentlichen Extraktivstoff des jüdischen Charakters und somit den

<sup>20</sup> Andersen erwähnt zum Jahre 1819, es sei auch in Kopenhagen am „Abend vor meiner Ankunft die sogenannte ‚Judenfehde‘ ausgebrochen, die gleiche Judenhetze, die damals in mehreren Ländern Europas getrieben wurde“. (39)

ewigen Juden und ein hausierendes Stück der Welt- und Gottesgeschichte repräsentieren, oder weil sie eben ein Pindel herumtragen, genug, ich faßte seit der Zeit noch eine entschiedenere Vorliebe für diese schachernden Kinder Israels als bis dahin und sympathisierte in dieser Zärtlichkeit für das Volk Gottes aufs vollkommenste mit allen Knechten, Mägden und Bauersleuten im Dorf. (237)<sup>21</sup>

Ludwig Richter beobachtete in seiner Kindheit eine Judenschule.<sup>22</sup> (36) Er gedenkt auch eines „uralten Juden, namens Salomon, [...] der übrigens ein frommer, grundehrlicher Mann war“, mit dem Ludwigs Großvater besonders gern verkehrte. (41) Gutzkow erwähnt, daß „man“ (wer?) zu seiner Zeit den Landbewohnern die Juden „als die Boten der Hölle“ verdächtig machte. Doch könne er aus seiner Kindheit in der Stadt „so grelle Jugendbilder nicht heraufbeschwören“. Freilich sei Kindern „Der Jude“ ein Schreckenswort. Doch wenn ein Kind standhalte, um „einige Worte des Vertrauens mit dem Juden“ zu wechseln, wird der Jude „ein freundlicher Gast“ werden. (220f.; hier folgen noch längere Ausführungen) Gerok berichtet von dem „Vorzug“, den in seiner Jugend die Stadt Stuttgart bot, weil man darin „Israeliten jedes Standes, Alters und Geschlechts“ antraf. Und stets sei es ein Ereignis gewesen, wenn er mit der Hausangestellten, „Jungfer Katharine“, deren jüdische Freundin, „unsre Jüdin“, besuchen durfte. (72) Marie von Ebner-Eschenbach erinnert sich eines selbstlosen, wohlthätigen Arztes, des Doktors Engel:

Er war ein noch junger Mann, ein großer, dunkelbärtiger Jude und kam täglich aus der kleinen Stadt Kremsier von einem Dorf, von einem Schloß zum andern gefahren und bemühte sich um den ärmsten seiner Kranken mit der gleichen Sorgfalt wie um den wohlhabendsten.<sup>23</sup> (6,624)

<sup>21</sup> Als Zeugnis interessant, daß bei der einfachen Bevölkerung jedenfalls damals (vor 1848) kein Antijudaismus existierte (der, besonders in der Form des Antisemitismus, in späterer Zeit erst von den Eliten als Herrschaftsmittel ‚erfunden‘ und in die Massen filtriert worden ist).

<sup>22</sup> Von der andere vielfach nur in Form der Redewendung hörten, es gehe da oder dort zu „wie in einer Judenschule“ (angebliches Tohuwabohu).

<sup>23</sup> Motiv, welches in der Erzählung derselben Autorin: *Der Kreisphysikus* wiederkehrt.

## Familiale Sozialisation, übrige Bildungsmächte, Künstlertum

Über die Familie ihrer Herkunft, die Weise der Sozialisation, die sie darin erfuhren, sowie die künstlerischen Anregungen, die sie darin bekamen, dazu vielleicht über ihr erwachendes Künstlertum, berichten die Verfasserinnen und Verfasser der Autobiographien sehr unterschiedlich, vor allem auch sehr unterschiedlich intensiv.

Einige favorisieren einen Aspekt, andere einen anderen. Einige erzählen recht naiv, Erlebtes chronologisch verzeichnend, andere verbinden die Chronologie mit historischen und theoretischen Reflexionen. Zwar wird man von ihnen allen nicht Erkenntnisse erwarten, wie sie seither gesammelt wurden und modernen Theorien der Kreativität als Grundlage dienen.<sup>24</sup> Doch gibt es unter den autobiographischen Texten neben solchen, worin die bunte Mischung von Faktischem und Anekdotischem dominiert, andere, deren Verfasserinnen und Verfasser Einblick vermitteln in den Zusammenhang von entstehender psychischer Konstitution und Erfahrungswelt der Jugend, vor allem auch der familialen Sozialisation und beginnender künstlerischer Tätigkeit.

*Der Theoretiker* unter den hier herangezogenen Autoren ist Immermann. Er konstatiert klarsichtig, welche Faktoren auf die Jugend, „bis sie in das öffentliche Leben übertritt“, einwirken: Familie, Lehre, Literatur, dazu – für die heranwachsende Generation, welcher er selber angehörte – „der Despotismus“ (der den Heranwachsenden jugendfremde Einschränkungen auferlegt; gemeint: der napoleonische?; andere Zeitgenossen, wie Fritz Reuter, hätten gewiß eher an den fürstlichen gedacht). Als seine Absicht nominiert er, „den Mitteldurchschnitt der damaligen deutschen Häuslichkeit zu schildern“; eine Familie, weder arm noch reich, „weder zu den Proletariern noch zu den Sommitäten“<sup>25</sup> gehörend, unter der (idealen, vorzüglichen) Bedingung, daß „die vier Wände des Hauses Verstand, Einsicht, Gesinnung umschlossen“. (52) Allerdings verleitet ihn sein nationales – für einen Teil seiner Generation nicht untypisches – Empfinden, folgendes auf einen Irrweg einzuschwenken: Nur in Deutsch-

<sup>24</sup> In einer Monographie habe ich einstmals versucht, das (Zwiefach-)Schöpfer-tum eines Künstlers des 20. Jahrhunderts und wie es entstand anhand rezenten – auch: psychoanalytischer – Kreativitätstheorien nachzuzeichnen. Vgl.: Wolfgang Beutin. *Barlach oder der Zugang zum Unbewußten. Eine kritische Studie*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 1994.

<sup>25</sup> „Spitzen der Gesellschaft“.

land hätte sich die Familie zur Idealität, „zur höchsten Gestalt“ durchgebildet. Dies verdanke man dem „Urgefühl der Germanen, daß in dem Weibe etwas Heiliges sei“, mit der Folge, daß der Mann in der Frau Würde und Adel erspähe; in ihren Kindern achteten die Eltern „gleichfalls die Person“. (56ff.) Wohl verschweigt er nicht „die geheimen Leiden, Bitterkeiten und Anklagen jenes jugendlichen Alters“, die es auf seiten der Heranwachsenden zuvor gegeben habe. Er räumt ein – weiß also vom Wandel in der Familienkonstellation seiner Epoche: „Patriarchalischer, als jetzt, war mithin die Gewalt in der *ecclesia pressa* des damaligen deutschen Hauses.“ (88)

Seit seiner ersten Kindheit habe es ihn „leidenschaftlich zum Dramatischen hingezogen“ (98), ein Hang, den viele Autobiographien der Zeit bezeugen; daneben die Freude am Puppenspiel. An Dichtungen der Epoche fielen ihm recht früh Werke von Fouqué, Arnim, Brentano und Übriges in die Hand, „was dieser hyperromantischen Richtung angehörte“. (101) Später trat „die große deutsche Literatur“ hinzu, v.a.: Lessing, Klopstock, Wieland, Voß, Schiller, Goethe, Herder. (136)

Heine erklärt, es sei die Mutter gewesen, die in seiner „Entwicklungsgeschichte“ die „Hauptrolle“ innegehabt hätte. (188) Von gesunder Vernunft und Empfindung, habe nicht sie ihm „den Sinn für das Phantastische und die Romantik“ vererbt. (191) Als den Menschen, „den ich am meisten auf dieser Erde geliebt“, bezeichnete er seinen Vater. (216) Nach seiner Mutter beeinflusste seine „geistige Bildung“ am stärksten sein Onkel Simon de Geldern (195), der dem Jungen die schönsten, kostbarsten Werke schenkte. (198) Seine französischen Lehrer in Düsseldorf beschuldigte er, sie hätten in ihm „ein Vorurteil gegen die ganze französische Literatur“ hervorgerufen, vorzugsweise gegen die dichterische, am meisten aber gegen „das metrische System“ der Poesie (d.h. die Verslehre; 186). Es ist für Heine, einen Dichter mit dem Bewußtsein eines ‚outlaw‘, vielleicht nichts bezeichnender, als daß er den größten Einfluß auf seine künstlerische Entwicklung einem Menschenwesen zuschrieb, einer jungen Frau, welcher ihrerseits der ‚outlaw‘-Status zukam, war sie doch die Tochter des Scharfrichters, das rote „Sefchen“ genannt (Joseph):

Sie wußte viele alte Volkslieder und hat vielleicht bei mir den Sinn für diese Gattung geweckt, wie sie gewiß den größten Einfluß auf den erwachenden Poeten übte [...] (232)

Alexis hebt hervor: „Ich spreche von der Jugend, die ich kannte.“ Für deren antinapoleonischen Patriotismus macht er nicht zuletzt die ältere

Generation verantwortlich: „Unsere Väter und Mütter nährten das Feuer.“ (1840, S. 381) Die wichtigste persönliche Begegnung mit einem Repräsentanten der zeitgenössischen Literatur war für ihn die mit Goethe, den er zweimal besuchen durfte. (1839, S. 324-343) Vom Beginn seiner „Schriftstellerlaufbahn“ berichtet er, daß ihm ganz „das Bewußtsein des ungewöhnlichen Glückes“ gefehlt habe, „das den angehenden Schriftsteller, für den eine beifällige Notiznahme schon Lohn gewesen wäre, überschüttete“. (1839,303) Er bezieht sich auf den großen Erfolg seines Erstlingsromans *Walladmor*, einer Parodie, welche er unter dem Namen des Parodierten – keines anderen als Walter Scotts – in die Welt gehen ließ, des am höchsten gefeierten Autors jener Ära. Wie Immermann und Heine versuchte der junge Alexis sich als Dramatiker, und, auch darin den beiden Zeitgenossen gleich, ohne einen längerwährenden Erfolg. Für die deutschen Autorengenerationen seit Lessing benannte er als Motiv ihrer Bemühungen um die Bühne:

Der Mangel eines öffentlichen Lebens – sie waren sich dieses fehlenden Lebensprinzips nicht klar bewußt, aber das dunkle Gefühl des Entbehrens war da – trieb die ernstesten, tiefsten Geister, sobald sie sich aus der Einsamkeit der Gelehrtenstube emancipirt, zum Theater. (1842, S. 2)

Von einer Verletzung größten Maßes in einer Kinderseele zeugt die Jugendgeschichte von Goltz. An dem Ungeheuerlichen war in erster Linie der Mangel an Mutterliebe schuld. Auf einem Zettel hinterließ er eine mit griechischen Buchstaben geschriebene Notiz, die mit den Wörtern beginnt: „Mutterhaß – Kindshaß – [...]“ und in der er eine Vision vom Tode seiner Mutter erwähnt, auch seine furchtbare Ambivalenz. Es folgt zunächst die Bezeichnung: „die Mutter hat die Schwächen und Gebrechen des Kindes vor den übrigen Kindern stets lächerlich gemacht.“<sup>26</sup> Goltz überlegt inzwischen:

Wahrhaftig, die großen Leute könnten von den Kindern noch mehr profitieren als diese von ihnen, falls die Großen sich auf ihren wahren und unschuldigen Vorteil verständigen und ihre eigne Kindheit nicht so rasch vergäßen, daß sie hinterdrein keine andere mehr verstehen. (11)

War die Mutter die – nicht benannte – Adressatin dieser Ermahnung? Bald wurde das Kind dann – allzu frühzeitig – aus dem Elternhaus ge-

<sup>26</sup> So im Nachwort von Friedhelm Kemp, S. 306.

ben, eine ihm (der Ausdruck ist zu beachten!) „widerfahrene Ausrangierung aus der Familie [...], durch die ich mich über meine Jahre erwachsen fühlte“ (letzteres: Trotzreaktion). Als die Familie dann bei einem Besuch überdies heuchelte, sie wäre dem Selbstgefühl des Kindes niemals zu nahe getreten, reagierte dies mit einem Ausspruch, der die tiefe Tragik verrät: „*Ich bin ein fremder Junge*, ich brauch gar nicht bei euch zu sein.“<sup>27</sup> (135) Als offensichtliche Gegenreaktion bildete sich in ihm eine überbordende Liebe zum Leben, dem eigenen wie dem „in aller Kreatur“, heraus, mit der Folge, daß er sich gern auf die Erde warf und sie „als die Allmutter“ küßte. (64) Er empfand eine „natürliche Wahlverwandtschaft der Kinderseele zu den Elementen“ und verehrte „die elementarische Natur des Kindes, der Frauen und des echten Menschen-Genius, der zugleich ein Kinder- und Frauen-Genius ist“. (87) Zugleich sei „natürliches Menschentum“ in den Unterschichten noch erhalten.

(Es) ist die Wahrheit: daß in den sogenannten gemeinen Lebensarten, das heißt in den Daseins-, in den Empfindungs- und Vorstellungsweisen der Leute aus dem Volke, der Arbeits-, Bauers-, Dienst- und Handwerksleute, der Überrest von natürlicher Lebens- und Denkart eben konserviert wird, den die hochgebildete und gelahrte Welt fortwährend mehr absorbiert, und daß kein Mensch was Ordentliches und Herzhaftes von dem natürlichen Menschentum und Menschenschicksal in Erfahrung bringen kann, wenn er es nicht im herzlichen und ebenbürtig erachteten Umgange mit den niedern, den dienenden und handarbeitenden Klassen irgendwie an sich kommen läßt. (189)

---

<sup>27</sup> In der Dichtung der Zeit gibt es ebenfalls Schilderungen einer Jugend ohne Liebe, mehr noch: sogar einer Jugend, gegen die von den Eltern Aggressionen ausgeübt werden. Vgl. z.B.: Balzacs Roman *Le lys dans la vallée* (*Die Lilie im Tal*; 1835). Berlin: Ernst Rowohlt Verlag, o.J. (in: Gesammelte Werke). Darin die Fragen: „Welcher Künstler, der durch Kummer hindurchgegangen ist, wird uns eines Tages den erschütterndsten Trauergesang schenken, wer wird uns die Stürme schildern, die diejenigen Seelen schweigend erleiden, deren noch zarte Wurzeln nur auf harte Kieselsteine im heimatlichen Boden stoßen, deren erste Blütezeit von gehässigen Händen zerrissen und deren Blumen vom Frost ergriffen werden, im Augenblick, da sie sich öffnen? – Welcher Dichter wird uns von den Schmerzen des Kindes sprechen, für das sich die Muttermilch in Galle verwandelt und dessen Lächeln durch das verzehrende Feuer eines strengen Auges zurückgeschreckt wird?“ (8)

Wahrhaftig, wir sind einer höhern Freiheit und eines höhern Glückes im Staat wie in der Weltgeschichte nicht eher würdig und wert, als bis von uns mit der herzlichsten Selbstverleugnung in unserm Privat- und Familienleben eine größere Freiheit nach unten zu, bei Dienstboten, Pfllegebefohlenen und Untergebenen vorbereitet und verwirklicht sein wird. (269)

Die all-belebende Phantasie preisend, sowohl die im Erwachsenen tätige als auch die im Kinde, in welchem sie „ein himmlischer Genius“ sei (158), bekundet er, daß was auch immer „in meinen oder in meiner wahlverwandtschaftlichen Genossen poetischen Bereich kam“, alles „unsrer alles verwandelnden und bezwingenden *vis poetica* dienen“ mußte. „Alles ward uns zu allem, wir waren Zauberer [...] uns war alles lebendig. [...]“ (12) Niemals habe er „hernach so die Poesie des Lebendigen und Kreatürlichen erfaßt als in jener kindlichen Paradiesesunschuld und Glückseligkeit [...]“ (16) Künstlerische Anregungen empfing das Kind von Gemälden, nicht zuletzt Heiligenbildern, und auch von Skulpturen in katholischen Kirchen. (127f.) Einmal, erinnert er sich, hatte sein älterer Bruder einen heiligen Georg gemalt. (34) Alles in allem wurde die Phantasie der Kinder aber knapp gehalten, so sparsam wie möglich genährt: „Das eben gab ihr Fülle und Zeugungskraft.“<sup>28</sup> (35) Im Erwachsenenleben begnügte er sich mit einem Leben der Weltabgeschiedenheit als (deutsch) schreibender „Winkelphilosoph“ in Gollub in der polnischen Provinz. (zit. im Nachwort, S. 308)

Kügelgen lobt einen seiner lebensgeschichtlichen Augenblicke: „Es waren schöne Jugendtage [...]“ (230) Doch unter den hier vorgestellten Autoren ist es er, dessen Jugend auf die dramatischste Weise endete: Sein Vater fiel einem Verbrechen zum Opfer.<sup>29</sup> Mit dessen Mitteilung endet auch die Autobiographie des Sohnes. Unter psychiatrisch-psychologischem Aspekt bietet sie von allen hier herangezogenen Lebensgeschichten die auffälligste Symptomatik. Der Verfasser litt unter allerlei Phobien und sonstigen psychischen Ängsten. Er registriert: Tierphobie (wähnt einen Bären unter dem Elternbett, ein gespensterhaftes Kalb in

<sup>28</sup> Umgekehrt als im Zeitalter des Fernsehens (wie zuvor schon in dem der Presse, siehe die Kritik, die Karl Kraus daran übte).

<sup>29</sup> Am 27. März 1820. Einer der bekanntesten Mordfälle der Epoche. Siehe die Beschreibung des Vorgangs, die Willibald Alexis verfaßte: „Gerhard von Kügelgens Ermordung“. In: Ders./Julius Eduard Hitzig: *Das Gelöbniß der drei Diebe. Kriminalfälle des Neuen Pitaval*. Hg. Werner Liersch. 2. Aufl. Berlin: Das Neue Berlin, 1983. S. 203-231.

der Schlafkammer; 38f.); er verrät (ohne Benutzung des Ausdrucks:) Kastrationsangst, mit Verschiebung ‚von unten nach oben‘, z.B. in der Bemerkung: Man heiratet, „und man findet sein Täubchen als Geier wieder, der einem die Leber abfrißt“ (49); „Geisterpost“ à la Schillers „Geisterseher“ (325); Todesängste: „die Gespenster des Todes und der Verwesung folgten mir auf Schritt und Tritt“; seelische Erkrankungen, „so oft ich eine eingesargte Leiche sah“.<sup>30</sup> (339f.) Für seine letzten Lebensjahre bezeugten andere Beobachter „schwere geistige Anfechtungen“ des Leidenden. (626) Ähnlich wie Goltz scheint auch er in seiner Jugend darunter gelitten zu haben, daß es seiner Mutter an Kindesliebe mangelte. Wenigstens konnte sie diese nicht ausdrücken. (56) Ihr war es anzulasten, daß sie ihm etwas aufzwang, was er nicht mit seiner maskulinen Identität zu vereinbaren wußte: Sie ließ ihn – womöglich, um ihn von der (in der Epoche dämonisierten) Onanie unter Knaben fernzuhalten – in einer Mädchenschule unterrichten. (57) Für die Entstehung seines Künstlertums, das sich im Verlaufe seines Lebens allerdings als kaum hervorragend erwies, war am ehesten das Vorbild seines Vaters maßgebend, der einen hohen Ruf als Maler genoß, insbesondere als Porträtist (Goethe, Wieland u.a.; 81). Selber übte er früh bildnerische Tätigkeiten aus wie Zeichnen, Holzschnitzerei, Kneten und Papparbeiten (106). Hiermit begann sein eigener Weg, der ihn später u.a. über die konventionelle Station „Aktsaal“ führte. (591) Während der Kindheit beeindruckte ihn im Wohnzimmer der Mutter „ein schönes Bild [...] eine Kopie des berühmten Dresdner Raffael“, die sein Vater gemalt hatte; denn „unter dem himmelreinen Auge dieser Mutter Gottes sollten seine Kinder heranwachsen“ (109f.; der Ausdruck der Liebe im Auge der eigenen Mutter hätte wohl förderlicher gewirkt!). Das erste größere Prosawerk, das er las, war eine Geschichte der hl. Genovefa (von Christoph von Schmid, 1768-1854; 411f.). Auch Kügelgen lernte den berühmtesten deutschen Dichter der Epoche persönlich kennen, Goethe. Während der Kriegszeit sei dieser einmal eines Morgens „ganz zutraulich bei uns eingetreten“. (182)

Wie Ludwig Richters Sohn Heinrich angibt, waren Kügelgens *Jugend-erinnerungen* „von entscheidendem Einfluß“ auf die Entstehung der Autobiographie seines Vaters (XIV). Auch dieser spricht von der starken Wirkung, die religiöse Kunst auf ihn ausübte: so die Dresdner *Himmelfahrt*

---

<sup>30</sup> Seine übergroße Sensibilität führte ihn sympathischerweise auch zur Ablehnung der in den Scharen der Kosaken durchaus noch angewandten „Prügel-ekution“. (279)



*Christi* von Anton Raffael Mengs (1728-1779), so die Genovefa-Erzählung Christophs von Schmid (9f.). Die Autobiographie wie ebenso die Tagebücher bezeugen die Anstrengungen eines begabten Jugendlichen, sich zum Künstler auszubilden und ein hohes künstlerisches Ethos zu entwickeln. Zwei Belege für dies:

Nur im Strome einer großbewegten Zeit, in welcher ein Sehnen, Drängen und Ringen entsteht nach den höchsten Gütern des Daseins, nur in einer solchen können Geister sich entwickeln, welche die Kraft haben, die höchsten Ideen zu gestalten und den göttlichen Gestalten Fleisch und Blut zu verleihen. (106)

Schönheit, der Abglanz des göttlichen Geistes, wird in jedem Gewande die reinen Gemüter mächtig ergreifen und sie veredeln, indem sie das Göttliche auch in sich fühlen; deshalb ist gar nicht nötig, ja sogar nicht recht möglich, daß ein echtes Kunstwerk eine Moral enthalte. Moral ist für den Körper, der noch in der Sünde lebt, Schönheit aber zur Erweckung des göttlichen Funkens in unserem Geiste, der, so oft übertäubt, nur schläft, und dieser reine Funke, das Göttliche im Menschen, bedarf der Moral nicht. (529)

War das 19. Jahrhundert, in dem Ludwig Richter lebte und schuf, war der Vormärz eine großbewegte Zeit gleich der von ihm beschworenen? Zumindest lebte man in den Nachwehen großbewegter Zeiten, und konnte man nicht die eigene, den Vormärz, als solche begreifen, suchte man sie in der Ära davor, der napoleonischen, oder in früheren Jahrhunderten, vorzugsweise in der Renaissance. Immerhin regte der zeitgeschichtliche Stoff (Französische Revolution und Napoleon) zu immer neuer Gestaltung in der bildenden Kunst und Dichtung<sup>31</sup> an. Richters Kunstauffassung aber ist eine Variation der romantischen und etwa mit Wackenroders vergleichbar.<sup>32</sup> Ludwigs Vater, später als Professor an die Kunstakademie berufen, betätigte sich als Zeichner und Kupferstecher. Künstlerische Arbeit mit dem Kupfer hatte in der Familie Tradition; der Großvater stand in der Druckerstube an der Presse, ein Kupferdrucker von Beruf. (36) Als bald durfte der Junge dem Vater zur Hand gehen, indem er z.B. nach gewissen bunten Jahrmarktsbildern kopierte und arrangierte. (31) Auch zeichnete er Ansichten der Stadt Dresden und ihrer

<sup>31</sup> Wo einige der Werke höchsten Ranges in der Kunstgeschichte der Menschheit entstanden, wie z.B. Balzacs *Menschliche Komödie* und Tolstois *Krieg und Frieden*.

<sup>32</sup> Er las Schlegel, dazu „Tiecks und Wackenroders Kunstschriften“ (133).

Umgebung, die als Vorlagen für Radierungen dienten. (50f.) Mit Ludwigs Vater war der Landschaftsmaler Graff befreundet. Dieser instruierte den Sohn nun, etwa wie in der Malerei „eine Luft fertig zu bringen sei“. (54) Insgesamt bewertet er die Zustände, die in seiner Jugend herrschten, doch als in nicht geringem Maß einengend, und schwer sei es gewesen,

sich aus den Banden solcher durch Autorität und Tradition sanktionierter Irrtümer herauszuwinden. Ein dunkles Gefühl im Innern verlangte das einfach Wahre, Naturgemäße, und wo solches mir begegnete, wurde es auch richtig von mir empfunden und in mir angeregt [...]. (57)

Unter den literarischen Anregungen nennt Richter vor allem die Märchen und Volksbücher (34f.), zudem Plutarch und Salomon Geßner. (63) Auch als bildender Künstler lernte er den „*Geist der Poesie*“ als unentbehrlich schätzen. Vergewissern könne man sich seiner durch das Studium alter, bisher unbeachteter großer „Meister“. (133) So eröffnete er sich z.B. das Verständnis der Präraffaeliten, u.a. des Miniaturenmalers Libri (139) sowie der Altflorentiner Schule der Malerei, u.a. Fra Angelicos. (144f.) Etwas „ungläubig“, wie er gesteht, hörte er auch von einer „neuen Kunst-richtung“ und ihren Repräsentanten, den Nazarenern. (91) Als erstes bedeutendes Werk deutscher Baukunst sah und bewunderte er das Straßburger Münster. (75) In Paris „imponierten“ ihm am meisten die Gemälde „der neueren französischen Schule“, vornehmlich des Revolutionsmalers David (in bezug darauf nennt er nun sein früheres Urteil „ein sehr unreifes“. (97) Im Alter von etwa zwanzig war es ihm vergönnt, einen großzügigen Mäzen (Arnold) für sich zu gewinnen, der es ihm ermöglichte, sich in Ruhe dem Studium und seiner weiteren Ausbildung zu widmen. (115)

Für die Lebensgeschichte von Frauen im 19. Jahrhundert, die später als Künstlerinnen tätig wurden, nicht zuletzt für die weibliche Jugend im Vormärz, sind die Autobiographien von *Verfasserinnen* im Höchstmaß aufschlußreich, da sie die spezifischen Schwierigkeiten von *Mädchen* in der patriarchalisch geordneten Familie und einer Umgebung aufzeigen, welche in Grundzügen noch vormodern geprägt war. So resümierte Fanny Lewald: „Mitten in all der Liebe und dem Frieden nahm aber die Entwicklung der einzelnen Kinder ihren eigenen und nicht überall guten Weg.“<sup>33</sup> (58) Leben in der Familie des Vormärz hieß eben zuerst einmal:

<sup>33</sup> Details einer patriarchalischen Familienstruktur: S. 56ff. – Der „Hausstand“ umfaßte nicht weniger als 17 Personen: Eltern, 8 Kinder, drei „Commis“, ei-

sich der strengen Leitung des Elternhauses fügen, darüber hinaus noch derjenigen eines rigorosen eigenen Gewissens. Fanny hält dagegen:

Wer sich aber in der Jugend niemals gänzlich gehen läßt, wer sich nicht frei und sorglos dem Reize einer augenblicklichen Stimmung überläßt, wer sich nicht die Freiheit zuerkennt, auch einmal etwas Unüberlegtes zu tun, der bleibt ewig am eigenen Gängelbände, der verliert die Fähigkeit des Aufschwunges und büßt damit einen großen Teil seiner Ursprünglichkeit und seiner Glückesfähigkeit ein.<sup>34</sup> (152)

Außer unter den allgemeinen Grundbedingungen familialer Sozialisation im Vormärz litt Fanny jedoch unter zwei speziellen Faktoren, mit denen sie zu kämpfen hatte: der Zugehörigkeit ihrer Familie zum Judentum und ihrer Weiblichkeit:

[...] ich beneidete es schon lange allen Knaben, daß sie Knaben waren und studieren konnten, und ich hatte eine Art von Geringschätzung gegen die Frauen. (60)

Ihr Hauptwunsch war, ebenso zu lernen wie jene. Doch dem widersetzte sich die Mutter, die sich bemühte,

mich von der überwiegenden Neigung zum Lernen und von der Unlust an jeder häuslichen Arbeit, ja von jeder Arbeit, die nicht geistig war, zu heilen.

Sie empfand Verdruß über die Verpflichtung zur Hausarbeit, der Verdruß löste Klagen der Mutter vor dem Vater aus, was wiederum Fanny

---

nen Lehrling, eine Köchin, eine alte Kinderfrau, eine Amme (86). Zum ersten Male hatte Fanny ein Zimmer für sich allein während einer Reise mit dem Vater nach Berlin (133; vergleichbar aus dem 20. Jahrhundert: Virginia Woolf: *Ein Zimmer für sich allein*. Frankfurt/M.: Fischer Taschenbuch Verlag, 1998). Kein Zufall, daß Fannys Vater unter den Dichtungen Goethes das Drama *Die natürliche Tochter* favorisierte, welches das junge Mädchen „gänzlich kalt“ ließ: „Die langen Gespräche, bei denen nach meiner Meinung alles nur darauf hinauslief, daß ein unglückliches Mädchen sich ohne seine Neigung verheiratete, zogen mich nicht an, und da die Jugend und das reife Alter sehr verschiedene Ideale haben und die Jugend sich glücklicherweise noch nicht auf sittliches Transigieren versteht, so flößte mir Eugenie mit ihrer Resignation eigentlich nur Widerwillen ein.“ (94; „transigieren“ = „(faule) Kompromisse schließen“).

<sup>34</sup> Dies war bereits ein Grundprinzip der progressiven Pädagogik eines Martin Luther!

„mißmutig gegen die Mutter“ stimmte. (68f.) Hätte nun diese an ihrer Einstellung gegenüber der Tochter konsequent festgehalten, wäre diese damit „fertig“ geworden. Doch schwankte jene, und plötzlich bezeigte sie neuerlich „die alte große Freude über meine Begabung und mein Wissen“. Fanny fand niemals „zu dem richtigen Verhältnis“ zu ihr, da die Mutter „keinerlei Bewußtsein von der Eifersucht“ hatte, „die sie gegen meine ganze Entwicklung fühlte“. Sie wie die übrigen Familienmitglieder suchten die Schuld einzig bei der Tochter, ohne Einsicht, „wieviel Unrecht, wieviel empfindliche Verletzungen ich von der Mutter“ erduldet (78f.).<sup>35</sup>

Es war nicht von Anfang an voraussehbar, daß Fanny sich dennoch aus all diesen Schwierigkeiten herauswinden würde. Auch gelang es ihr endlich nur durch die Wahl des Berufs – der freien Autorin. Ihre Interessen richteten sich früh schon auf die Weltgeschichte, das Märchen sowie die Dichtung. Um ihr geistige Nahrung zuzuführen, leistete das Elternhaus ihr nun allerdings großzügig Vorschub, indem man ihr so viele Bücher überließ, wie sie nur verlangte. (55) Noch nicht sechzehn, liest sie Kant (seine „Anthropologie“; 109). Später kamen hinzu: die Klassiker, die Romantiker, von Schriftstellern der damaligen Moderne: Börne und Heine und die berühmten zeitgenössischen Franzosen: Balzac, Hugo, George Sand usw. (145-148) Außerdem genoß sie Werke der Architektur und bildenden Künste, „eine Offenbarung für mein ganzes Leben“. (136) Den ersten bedeutsamen Schreibauftrag erhielt sie von einem Verwandten, ihrem Cousin August Lewald. (192) Sie wendet sich der erzählenden Prosa zu, verfaßt Romane: *Clementine*, *Jenny*, worin sie die Probleme weiblicher Existenz ins Zentrum rückt. (210 u. 217) Ihr

<sup>35</sup> Aus alledem erklärt sich sehr gut Fannys Kritik daran, „daß man den Frauen auch heute noch jene gründliche, wissenschaftliche Schulbildung, jene Erziehung für ihren Beruf versagt, welche man für die Männer aller Stände und Berufstätigkeiten mehr oder weniger als eine unerläßliche Notwendigkeit betrachtet“. (149) Einem dermaßen ungebildeten Geschöpf könne auch nicht dadurch geholfen werden, „daß sich ein Mann gefunden, der es zu seinem Weibe macht“. (150) Daraus resultiert Fanny Forderung der Emanzipation der Frau, die individuelle, „die ich für mich selbst erstrebt und errungen habe“, „die Emanzipation zur Arbeit, zu ernster Arbeit“. (151) Die Frau müsse „erwerben“, dazu „über ihren Erwerb frei verfügen“. (181) Emanzipation schließe indessen nicht den Glauben „an eine hohe Liebe und an eine ideale Ehe“ aus (169), zumal sie „die Ehe für den einzigen Weg“ halte, „der den Menschen zu der größten Vollkommenheit führe, die seiner Individualität möglich“ sei (211).

höchster Lohn für ihre Dichtungen bestand darin, „wenn mein Vater Freude an mir und meinen Arbeiten bezeugte“. (229)

Gutzkow reflektiert über die Aufmunterung, die ihm in der Kindheit in prekären lebensgeschichtlichen Momenten „der mit Liebe und kindlicher Inbrunst erfaßte Gottesgedanke“ bot. Es habe aber auch darin „eine Erhebung“ gelegen, „daß der Knabe [...] so vielerlei schwarzen Schicksalsschlag bemerkte“. In der Stadt wurde über manche Unglücksfälle geflüstert. „Das Wort: Bankrott! weckte dem Knaben erschütternde Vorstellungen wie vom namenlosesten Menschenweh.“ (293f.) Hier, in Berlin, langten die mißlichsten Folgeerscheinungen des (Handels-)Kapitalismus bereits bis in das Seelenleben städtischer Kinder. Der Vater war es, an dem der Knabe ein spezifisches Talent wahrnahm: „Denn erzählen konnte der Vater! Erzählen!“ Durch ihn lernte der Sohn Landschaften kennen, die er selber nie gesehen hatte, und nirgends anders „als aus der Erzählerphantasie des Vaters“ stammte ein gut Teil der inneren Bilderwelt des Heranwachsenden. (40f.) Als seine früheste Lektüre benennt er die religiöse: Bibel, Gesangbuch, „eine alte Hauspostille“ von 1740. (168f.) Möglichkeiten, sich der Sphäre der Kunst und des Künstlerischen anzunähern, boten das Puppenspiel und das Theater, es war der Weg Wilhelm Meisters. (251) Zunächst jedoch hegte er einen Berufswunsch anderer Art. Ihn äußerte er lebhaft, weil er damit die Zumutung, eine Schule zu besuchen, vermeintlich am besten abwehren konnte: „Ich werde ein Bildhauer. Was brauchte ein Bildhauer in die Schule zu gehen?“ (142)

Hebbel erinnert sich, daß bereits „in der frühesten Zeit [...] die Phantasie außerordentlich stark in mir“ war. Darin Kugelgen nicht unähnlich, litt er an Angstvorstellungen und Phobien. Sehr zu Recht differenziert er „zwischen der unbestimmten, allgemeinen Furcht, die allen Kindern ohne Ausnahme eigen ist“, sowie „einer gesteigerten, die ihre Angstgebilde in schneidend scharfen Formen verkörpert“. Für die zweite Variante wird die spätere Psychologie den Begriff der „Kindheitsneurose“ verwenden, und es gibt keinen Zweifel, daß Hebbel in seiner Darstellung typische Elemente einer solchen überliefert, z.B.:

Ich konnte keinen Knochen sehen und begrub auch den kleinsten, der sich in unserem Gärtchen entdecken ließ, ja ich merzte später in Susannas Schule das Wort Rippe mit den Nägeln aus meinem Katechismus aus [...] (202)

Als Kern seiner Neurose läßt sich der Kastrationskomplex fassen, was eine extrem panische Reaktion zeigt, die er ausführlich beschreibt: Eine

Bäckersfrau schenkt ihm einen alten Nußknacker. Er trägt ihn vergnügt nach Hause, als der Nußknacker „den Rachen öffnet und [...] seine grimmigen weißen Zähne zeigt“. Wie gehetzt läuft der Knabe davon. (203) Dem Vater wurde die Gabe nachgesagt, „Märchen zu erzählen“, doch ließ er sich damit „viele Jahre“ nicht vor den Kindern hören, „ehe wir sie mit eigenen Ohren kennen lernten“. (188) Immerhin fand sich bis dahin ein glänzender Ersatz: Die Frau eines Tagelöhners, Meta, kam ins Haus und erzählte den Kindern „Hexen- und Spukgeschichten, die aus ihrem Munde eindringlicher, wie aus jedem anderen, klangen“. (190)

Hermann Kurz nahm in seiner Jugend „ein geheimnisvolles Heiligtum“ im Elternhaus seiner Mutter wahr, eine „Quelle [...] verborgenen Lebens“: eine Druckerei. Sie gehörte dem „alten Buchdruckerherrn, denn diesen wohlachtbaren Titel führte der Großvater“. (13) Damit kam der Enkel sehr früh in Berührung mit dem Erzeugnis, das jener herstellte: dem Buch, auch mit Schriften, gedruckten Reden usw. Als eine in „einer glücklichen Stunde“ aufgefundene Lektüre benennt er altdeutsche Erzählungen der Benedikte Naubert (1756-1819). Sie sei „durch ihre bekannte Einwirkung auf Walter Scott [...] gewissermaßen die Ahnfrau dieser Gattung geworden“. (31f.) Hier schließt er, der später selber Geschichtsromane verfaßte, ein Lob des historischen Romans an. Dieser habe

in der Lesewelt den Sinn für die Geschichte und in der Geschichtsschreibung selbst den Sinn für das früher vernachlässigte Menschen- und Volksleben in der Geschichte, für dasjenige Element, das man erst jetzt das kulturgeschichtliche heißt, geweckt. (32)

Es verwundert danach nicht, daß der Knabe, so vorbereitet, aus der ihm damals zugänglichen Romanliteratur „den mächtigsten Eindruck“ von Hauffs *Lichtenstein* empfing. (34) Sein „Hauptschatz“ bestand jedoch „in den geliebten Volksbüchern“, unter denen er den *Fortunatus* am höchsten stellte. (71)

Gerok fügte seinen Jugenderinnerungen ein eigenes Kapitel ein: „Die schönen Künste“, worin er eines wesentlichen Pläsiers seiner Kindheit gedenkt: des Umgangs mit dem „Farbkästchen“ (Tuschkasten), mit Bilderbogen, deren Schwarz-Weiß-Darstellungen bunt ausgemalt werden konnten, sowie des Zeichnens. (44-47) An sonstigen künstlerischen Betätigungen benennt er das Laienspiel. (108) Die „Märchenpoesie“ führte aber erst er selber, um seine jüngeren Geschwister zu erfreuen, in die Kinderstube ein: Hauff, Brüder Grimm, Bechstein, Houwald u.a. (50) Später beeindruckten ihn Cooper und, mehr noch, Scott. Im Kleider-

schränk seiner Mutter entdeckte er Karoline Pichlers *Agathokles* (1808) sowie mehrere Jahrgänge eines *Frauentaschenbuches* von Fouqué. Darin präsentierte sich „die zahme, aber höchst edle, sittige und fromme Romantik der zwanziger Jahre“. (165) Für eine Weile stand er unter dem Einfluß der Lyrik Heinrich Heines (152). Später äußert er seine Distanz zu dieser und zum Jungen Deutschland, seine Ablehnung pastoral begründend: „die Emanzipation des Fleisches auf die Fahne geschrieben zu sehen, widerte mich nicht nur sittlich, sondern auch ästhetisch an“. <sup>36</sup> (259) Mit eigener poetischer Produktion begann er als Kind während seiner Malsitzungen, indem er „im Kopf irgend eine Novelle oder Rittergeschichte“ dazu „dichtete“. (164) Später versuchte er sich an Balladen, Sagen und Märchen und plante ein Ritterepos und einen Novellenkranz. (194ff.)

In Freytags Elternhaus war es die Mutter, die „von einer gewissen künstlerischen Begabung, erfindungsreich und anschlänglich“ war. (451) Unter dem Eindruck von Campes *Robinson*-Bearbeitung fing der junge Gustav mit ungefähr zehn Jahren seinen ersten Roman an, eine Robinsonade. (474) Ihn regt stark auch „die Bühne einer wandernden Gesellschaft“ an, die in seiner Heimatstadt (Kreuzburg/Schlesien) Station machte. In diesem Zusammenhang bringt Freytag eine kleine Betrachtung, worin er die Funktion des Theaters in der Jugendbildung umreißt:

Ganz dieselbe Einführung in dramatischen (!) Wirkungen haben fast alle meine literarischen Zeitgenossen erfahren, welche in dem deutschen Stilleben von 1815-1840 heranwuchsen. Für die Jugendbildung dieser Zeit ist das kleine Stadttheater ebenso bedeutsam, wie die Einwirkung des Lauchstädter auf die Studierenden des früheren Geschlechtes war. Was freilich den jungen Zuschauer am meisten förderte, waren nicht die großen Effekte, durch welche die Phantasie am heftigsten erregt wurde, sondern die faßliche Darstellung der Menschenwelt, der verständliche Zusammenhang zwischen Schuld und Strafe, Sprache und Verkehr der

<sup>36</sup> Hier ist wieder einmal eine bemerkenswerte Eigentümlichkeit der Rezeptionsgeschichte des Werks von Heine zu beobachten: Während in Deutschland vielfach die Ablehnung, sogar die entrüstetste, überwog – die von Gerok geäußerte ist da noch verhältnismäßig milde –, überwog im Ausland die Anerkennung, oft eine enthusiastische. So liest man in Andersens Erinnerungen: „Heinrich Heine war kürzlich in der Literatur hervorgetreten, seine Gedichte begeisterten und erhoben das Gemüt.“ Es seien in seiner Jugend lediglich drei Schriftsteller gewesen, „in denen ich zeitweilig ganz gelebt habe: Walter Scott, Hoffmann und Heinrich Heine“. (110f.)

verschiedenen Lebenskreise, die Besonderheiten der Charaktere(,) auch Vortrag, Gebärde, Trachten, selbst bei einer unvollkommenen Darstellung. Von solchem Erwerb gibt sich das Kind keine Rechenschaft, er ruht ihm in der Seele gleich den Beobachtungen des eigenen Tageslebens, aber er beeinflußt ihm fortan Urteil, Verständnis der Dinge, das eigene Benehmen. (477)

Die Eltern erzählten beide. Der Vater berichtete „viel aus seinem Leben“, die Mutter hingegen vermittelte am liebsten eigene Lesefrüchte. (481) Sie selber las gern in den *Stunden der Andacht* (Zschokke). Märchen waren keine Favoriten, Schiller und Goethe ebenfalls nicht. Auf sie stieß Gustav erst recht spät. In die Lücke trat die Trivilliteratur der Epoche: Lafontaine (1758-1831), Iffland (1759-1814), Claren (1771-1854) u.a. Als seine „Hausfreunde“ empfand er Scott und Cooper (481f. u. 492f.). Auch bei ihm stößt man auf die Ablehnung des Jungen Deutschlands, wenn er Heinrich Laube charakterisiert, der „immer noch für einen Führer der jungdeutschen Richtung“ gegolten habe, mit „Vorliebe für französischen Geist“. Doch sei in Wahrheit „der gesamte jungdeutsche Trödel nicht seiner (Laubes – W.B.) Natur gemäß gewesen“. (556) In der Leitung der Zeitschrift *Die Grenzboten* inaugurierte Freytag die

feste und strenge Kritik aller der ungesunden Richtungen, welche durch die jungdeutsche Abhängigkeit von französischer Bildung und durch die Willkür der alten Romantik in die Seelen der Deutschen gekommen waren.<sup>37</sup> (575)

Für Malwida von Meysenbugs spätere künstlerische Laufbahn war die Mutter entscheidend, „die sich damit beschäftigte, die künstlerischen

<sup>37</sup> Freytag deutet in seiner Autobiographie an, daß seine Jugend nahe der Grenze dazu geführt habe, seine Vorliebe für „die deutsche Art“ zu stärken (wenigstens könnte sein pejoratives Polenbild, u.a. in seinem Erfolgsroman *Soll und Haben*, mit seiner Herkunft in Zusammenhang gebracht werden). Daß hier aber keinerlei Gesetz waltet, erweisen etwa die Kindheitserinnerungen Maries von Ebner-Eschenbach. Ihre frühen Jahre standen unter dem Schutz böhmischer Mägde und Frauen. Sie wuchs in einer mehrsprachigen Region auf (Mähren). Sie schreibt: „Es kam mir nicht vor, daß meine Gedanken gebürtige Deutsche wären Als kleine Kinder hatten wir fast nur Böhmisches und später dann fast nur Französisches gesprochen – und die Sprache, die wir reden, ist doch die, in der wir denken.“ Sie faßte zwar den Entschluß, „mir die deutsche Sprache als meine Denksprache anzugewöhnen“ (640), konnte sich aber in keiner Weise jemals dazu verstehen, dem Nationalismus Avancen zu machen.



Neigungen in uns zu wecken“. Ihre „Geistesrichtung gehörte jener geistigen Mitte der Zeit an, zu welcher die Humboldts, Rahel, Schleiermacher, die Schlegels“ u.a. zählten. Malwida nennt diese Richtung „zugleich liberal, patriotisch und philosophisch“, mit einer „Beimischung von dem Mystizismus“ der Romantischen Schule. (1,11) Als ihre primären Bildungsmächte bezeichnet Malwida die Natur und das Buch, mehr noch das letztere, wohingegen „der Anteil der Natur an der Erziehung“ hätte größer sein sollen. „Ich konnte kein Buch sehen, ohne mich dessen zu bemächtigen“, und war ihr dies gelungen, vergaß sie „die wirkliche Welt über die der Phantasie“. (1,20) „Ich flüchtete mich mit doppeltem Entzücken in das Land der Träume und der Erfindung.“ Dazu war das Puppentheater ein geeignetes Mittel. „Ich träumte nur eins: eine grosse Künstlerin zu werden.“ (1,24) Ihre höchste Sympathie galt den Helden und Charakteren „der alten, besonders der griechischen Geschichte“, und sie gesteht: „der Kultus der Heroen“ sei „die wahre Religion meiner Kindheit“ gewesen. (1,25f.) Sie begeisterte sich für die Schriften zweier Schriftstellerinnen: Bettina und Rahel (77) und entdeckte für sich die Dichtung eines Autors, der damals fast vollkommen vergessen war, Hölderlins. (1,203) Von unabschätzbare Wichtigkeit wurde für sie die Gedankenwelt Ludwig Feuerbachs. Durch ihn lernte sie, daß die Offenbarungsreligion ein „Joch“ sei, durch welches der menschliche Gedanke gefangen gehalten werde. (1,267) Während der Zeit der Revolution von 1848 beschlossen ihre Schwester und sie, „dass eine von uns gehen und selbst ihr Brot erwerben müsse“. Malwida hatte ursprünglich an die Malerei gedacht. Inzwischen hoffte sie, „dass ich eines Tages etwas würde schreiben können.“ (1,218f.)

Fontane nominiert als seine wichtigsten Bildungsmächte seine Eltern. Beide hielten sie auf „Hausanstand“, beide waren sie „von einer vorbildlichen Gesinnung, die Mutter unbedingt“, mit einer kleinen Einschränkung der Vater, der diese doch auch wieder durch seine Humanität ausglich. (143) Einen besonderen Anteil seiner literarischen Bildung verdankte der Dichter einem Predigtamtskandidaten, Knoop, dem Sohn eines Lotsenkommandeurs. Bei diesem mußte man neben Bibelkapiteln vor allem die Balladen Schillers auswendig lernen. Also könne nichts die Tatsache „aus der Welt schaffen, daß ich ihm und nur ihm allein die Totalkenntnis der Schillerschen Balladen verdanke“. (138ff.) Der Vater war in seinem Element, „wenn es sich um übermütige, gelegentlich die verwegenen Themata streifende Wortkämpfe mit den jungen Frauen handelte“.

Ich habe diese Neigung, in scherzhaftem Tone mit Damen in dif-  
fizile Debatten einzutreten, von ihm geerbt, ja, diese Neigung so-  
gar in meine Schreibweise mit herübergenommen, und wenn ich  
entsprechende Szenen in meinen Romanen und kleinen Erzäh-  
lungen lese, so ist es mir mitunter, als hörte ich meinen Vater  
sprechen. (86)

In der Kindheit Maries von Ebner-Eschenbachs wirkte das entschei-  
dende Faktum lange nach: der frühe Verlust der Mutter. Jetzt kam es darauf  
an, welchen „Ersatz“ ihr das ‚Schicksal‘ zubilligte – es schenkte ihr „den  
denkbar besten [...] die liebeichste und gütigste Stiefmutter“. Hinzu ka-  
men: als zweite Schutzgottheit eine vortreffliche Großmutter (die Mutter  
der Stiefmutter), als dritte eine Kinderfrau, Josefa Navratil, genannt Pe-  
pinka, und als vierte fungierte immer noch die ehemalige Amme, Ani-  
scha. (553ff.) Als auch die Stiefmutter nach wenigen Jahren starb, heira-  
tete Maries Vater zum dritten Male: eine Gräfin Kolowrat, wiederum  
eine liebeiche Ersatzmutter. Den tschechischen Behüterinnen ihrer  
Kindheit setzte Marie später ein Denkmal in Gestalt ihres Romans  
*Božena* (1876), worin die Titelfigur eine böhmische Magd ist. Wie in den  
Erinnerungen Fanny Lewalds bekundet sich auch in Maries der Wider-  
stand gegen die aufgenötigte weibliche Rolle; die Aufzwingung der Be-  
fassung mit ‚weiblichen Handarbeiten‘ versuchte sie abzuwehren, inson-  
derheit das Stricken erschien ihr als vollendete „Schmach“. (581) Ein  
Glück in Maries Kinderstube war eine Person, der ein hohes „Erzähler-  
talent“ eignete, Anischa:

Wie verstand sie zu schildern, zu spannen, ihre Phantasiegebilde  
klar und lebendig hinzustellen, sie aufsteigen, vorüberschweben,  
entschwinden zu lassen! (558)

Die zweite Stiefmutter malte und sang und las den Kindern Poesien vor,  
z.B. Anastasius Grüns Versepos „Der letzte Ritter“. <sup>38</sup> Andere dichter-  
sche, literarische Eindrücke kamen hinzu: Sage, Geschichte, Märchen  
(sie benennt v.a.: Perrault, 1628-1703; 597). Dann beginnt sie, eigene  
Verse und Prosa niederzuschreiben, sauber in sehr kleine Hefte, „die ich  
selbst verfertigte, und von denen ich immer mehrere Exemplare in mei-  
ner Tasche trug“. (626) In den Augen der Großmutter ist ihre „Absicht,  
eine Dichterin zu werden, [...] etwas Unrechtes und Sündhaftes“, ein  
„Übel [...] ein unheilbares“. (633) Zuvor, in ihrem neunten Lebensjahr

<sup>38</sup> Vgl.: Moritz Necker. *Marie von Ebner-Eschenbach. Nach ihren Werken geschildert.*  
Leipzig u. Wien: Georg Heinrich Meyer, 1900. S. XXI.

war sie, zusamt ihrer älteren Schwester, in Wiener Theater mitgenommen worden, ins Karl-Theater (vormals: Kasperl-Theater) und ins Theater an der Wien (u.a. zu einer Raimund-Aufführung). Folge: „Ich wurde unerschöpflich in der Erfindung von Theaterstücken“, die sie allerdings nicht aufschrieb, sondern nur ihrer Schwester und beider Freundinnen erzählte. (627) Als das „vielleicht denkwürdigste Ereignis meiner Kinderjahre“ hält sie fest, daß „Mama“ ihr zum elften Geburtstag Schillers sämtliche Werke (in einem Bande) schenkte. (657) Auch nahmen die Eltern die Töchter in der nächsten Spielzeit ins Burgtheater mit (Aufführungen von Dramen Grillparzers, Schillers, Shakespeares, Lessings; 659). Sie rühmt, dem Burgtheater „verdanke ich die Grundlage zu meiner ästhetischen Erziehung“. (661) Als Marie im dreizehnten Jahre stand, führten die Eltern einen Freund der Familie ins Haus ein, Josef Fladung. Dieser sprach aus eigenem Antrieb, „ohne mein Wissen“, mit Mariens Eltern und machte sie darauf aufmerksam, „daß er Talent zur Poesie in mir entdeckt habe, und riet, es zu pflegen“. (679) Natürlich konnte sie es nicht unterlassen, schließlich eigene Stücke auszuspinnen und niederzuschreiben. Wie die moderne Literatur und Literaturforschung wissen, geht der Abfassung dichterischer Werke regulär eine Vorstellung voraus, eine „Vision“ der Dichtung (Ricarda Huch) bzw. die „Opus-Phantasie“ (Peter von Matt). Diesen Vorgang bezeugt Marie von Ebner-Eschenbachs Autographie gegen Ende hin wünschenswert deutlich: „„Mein Stück‘ leuchtete vor mir im reinen Glanze eines Phantasiegebildes, an das die gestaltende Hand noch nicht gelegt wurde.“ (722)

Ebers beruft sich am Anfang seiner Autobiographie auf ein Wort seiner Mutter, Fanny Ebers, daß „Nachgeborene *GlücksKinder*“ seien, und spricht von dem alles überragenden „Einfluß“ der Mutter auf seine vier Geschwister und ihn, bevorzugt auf ihn, „dem es auch später vergönnt sein sollte, am längsten in enger Vereinigung mit ihr zu leben“. (2f.) In der Sicht des Sohns war „sie die schönste und zugleich die beste der Frauen“, in Berlin zur damaligen Zeit „eine der am lebhaftesten gefeierten Frauen“, benannt die „schöne Holländerin“. (4 u. 7) Eine Reise mit der Mutter in deren Heimat Holland bildete für den Vierjährigen die erste Zäsur in seiner Kindheit. (38) Allerdings verkehrte damals noch keine Eisenbahn in die Niederlande. (36)<sup>39</sup> Der Haushalt, in dem Georg aufwuchs, zeugte von Wohlstand und war großzügig ausgestattet. Außer der

<sup>39</sup> In diesem Zusammenhang liefert der Autobiograph eine höchst interessante Auflistung der technischen Neuerungen, die in seine Lebenszeit gefallen waren, und vergleicht sie mit dem älteren Stand der Technik. (33-36)

Mutter und ihren fünf Kindern gehörten dazu: mehrere weibliche Dienstmädchen, eine Erzieherin und ein männliches Faktotum. (11) Der Vater hatte zum Kreis der Förderer des Königsstädter Theaters gehört und freundschaftliche Beziehungen mit dem Dramatiker und Schauspieler Karl von Holtei unterhalte. (4) Zum gesellschaftlichen Umkreis der Familie zählten: Alexander von Humboldt, Rauch, Schleiermacher und Hegel (mit diesem hatte Fanny Karten gespielt; 7). Die Mutter liebte es, dem Kleinen am Morgen in ihrem Schlafzimmer Märchen zu erzählen, wobei er „auf das warme Lager“ kletterte. Aus der Erzählung der Märchen entwickelten sich Spiele, und während Fanny den bösen Wolf oder die böse Stiefmutter gab, übernahm Georg die weiblichen Rollen, Rotkäppchen und Schneewittchen. Kindliche Phantasie bezog reichliche Nahrung aus dem Zuhören und Spiel. Aus diesem bildete sich der Junge „eine eigene Märchenwelt“. (14f.) Daraus seien seine „selbsterdachten Erzählungen“ entstanden (18). Es kamen hinzu: „die Speckterschen Fabeln“<sup>40</sup> und die Geschichten, die der Hauslehrer einer befreundeten Familie beisteuerte; außerdem von Schwab *Die schönsten Sagen des klassischen Altertums* (zuerst 1838/40; 57f.). Auch Werke der Bildhauerei und der Malerei beeindruckten ihn stark (65ff.). Die Lieder, die man die Schüler in der Schule neben Chorälen singen ließ, waren fast ausnahmslos „Kriegs- und Soldatenlieder, die sich auf die Heldentaten der Preußen, ihrer Fürsten und Paladine bezogen“. Daneben wurde ein streng borussisches Geschichtsbild vermittelt, das der Verfasser sich bis in seine Erwachsenenjahre bewahrte und wohl niemals kritisch befragte.<sup>41</sup> (94f.) Immerhin hörte Ebers, wie er überliefert, von Schulkameraden durchaus auch Parodien wie diese auf das *Preußenlied*:

<sup>40</sup> Gemeint: Wilhelm Hey (1789-1854). *Fünfzig (!) Fabeln für Kinder*. Sie wurden von dem Zeichner und Maler Otto Speckter (1807-1871) illustriert. Neuausg. (Faksimile): 2. Aufl. Dortmund: Die bibliophilen Taschenbücher, 1978. (Folgeband: *Noch fünfzig Fabeln für Kinder*.)

<sup>41</sup> Vgl. des Verfassers Kommentierung: „[...] und welcher deutsche Staat hätte sich auch einer schöneren, stolzeren Geschichte zu rühmen als das unter seinen Hohenzollern aus kleinen Anfängen durch eigene Tüchtigkeit, Pflichttreue, Tapferkeit und opferwillige Vaterlandsliebe zur höchsten Macht gediehene Preußen?“ (94) Damit sind Äußerungen anderer preußischer Zeitgenossen wie Heinrich Heine, Karl Marx u.a. zu vergleichen.

Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?  
 Sie kämpfen zwischen Finsternis und Licht!<sup>42</sup>  
 Daß für die Freiheit meine Väter starben,  
 Das merkte ich bis heut wahrhaftig nicht. (95)

## Anhang: Bibliographie (kommentiert)

Aus Gründen des Raumes fehlen hier Angaben zu der sehr umfangreichen Forschungsliteratur, sowohl der allgemeinen zur Autobiographie und ihrer Geschichte als auch solcher zum Vormärz und zu den einzelnen Autorinnen und Autoren. (Wo in wenigen Fällen wirklich eine Angabe zur Forschung unabweislich erschien, steht sie in der Fußnote.)

Die ausgewählten Autobiographien enthalten immer die Darstellung einer individuellen Jugend im Vormärz. Darunter befinden sich längere, z.T. verhältnismäßig detaillierte Ausführungen, in denen nicht selten auf die *Entwicklung* der heranwachsenden Person abgezielt wird, sowie andere, sogar sehr kurze Texte, die nicht über einige verstreute Anmerkungen zur Jugendgeschichte des Autors hinausgehen, manchmal nur eine Handvoll Fakten sowie Anekdoten zusammenraffend. Die vormärzlichen Jugendgeschichten der Verfasserinnen und Verfasser bieten nicht nur inhaltlich höchst Unterschiedliches, sondern sind auch in einer je unterschiedlichen Form erhalten: als Aufsatzfolge (Alexis) oder ursprüngliche Artikelsammlung (Gerok), als Bestandteil einer Anthologie mit Erzählungen (Kurz), als Teilstück einer durcherzählten Lebensgeschichte, die dann weiter reicht als bis zum Ende des Vormärz (z.B. Malwida von Meysenbug), sowie als geschlossenes Erzählwerk (z.B. Ebner-Eschenbach).

Das Problem des Verfassers der vorliegenden Abhandlung war die Menge des Materials. Auch aus Gründen des Raumes wurde auf einige lange Darstellungen verzichtet, z.B.: Holtei (1798-1880): *Vierzig Jahre* (zuerst in 8 Bänden, 1843/50); August Heinrich Hoffmann von Fallersleben (1798-1874): *Mein Leben* (6 Bände, 1868/70); Richard Wagner (1813-1883): *Mein Leben* (zuerst 1911; neue Ausg.: hg. C. Coler in 2 Bänden, 1958). Eine lange, mammothaft anmutende deutsche Autobiographie aus dem 19. Jahrhundert (ca. 2000 S.!) rührt von Johann Konrad Friederich her (1789-1858). Auch in ihr findet sich, neben einer Schilde-

<sup>42</sup> Schwarz und Weiß.

rung der Erlebnisse des Autors in der Ära Napoleons, eine Darstellung der Vita des Autors im Vormärz (an dessen Beginn der Autor aber bereits 26 Jahre zählte).<sup>43</sup>

Als Vorlagen dienen in dieser Untersuchung: Erstausgaben; spätere Ausgaben (ungekürzt); in mehreren Fällen die Editionen von Wissenschaftlerinnen oder Wissenschaftlern, die durch die von ihnen vorgenommenen Kürzungen z.T. vorzügliche Arbeit leisteten, so daß ich diese Ausgaben mit Dank für die sorgfältige Vorarbeit benutzen konnte; Neudrucke in den Ausgaben gesammelter Werke (auch z.T. gelegentlich mit Kürzungen bzw. in Auswahl).

Im folgenden hebe ich zweierlei besonders hervor: beschriebene Zeit (die immer die Vormärz-Jugendgeschichte enthalten muß) und Schreibzeit (Vormärz/Nachmärz/deutsche Kaiserzeit usw.).

- Karl Immermann (1796-1840): *Memorabilien*. Verfaßt im Vormärz bis 1840. EA 1840/44. Beschriebene Zeit: 1806ff. Streckenweise mit dem Charakter einer quasi soziologischen Analyse. Ausg.: Nach dem Text der EA, mit einem Nachwort von Erwin Laaths. München: Winkler, 1966 (Kürzungen). Besonderer Beachtung wert u.a. auch: Des Verfassers Reflexionen über die Emanzipation der Frauen, S. 78-82.
- Heinrich Heine (1797-1856): *Memoiren*. Verfaßt im Nachmärz (um 1854). Von Heines Erben erheblich verstümmelt; eine Vormärz-Fassung seiner selbstbiographischen Aufzeichnungen (1837ff.) ist vom Autor größtenteils verbrannt worden. Beschrieben: Einige Jugenderlebnisse in Düsseldorf; Elternhaus, der Onkel Simon de Geldern, das rote „Sefchen“. – Ausg.: Heinrich Heine: *Werke und Briefe in zehn Bänden*. Hg. Hans Kaufmann. Berlin: Aufbau 1961/64. 7,181-241.
- Willibald Alexis (1798-1871): Die Memoiren dieses Verfassers erschienen bei seinen Lebzeiten nicht als zusammenhängender Text, sondern als Bruchstücke unter verschiedenen Titeln; doch könnte man sie sich allesamt unter dem Titel von 1839 (*Drei Blätter aus meinen Erinnerungen*), mit Weglassung der „drei“ denken. Von den sieben Bruchstücken widmete er nicht weniger als fünf seinen eigenen Erlebnissen während

<sup>43</sup> Sie ist von mir kürzlich analysiert worden: „Beide Nationen kenne ich genau, beide Länder sind gewissermaßen mein Vaterland, beide Völker meine Landsleute.“ Ein Deutscher als napoleonischer Offizier, als Schriftsteller sowie als „Auswanderer“ in Frankreich: Johann Konrad Friederich (1789-1858).“ *Forum Vormärz/Forschung, Jahrbuch 10* (2004). S. 209-265.

der napoleonischen Ära (1837: 1806; 1840: 1813, 1844/46: 1815); die übrigen den Anfängen seiner Schriftstellerlaufbahn im Vormärz. Alleamt entstanden als Zeitschriftbeiträge in den Jahren 1837-1846 (Schreibzeit: Jahrzehnt um 1840). In: *Penelope. Taschenbuch für das Jahr*. Im Einzelnen: *Das Nonnenkloster zur heiligen Katharina in Breslau während der Belagerung 1806. Ein Kapitel aus meinem Leben*. 1837, S. 316-350. *Drei Blätter aus meinen Erinnerungen*. 1839, S. 303-371 (ausschließlich literarische Erinnerungen aus dem Vormärz). *Die Kosacken*. 1840, S. 377-416 (Ereignisse von 1813). *Einige Theatererinnerungen*. 1842, S. 1-99 (über deutsche Theaterverhältnisse im Vormärz). – Die drei folgenden Texte behandeln die Kampagne von 1815: *Mein Marsch nach Frankreich*. 1844, S. 1-64; *Leben im Lager und vor den Festungen*. 1845, S. 92-181; *Mein Ardennenleben*. 1846, S. 1-71.<sup>44</sup> – Neueste Ausg.: *Eine Jugend in Preußen. Erinnerungen*. Hg. Carsten Wurm. Berlin: Rütten & Loening, 1991 (die *Theatererinnerungen* von 1842 ausgelassen).

- Bogumil Goltz (1801-1870): *Buch der Kindheit*. Schreibzeit: Vormärz, beschriebene Zeit: napoleonische Kriege und Teil des Vormärz. EA 1847, div. Neuauflagen bis 1908. (In diese Untersuchung nicht einbezogen: von demselben Verfasser: *Ein Jugendleben. Biographisches Idyll aus Westpreußen*. 3 Bde. Leipzig: 1852; samt Folgeband: 1865.) Ausg.: von Friedhelm Kemp. München: Kösel, 1964 (Kürzungen, starke Bearbeitung).
- Wilhelm von Kügelgen (1802-1867): *Lebenserinnerungen eines alten Mannes*. Entstanden in der letzten Lebenszeit des Verfassers. EA 1870. Beschreibt Ereignisse aus der napoleonischen Ära und aus dem Vormärz (bis 1820, dem Todesjahr des Vaters). Einleitung von Adolf Stern. Nachwort von Anna von Kügelgen. Im Anhang: Auszüge aus Briefen des Verfassers. Ausg.: von Adolf Stern. Leipzig: Max Hesses Verlag, o.J.
- Ludwig Richter (1803-1884): *Lebenserinnerungen eines deutschen Malers. Selbstbiographie nebst Tagebuchniederschriften und Briefen*. Schreibzeit der Selbstbiographie: 1869/71 (Zeit der Einigungskriege und Reichsgründung). Beschriebene Zeit: napoleonische Ära und Vormärz (bis 1847,

<sup>44</sup> Die letzten drei sind u.d.T.: *Als Kriegsfreiwilliger nach Frankreich 1815. Blätter aus meinen Erinnerungen* mehrfach bei Reclam nachgedruckt worden, so in der Zeit des 1. Weltkriegs (1915), dann wieder 1937. Wäre der Druck als Beitrag zur Kriegspropaganda bzw. ‚Wehrertüchtigung‘ gedacht gewesen, so irrten sich die Initiatoren, da es kaum eine so desillusionierende Darstellung des Krieges (sowohl in der napoleonischen Ära als auch überhaupt) gibt wie diejenige von W. A.

- dem Jahr des Todes der Tochter Marie). EA 1885. – Ergänzende Nachträge von Heinrich Richter: S. 393-478. Auszüge aus L. R.s Jugenttagebüchern 1821-1837: S. 479-582. Auszüge aus L. R.s Jahreshäften und Briefen an seinen Sohn 1845-1883: S. 582-706. Freundesbriefe: S. 706-750. Ausg.: hg. und ergänzt von Heinrich Richter. Einleitung von Ferdinand Avenarius. Vorworte (zu den Auflagen 1-6) von Heinrich Richter. Leipzig: Max Hesses Verlag, 1909.
- Fanny Lewald (1811-1889): *Meine Lebensgeschichte*. Begonnen 1858. EA 1861f. Beschriebene Zeit: Vormärz. Ausg.: von Gisela Brinker-Gabler. Frankfurt/M.: Fischer Taschenbuch Verlag, 1980 (gekürzt). Eine der wichtigsten deutschsprachigen Darstellungen mit dem Zentralmotiv der Frauenemanzipation.
  - Karl Gutzkow (1811-1878): *Aus der Knabenzeit*. Beschriebene Zeit: 1811-1821 („die Zeit der ersten Jugend“, S. 3). Schreibzeit: Nachmärz, vor 1852. EA 1852. Auf dem Titelblatt ein Motto von Bogumil Goltz. Ausg.: Frankfurt/M.: Literarische Anstalt, 1852
  - Friedrich Hebbel (1813-1863): 1. *Aufzeichnungen aus meinem Leben*. Beschrieben: Erlebnisse der ersten Kinderjahre. Entstanden: 1846/54. 2. *Autobiographie aus dem Jahre 1845* (Kurzbiographie). Ausg.: *Hebbels Werke*. Hg. Theodor Poppe. Berlin etc.: Deutsches Verlagshaus Bong & Co., o.J. 7,187-216.
  - Hermann Kurz (1813-1873): *Denk- und Glaubwürdigkeiten* sowie: *Jugenderinnerungen*. Schreibzeit: Nachmärz. Beschrieben: Jugenderlebnisse im Vormärz. Erschienen 1859 als 2. Teil der *Erzählungen*. (Diese u.d.T.: *Neun Bücher Denk- und Glaubwürdigkeiten. Erster Teil*.) Von den Büchern 7-9 kam offensichtlich nur der Teil *Jugenderinnerungen* zustande. Ausg.: *Sämtliche Werke*. Hg. Hermann Fischer. Leipzig: Hesse und Becker, o.J. 11,6-146.
  - Karl Gerok (1815-1890): *Jugenderinnerungen*. EA 1875. Schreibzeit: Kaiserreich (Artikelserie in der Zs. *Dabeim*). Beschriebene Zeit: Vormärz. Ausg.: 6. Aufl. Bielefeld und Leipzig: Velhagen & Klasing, 1898.
  - Gustav Freytag (1816-1895): *Erinnerungen aus meinem Leben* (1887). Schreibzeit: Kaiserzeit. EA 1887. Beschriebene Zeit: Vormärz/Nachmärz. Ausg.: *Gesammelte Werke*/2. Serie. Bd. 8. Leipzig u. Berlin-Grünwald: S. Hirzel u. Hermann Klemm, o.J. S. 419-678.
  - Malwida von Meysenbug (1816-1903): *Memoiren einer Idealistin*. Erster Band zuerst auf Französisch geschrieben und veröffentlicht. Verfaßt nach 1848 im Exil. Vorrede zur 1. deutschen Aufl. 1875. EA 1876. Beschriebene Zeit: Vormärz/Nachmärz. Ausg.: Volksausg. 3 Bde.



Berlin u. Leipzig: Schuster & Loeffler, o.J. Bedeutende Darstellung einer *Achtundvierzigerin*. Wichtige Schilderung von Erlebnissen in der Revolution von 1848, im Nachmärz und im Exil. Bekenntnis zur Frauenemanzipation (vgl. 1,268f.).

- Theodor Fontane (1819-1898): *Meine Kinderjahre*. Verfaßt im Kaiserreich 1892f. EA 1894. Beschrieben: Kindheit im Vormärz bis zum Beginn der Gymnasialzeit. Ausg.: *Fontane Nymphenburger Taschenbuch-Ausg. in 15 Bänden*. München: Nymphenburger Verlagshandlung, 1969. 15, 7-189. S. 190-224 angehängt: *Der achtzehnte März*. (Aus: *Zwanzig bis Dreißig*.)
- Marie von Ebner-Eschenbach (1830-1916): *Meine Kinderjahre. Biographische Skizzen*. Erschienen 1906. (Hinzuzunehmen: *Meine Erinnerungen an Grillparzer*, 1916.) Schreibzeit: Anfang des 20. Jahrhunderts, österreichische Kaiserzeit. Beschriebene Zeit: erste dreizehn Jahre der Verfasserin (1830-1843). Ausg.: *Sämtliche Werke*. Berlin u. Berlin-Grunewald: Paetel u. Hermann Klemm, o.J. 6,545-723 (die Grillparzer-Erinnerungen: 4,577-617).
- Georg Ebers (1837-1898): *Die Geschichte meines Lebens. Vom Kind zum Manne*. Schreibzeit: Beginn der neunziger Jahre des 19. Jahrhunderts. EA 1893. Beschriebene Zeit: späte Vormärzjahre/Nachmärz. Ausg.: *Ausgewählte Werke*. Stuttgart u. Berlin: Deutsche Verlags-Anstalt, o.J. Bd. 10. S. 1-131: Vormärzjahre und Revolution von 1848.
- Zum Vergleich an einigen Stellen herangezogen: Hans Christian Andersen (1805-1875): *Meines Lebens Märchen*. Hg. von Tove Fleischer. 3. Aufl. Leipzig u. Weimar: Gustav Kiepenheuer Verlag, 1989. (= Text der Ausg., die der Verf. 1855 vorlegte.) Beschrieben darin: sein Leben der Jahre zuvor, in der napoleonischen Ära und während einer Epoche, die in den deutschsprachigen Ländern vielfach als „Vormärz“ figuriert. Auch: bedeutende Darstellung der Revolution von 1848.

Hans-Martin Kruckis (Bielefeld)

## Im Vormärz nichts Neues

Textauswahl zum Thema „Jugend“ in Biographien aus der Mitte des 19. Jahrhunderts

Keine historiographische Form ist so umstritten wie die Biographie – so umstritten und zugleich so ubiquitär, obwohl nicht einmal Konsens darüber herrscht, dass es sich bei der Biographie um eine gültige historiographische Gattung handelt. Gatterer etwa als Vertreter der pragmatischen Geschichtsschreibung des späten 18. Jahrhunderts verneint dies radikal<sup>1</sup>, Vertreter des so genannten Historismus und Zeitgenossen des Vormärz bleiben bei aller Individuumszentriertheit skeptisch.<sup>2</sup> Denn personale Individualität bewegt sich unterhalb der „Individuen“, die für den Geschichtsprozess maßgeblich sind: „sittliche Mächte“, große Ereigniszusammenhänge, Epochen oder auch Völker, deren spezifischer Ausdruck einzelne Persönlichkeiten immer nur sein können. Biographien spielten in den Geisteswissenschaften – entgegen aller Kritik an ihrem beschränkten Blickwinkel – dennoch immer eine wichtige Rolle, zugleich bedienen sie aber auch ein auf Unterhaltung gerichtetes Interesse. Die Grenzen zwischen wissenschaftlich fundierter Biographie und romanhafter „literarischer“ Biographie sind fließend. Wer als Historiker mit einer Publikation ein breiteres als das Fachpublikum erreichen will, versucht dies auch heute noch am besten mit der Biographie einer bedeutenden Persönlichkeit. Solche Texte sind zugleich immer mehr oder minder gefällige Reflexion des erreichten Forschungsstandes und seiner Desiderata und Fokussierung sonst nur disparat vorhandener Einzelforschungen.

In die Vormärz-Phase fällt die beginnende Philologie moderner deutscher Klassiker, die zunächst als feuilletonistisch und universitärer Weihen nicht würdig verstanden wurde und daher vor allem Arbeitsfeld ambitionierter Lehrer war. Zeitgleich lief die Diskussion um die Validität

---

<sup>1</sup> Vgl. Johann Christoph Gatterer. „Vom historischen Plan, und der darauf sich gründenden Zusammenfügung der Erzählung“. *Allgemeine historische Bibliothek* I (1767): S. 15-89, S. 82.

<sup>2</sup> Vgl. vor allem Johann Gottfried Droysen. *Historik*. Hg. R. Hübner. 5. Aufl. München: Oldenbourg, 1967. S. 291ff.

des absoluten Idealismus und größtenteils in diesem Kontext auch die um den Stellenwert des Christentums – oft verbunden mit der Hoffnung auf eine neue, die alten Glaubensinhalte mit der modernen Gesellschaft versöhnenden Reformation. In diesem Zusammenhang spielten Biographien eine nicht zu unterschätzende Rolle. Dass sich in der Moderne ein emphatisches Verhältnis zur Jugendphase<sup>3</sup> mit ihrem Aufbegehren gegen die Elterngeneration, der Suche nach eigenen Lebensentwürfen und den damit auftretenden Konflikten ausgebildet habe – an der Biographik vor 1850 lässt sich dies schwerlich nachweisen, und dies gilt auch tendenziell für den Rest des Jahrhunderts. Das liegt nicht zuletzt an der oft lückenhaften Überlieferung, die kein kohärentes Bild entstehen lässt. Noch wichtiger ist, dass die Jugendphase – wie schon seit der antiken Biographik – bei großen Persönlichkeiten lediglich als Vorausdeutung dieser noch kommenden Größe verstanden wird, eine Phase, aus der man sich also möglichst schnell herausarbeiten muss. Anekdotisches, Einzelzeugnisse von Zeitzeugen aus der Umgebung des jeweiligen Helden müssen in der Regel ausreichen, die Jugendphase zu schildern. Dabei gewinnen Pedanterie und Strenge in Elternhaus und Schule geradezu topische Qualität: kaum ein Text, der ohne sie auskommt, aber zugleich wird das Aufbegehren dagegen eher gleichmütig geschildert, jedenfalls – weil von vorneherein klar ist, dass es sich um ephemere Phänomene handelt – nicht dramatisch ausgemalt.

David Friedrich Strauß' *Leben Jesu* von 1835 ist gewiss die folgenreichste „Biographie“ ihrer Epoche. Ihre kritische Intention war zu erkunden, welche Inhalte der evangelistischen Berichte historisch-philologischer Untersuchung standhielten und damit Grundlage eines erneuerten Christentums sein konnten. Strauß arbeitete sich mit enormen Aufwand akribisch durch das Neue Testament und die damit zusammenhängende philologische Kritik und kam schließlich zu dem Ergebnis, dass es sich bei den Berichten der Evangelisten um nicht beweisbare Mythen handele, und trat damit eine Lawine heftigster Auseinandersetzungen los, die weit über die Grenzen der Theologie hinaus gingen. Einige Jahre blieb er selbst ratlos und unentschlossen, um sich dann von seiner Theologenexistenz zu verabschieden und sich nun der Klassikerverehrung hinzugeben. Das Niveau seiner frühen Schriften erreichte er dabei nie wieder. Stattdessen musste er noch erleben, von Nietzsche in

---

<sup>3</sup> Vgl. die Einleitung von Günter Oesterle im von ihm hg. Bd. *Jugend – ein romantisches Konzept?* Würzburg: Königshaus&Neumann 1997. S. 9-29.

der ersten der „Unzeitgemäßen Betrachtungen“ als „Bildungsspießer“ verspottet zu werden.

Die wiedergebene Passage zur Erzählung über Jesus im Tempel behandelt eine Art biographischen „Archetyp“, das Sich-bewusst-Werden über die eigene Außerordentlichkeit in der Jugendzeit (bzw. die Diskussion darüber, ob ein solches Bewusstsein tatsächlich existiert hat). Strauß verweist selbst auf das AT, in dem sich ähnliche Konstellationen bei bedeutenden Persönlichkeiten finden, wobei im Falle Jesu der „Affront“ gegenüber den Eltern besonders bemerkenswert ist.

Varnhagen von Enses *Blücher* ist Teil der zwischen 1824 und 1830 erstmals erschienenen *Biographischen Denkmale*, die von ihm später überarbeitet wurden, der *Blücher* nach 1833. Die *Biographischen Denkmale* widmen sich einerseits militärischen Helden der preußischen Geschichte, andererseits einer Reihe von deutschen Schriftstellern des 17. und 18. Jahrhunderts – beides offenkundig in der Absicht, Patriotismus und Nationalbewusstsein sowohl mit Blick auf die Kriegskunst wie auf die kulturelle Tradition zu stärken. Zinzendorff und Blücher rücken damit aus heutiger Sicht überraschend eng zusammen. Blüchers Jugendgeschichte wird dadurch auf den Begriff gebracht, dass dieser immer schon zum Militär gewollt habe. Die Bedenken der Eltern und der anderen älteren Verwandten sind dort lediglich ein retardierendes Element, aus dem sich kein bemerkenswerter Konflikt ergibt. Der Mythos vom „Marschall Vorwärts“ wird hier bereits vorgeprägt: Blücher erscheint so, wie man es nicht anders erwartet: wild, naiv, auch großmütig und zugleich von glücklichen Umständen begünstigt.

Georg Gottfried Gervinus' *Johann Georg Forster* erschien als längerer biographischer Essay erstmals 1843 in der neunbändigen Ausgabe von Forsters *Sämtlichen Schriften*. Selbstverständlich sah Gervinus in dem Republikaner Forster einen Seelenverwandten und musste erhebliches Interesse am Erfolg der großen Ausgabe haben. Kritische Züge gegenüber Forster fehlen daher weitgehend. Trotzdem dürfte es – zumal hinsichtlich der Jugendgeschichte – schwerfallen, Gervinus gravierendere Verzeichnungen vorzuwerfen. Er deutet zwar an, dass Forster unter dem „Druck“ des Vaters auch gelitten habe, stellt ihn ansonsten aber als geradezu musterhaften Sohn und Unterstützer des Vaters dar. Angesichts der prekären materiellen Verhältnisse bleibt für beide offenbar wenig Raum für Auseinandersetzungen. Georg Forster wird zum frühreifen Genie, bezahlt dafür aber auch mit seiner Gesundheit.

Anders als in *Goethe und seine Werke* von 1847 bemüht sich Karl Rosenkranz in seinem *Hegel* (1844) um eine relativ umfängliche und anschauliche Schilderung biographischer Details aus dem Leben des Philosophen. Die ästhetische Deutung von Goethes Werken zielt letztlich darauf, diese als künstlerischen Ausdruck des absoluten Idealismus zu verstehen. Eine derart riskante Interpretation von Hegels Werk ist dagegen selbstverständlich nicht erforderlich, weil die Verhältnisse hier von vornherein klar sind. So bleibt Platz für Biographisches. Beiden Texten ist die Tendenz zu eigen, die beiden großen Denker in einem freundlichen, die Panegyrik streifenden Licht erscheinen zu lassen. Bei dem von Rosenkranz als unpräzise geschilderten Hegel ist dies zweifellos einfacher als im Fall des charakterlich komplexeren Olympiers, und so bringt Rosenkranz zahlreiche Belege für Hegels gemütvoll-sanguinisches Wesen, das in der Jugend bereits ausgeprägt ist und sich mit der Enge des Tübinger Stifts so gut zu arrangieren weiß wie mit – trotz hitziger Diskussionen – des Vaters Ablehnung der Französischen Revolution. Eine gewisse Schwerfälligkeit im Auftreten macht ihn nur noch sympathischer.

Einsam ragt Theodor Wilhelm Danzels umfangreicher *Lessing* aus einer größeren Anzahl philologischer Klassikerbiographien noch bis ins spätere 19. Jahrhundert heraus. Ihm gelingt es in vorher unerreichter Weise, Faktisches und Raisonement, philologische Kleinarbeit und Interpretation bei großem stilistischen Können zu integrieren. Auch er ist freilich darauf bedacht, ein möglichst harmonisches Bild vom Leben des Dichters zu liefern. Weil dies angesichts der äußeren Fakten schwerfällt, wird umso mehr Wert auf die „innere“ Entwicklung gelegt. Offenbar als einziger arbeitet Danzel mit einem Goethe entlehnten Metamorphosekonzept und leitet daraus eine Folgerichtigkeit in Lessings Ausbildung und späterer literarischer und wissenschaftlicher Produktion ab. Seine Erziehung und Schulausbildung legen daher bei aller Enge die Grundlagen für sein späteres Werk. Die „strenge Zucht“ der häuslichen Erziehung „stählt“ ihn in seinem Freiheitsbewusstsein und Unabhängigkeitsstreben. Existenziellen Konflikten mit Eltern und Lehrern geht Lessing erfolgreich aus dem Weg, auffällig ist nur seine gelegentliche „Keckheit“. Trotz Danzels ausführlicher und vor allem im Vergleich zu den Zeitgenossen intensiv reflektierender Darstellung ist auch hier von einem emphatischen Jugendbegriff kaum etwas zu spüren.

Das gilt auch von Droysens 1851/52 erschienenem, aber bis auf 1846 zurückgehenden *Yorck von Wartenburg*. Droysen hatte als herausragender Historiker zwar grundsätzliche Probleme mit der biographischen Form,

machte in diesem Fall (und in seinem *Alexander*) aber eine Ausnahme. Die Biographie des großen preußischen Militärs steht singular in seinem Gesamtwerk dar. Droysen nutzt die in der Biographie liegende Chance zu populärer, allgemeinverständlicher Darstellung, ohne den wissenschaftlichen Anspruch darin oder in seinem Patriotismus untergehen zu lassen. Die Verhältnisse in der Armee Friedrichs des Großen, in der bereits Yorcks Vater diente und die seine Kindheit und Jugend prägen, werden bemerkenswert nüchtern geschildert. Yorcks großes Temperament findet in der absoluten militärischen Unterordnung keinen Platz, und für jugendliche Devianz bleibt kein Raum. Seine frühe „Karriere“ erhält den entscheidenden Knick ausgerechnet durch Yorcks Aufrichtigkeit. Die Verbitterung über Entlassung und Festungshaft bildet dann den Auftakt zu einer großen Erfolgsgeschichte. Die Katastrophe wird zum positiven Wendepunkt, bleibt aber zugleich eine lebenslange persönliche Hypothek. Anders als bei Künstlern oder Wissenschaftlern ist in Biographien von Militärs der Konnex zwischen Leben und Werk leichter und plausibler in einer schlichten chronologischen Erzählung herzustellen, wobei Droysen Varnhagens Lebensbeschreibungen preußischer Helden an gedanklicher Durchdringung und sprachlicher Eleganz weit hinter sich lässt.

Robert Prutz' *Goethe* schließlich erschien zwar erst 1856, ist aber weiter von dessen liberaler Gesinnung getragen und setzt in einer Zeit, in der die Beschäftigung mit dem Klassiker Argwohn bei der Obrigkeit erzeugen kann, durchaus ein politisches Zeichen.<sup>4</sup> Der Text setzt sich durch seine Kompaktheit von Arbeiten seiner Vorgänger ab, des Journalisten Heinrich Döring und der Philologen Heinrich Viehoff (1847ff.) und Johann Wilhelm Schäfer (1851/52). Alle Autoren erzählen Goethes Jugendgeschichte streng, oft paraphrasierend und ausgiebig zitierend, entlang von *Dichtung und Wahrheit*, ohne Sensibilität für die Symbolstruktur dieser Autobiographie – ihren Dichtungsaspekt – zu entwickeln.<sup>5</sup> Prutz unschätzbare Vorteil ist aber, dass ihm entgegen der tödlichen Langlebigkeit der Vorgängerarbeiten eine lebendige, sprachlich ansprechende und in ihren Urteilen freiere Darstellung gelingt. Ein neuer Blick auf das

<sup>4</sup> Varnhagen z. B. teilt 1856 mit, dass ein Weimarer Advokat wegen einer Blütenlese aus Goethes Werken, die als gotteslästerlich empfunden wurde, zu zwei Monaten Gefängnis verurteilt wurde (vgl. *Goethe im Urteil seiner Kritiker*. Hg. Karl Robert Mandelkow. München: Beck 1975-1979, Bd. II, S. 359).

<sup>5</sup> In diese Falle werden die Goethe-Biographen noch fast 50 Jahre länger tapen.

sattsam Bekannte gelingt aber auch Prutz nicht, und seine Abhandlung – von ihm selbst bescheiden als „trockene Skizze“ charakterisiert – ist kein entscheidender Fortschritt auf dem Weg hin zu einer letztgültigen Goethebiographie, ein Projekt, das das ganze Jahrhundert hindurch verfolgt und erst sehr spät als Chimäre erkannt wurde.

David Friedrich Strauß, *Das Leben Jesu*, 1. Band, Tübingen (2. Auflage) 1837<sup>6</sup>

Dass nun von großen Männern, welche sich im reifen Alter durch geistige Ueberlegenheit ausgezeichnet haben, gerne auch schon die ersten, vorbedeutenden Regungen ihres Geistes aufgefasst, und wenn nicht historisch zu ermitteln sind, nach der Wahrscheinlichkeit erdichtet werden, ist bekannt. Namentlich aber auch in der hebräischen Geschichte und Sage finden wir diese Neigung bethätigt (sic?). So wird von Samuel im A.T. selbst berichtet, dass er schon als Knabe eine göttliche Offenbarung und die Gabe der Weissagung erhalten habe (1. Sam. 3.), und von Moses, über dessen Knabenjahre die A.T.liche Erzählung schweigt, wusste die spätere Tradition, welcher Josephus und Philo folgen, auffallende Proben seiner frühen Entwicklung zu erzählen. Wie in dem vorliegenden Bericht Jesus sich über sein Alter verständig zeigt: so soll dasselbe auch bei Moses der Fall gewesen sein; wie Jesus von dem eiteln Geräusche der festlich bewegten Stadt sich abwendend, im Tempel bei den Lehrern seine liebste Unterhaltung findet: so zog den Knaben Moses nicht kindisches Spiel, sondern nur ernste Beschäftigung an, und frühzeitig mussten ihm Lehrer bestellt werden, welchen er jedoch, wie der zwölfjährige Jesus, sich bald überlegen zeigte.

Namentlich aber bildete nach jüdischer Sitte und Denkweise das zwölfte Jahr einen solchen Entwicklungspunkt, an welchen man gerne besondere Proben des erwachenden Genius knüpfte, da von dem genannten Jahr an, wie etwa bei uns vom 14ten, der Knabe als den kindischen Verhältnissen entwachsen angesehen wurde. Demzufolge wurde von Moses angenommen, dass er im zwölften Jahre aus dem Hause seines Vaters getreten sei, um unabhängiges Organ der göttlichen Offenbarungen zu werden; Samuel, von welchem im A.T. unbestimmt ge-

---

<sup>6</sup> Alle Texte werden ohne Änderung der Orthographie nach den angegebenen Ausgaben zitiert.

lassen war, wie frühe ihm die Gabe der Prophetie mitgeteilt worden sei, sollte nach der späteren Tradition vom 12ten Jahr an geweissagt haben, und ebenso sollten von Salomo und von Daniel die weisen Urtheilssprüche (1. Kön. 3, 23ff. Susann. 45ff.) schon im 12ten Jahre gefällt worden sein. War bei diesen A.T.lichen Heroen der gemeinen Vorstellung zufolge der Geist, welcher sie trieb, im 12ten Lebensjahr zuerst in selbstthätigen Aeusserungen hervorgetreten: so kann er, dachte man, bei Jesu auch nicht länger verborgen gewesen sein, und wenn Samuel und Daniel sich in jenem Alter schon in ihrer späteren Eigenschaft als gottbegeisterte Seher, Salomo in der eines weisen Regenten gezeigt hatte: so musste sich Jesus ebenso schon damals in der Rolle gezeigt haben, welche ihm später eigenthümlich war, als Sohn Gottes und Lehrer der Menschheit (338).

...

In der Erzählung von der Hochzeit zu Kana findet sich die harte Anrede an seine Mutter: *τι εμοι και σοι γυναι* (Joh. 2,4); in der Geschichte von dem Besuche seiner Mutter und Brüder bei Jesu (sic) das Auffallende, dass er von diesen Blutsverwandten gar keine Notiz nehmen zu wollen scheint (Matth. 12, 46ff.). Sind dies wirkliche Begebenheiten: so war ja durch sie die Sage historisch veranlasst, einen (340) ähnlichen Zug auch schon in die erste Jugend Jesu zurückzutragen; sind es aber selbst nur Sagen: so sind sie ja der lebendigste Beweis, dass er zur Erdichtung solcher Züge an Veranlassung nicht gefehlt hat. Worin diese Veranlassung lag, ist leicht zu sehen. Aus dem obskuren Hintergrunde seiner beschränkten Familienverhältnisse hob sich die Gestalt Jesu um so glänzender hervor, wenn es sich recht oft zeigte, wie wenig selbst seine Eltern im Stande waren, seinen hohen Geist zu fassen, und wenn auch er selber bisweilen sie diese Erhabenheit fühlen ließ, soweit es unbeschadet des kindlichen Gehorsams geschehen konnte, der ja in unsrer Erzählung (V, 51.) ausdrücklich vorbehalten wird (341).

...

Waren über die äussere Existenz Jesu während seiner Jugend die Nachrichten äußerst dürftig: so fehlen sie über seine geistige Entwicklung beinahe ganz (346).



Karl August Varnhagen von Ense, Biographische Denkmale.  
Dritter Theil. Fürst Blücher von Wahlstadt, 3. vermehrte Auflage,  
Leipzig 1872

Die Tugend der Tapferkeit ist die nie aufgehörende Bedingung des Bestehens der Völker und Staaten, in deren ersten Gündung wie in ihrer spätesten Fortdauer. Die Kriegskunst, genau den Fortschritten der allgemeinen Ausbildung verbunden, verfeinert die ursprünglich rohen Elemente jener Tugend in geistige Wirksamkeit; der Feldherr ist ihre höchste Darstellung, ihm sind die rohen Kräfte dienend unterworfen. Allein es geschieht, daß plötzlich jene Unterordnung wechselt, und auch hochgebildete Zeit wieder zu den Elementen dunkler Naturgewalten hilfesuchend zurücktaucht, und ihnen alle gebildeten Kräfte willig untergiebt. Dann sehen wir Volkshelden, in welchen die dämonischen Mächte der Masse zur mythologischen Gestalt werden, und die Schicksale der Völker sich zwischen Rettung und Untergang entscheiden. Eine solche Erscheinung stellt Blücher dar, dessen Beruf und Emporsteigen zu solcher seltenen Größe wir im Folgenden näher betrachten wollen (3).

Den Eltern, deren Ehe mit sieben Knaben und zwei Töchtern gesegnet worden war, erschien es unter solchen Umständen eine Erleichterung, ihre beiden jüngsten Söhne, den nun vierzehnjährigen Gebhard Leberecht nebst seinem etwas älteren Bruder Ulrich Siegfried, nach der Insel Rügen zu schicken, wo sie bei ihrer Schwester, die mit einem Herrn von Krackwitz verheirathet war, den angemessensten Aufenthalt fanden. Doch scheint auch hier von Unterricht und Erziehung kaum die Rede gewesen. Sinn und Gemüth durften sich um so freier in den unmittelbaren Lebenseindrücken entwickeln, welche die Umgebung in mannigfachen Gegenständen darbot. Die Landwirthschaft, mit und in welcher die Tage sich bewegten, gab in diesem wichtigen Zweige künftiger Thätigkeit frühzeitige Erfahrung und Gewohnheit. Im Felde die Uebung zu Rosse, auf den Meereswellen mit Nachen und Ruder, am Felsenufer zu Fuß die kühnsten Wagnisse, entsprachen der Regsamkeit ungebändigter Jugend, und Geschick und Muth knüpften mit der Verwegenheit hier früh den unzertrennlichen Bund. Die ungefüge Wildheit der Jünglinge empfing schwerlich Lob in allen Ausbrüchen ihrer mannigfachen Wendungen; allein die Jugend nährt in ungebilligten Bahnen oft nur die Kraft für künftig hochgepriesene, und hegt in Rohheit wie in Bildung für widersprechende Richtungen die unentschiedenen Anlagen, aus welchen

dann Wille und Schicksal den guten Kern zu Tage bringen müssen, welches doch selten ganz unvermischt geschehen mag!

Die Kriegsunruhen, welchen die Jünglinge durch den Aufenthalt auf Rügen entgehen sollten, wußten auch bald von dorthier dieselbe in ihre Bewegung zu reißen. Schweden hatte sich, unter dem Vorwande der Gewährleistung des westphälischen Friedens, den Feinden des Königs von Preußen (4) beigeßelt; schwedische Truppen versammelten sich in Pommern, erschienen theilweise auf Rügen. Der Anblick der Husaren des jetzigen Regiments Mörner machte auf die beiden Brüder einen unwiderstehlichen Eindruck, die Neigung zum Kriegsdienst erwachte mit Leidenschaft. Schwager und Schwester wirkten durch ihre Vorstellungen vergebens diesem Trieb entgegen; da deren Einwilligung nicht zu erlangen war, so verließen ohne dieselbe beide Brüder das Haus, eilten zu den nächsten Husaren, und erlangten durch ihre Bitten bei dem Rittmeister, der die Abtheilung befehligte, daß er sie vorläufig bei den Truppen behielt. Auf erhaltene Anzeige eilte Herr von Krackwitz herbei, und wollte die Jünglinge zurückholen, allein er fand beide in ihrem Sinne so beharrlich, in ihren Erklärungen so fest, daß er wohl einsehen mußte, hier sei nichts auszurichten, und demnach ihrer Wahl seine Zustimmung, welche die der Eltern vertreten konnte, nicht länger weigerte. So traten denn beide Blücher als Junker in den schwedischen Reitereidienst förmlich ein. Die Schweden hatten indeß während dieses Krieges im Felde nur eine geringe Bedeutung; ihre Macht war gesunken, ihren Waffen wenig Ruhm vergönnt; nur beschränkte Verhältnisse ließ den Aufstrebenden in diesem Kreise die Zukunft offen. Der Zufall hatte diesen ersten Schritt bedingt, das jugendliche Herz hing am Kriegswesen, ohne noch wählen und entscheiden zu können zwischen den einander entgegenstehenden Kampfesseiten. Ein zweiter Zufall, den Fehlgriff des ersten ausgleichend, raffte den jüngeren Blücher von diesem Abwege seines Geschickes früh auf die rechte Bahn herüber, auf welcher dasselbe spät ihm eine Weltbühne seiner Heldenbestimmung zu eröffnen dachte. Die Schweden, von Friedrich dem Großen im Kampfe mit seinen bedeutendern Feinden weniger beachtet, streiften fast ungehindert bis in die Mark Brandenburg. Blücher ritt bei aller Gelegenheit mit zum Plänkeln vor, und unterließ nicht, die preußischen Husaren, welche gegenüber standen, durch übermüthiges Toben und Schimpfen herauszufordern. Die alten Krieger lachten des höhnnenden Knaben; einesmals aber, bei dem Kabel-Paß unweit Friedland in Mecklenburg am 29. August 1760, als eine schwedische Parthei mit einer (5) preußischen nachtheilig in Kampf ge-

rathen, rief ihm ein Husar vom Regimente Belling, ein geborner Oesterreicher, Namens Pfennig, in seiner Mundart drohend zu: „Wart nur Bübel: wird di schon schlachte,“ und sprengte auf ihn ein; die Schweden waren im Weichen, Blüchers Pferd von einer Kugel getroffen, stürzte, und sein Verfolger nahm ihn ohne Mühe gefangen, hob ihn vor sich auf's Pferd, und brachte ihn so zu dem Obersten von Belling. Wir folgen hier der bestimmten Angabe des im Jahre 1832 zu Berlin im zweiundneunzigsten Lebensjahre verstorbenen Generalmajors von Rudorff, der zur Zeit jenes Vorfalles im Belling'schen Regimente diente, und lange Jahre Blücher's vertrauter Waffengefährte war, auch der einzige, der aus jener Zeit ihn überlebte. In späterer Zeit, als Blücher General war, meldeten sich wohl sechs bis sieben alte Kriegsknechte, von denen jeder die Ehre haben wollte, den berühmten Blücher gefangen zu haben. Dieser jedoch war wegen jenes frühen Ereignisses mit seinem Gedächtnisse gar nicht mehr im Klaren, ließ jeden, der sich ihm darstellte, gelten, belobte und bewirthete ihn, und entließ ihn beschenkt, denn, meinte er, ein alter Husar sei es doch immer, wenn auch vielleicht gerade nicht derselbe, der ihn gefangen. ... Belling, angezogen von der muntern und muthigen Weise des wohlgebildeten Jünglings, behielt ihn bei sich, und gewann dessen Neigung für den preußischen Dienst. Er beantragte gleich am folgenden Tage die Ernennung des Fahnenjunkers zum Kornet, und diese erfolgte unter dem 20. September. ...

Er kämpfte nunmehr an Belling's Seite, der, zum General befördert, mit seinem Regimente bald zur Theil-(6)nahme an den größeren Kriegseignissen berufen wurde, die letzten Feldzüge des siebenjährigen Krieges als preußischer Husarenoffizier gegen die Russen und Oesterreicher eifrigst mit; insbesondere wohnte er der mörderischen Schlacht von Kunersdorf und später in der Schlacht von Freiburg mit ausgezeichneter Tapferkeit bei; in der letztern wurde er durch einen Splitter, den eine Kanonenkugel losgerissen, am Fuß verwundet, in Leipzig aber, wohin er gebracht wurde, bald wieder geheilt. Gleich nach seiner Genesung hatte er hier einen Zweikampf, worin er seinem Gegner, einem Hauptmann Schulz, den Degen zerschlug. Auch bei anderen Vorfällen solcher Art, die sich häufig ereigneten, denn seine Wildheit ließ es nicht an Streit und Ungebühr fehlen, und sein tapferer Uebermuth war immer gleich mit der Fuchtel bei der Hand, blieb er stets im Vortheil. Da er aber einst sogar den General von Belling, der ihm wegen Dienstvergehen harte Worte gesagt hatte, dafür herausfordern wollte, wurde er deßhalb noch als Lieutenant von dessen Schwadron weg zu der des Majors von Podshar-

ly versetzt, eines eben so strengen als wohlwollenden Mannes, welchen Blücher noch in den spätesten Jahren als seinen vorzüglichsten Lehrer im Dienst rühmte, und dem, nächst Belling, er alle seine Kenntniß in diesem Fache zu verdanken habe. Auch dieses Mannes Zuneigung erwarb er bald, so wie gleicherweise seine meisten Kameraden seine Freunde waren, obgleich er durch Ungestüm und Leichtsinn sowohl diesen, als seinem Vorgesetzten, nicht selten Ursache zur Unzufriedenheit gab. Die vieljährige Waffenruhe, welche mit dem Frieden von Hubertusburg im Jahre 1763 anhub, und für die Truppen nur durch die gewöhnlichen Uebungen und Besichtigungen unterbrochen wurde, ließ den jugendlichen Thatendrang die gesetzten Schranken nur desto ungeduldiger empfinden. Die Quartiere des Regiments waren in Pommern, und gewährten wenig äußere Annehmlichkeit, die Jugend mußte sich ihre Vergnügungen gleichsam mit Gewalt schaffen. Alle Nachrichten stimmen überein, daß der jetzt erst zwanzigjährige Blücher ein äußerst wilder Offizier gewesen, und sorglos in das Leben hineingestürzt habe, ohne sich viel um die Folgen zu bekümmern. (7) Jagd, Spiel, Gelage, Liebesfreuden und lustige Streiche theilten seine Zeit. Sein kühnes Kriegerherz, sein tüchtiger Sinn und antheilsvolles Gemüt verläugneten sich aber auch auf solchen Abwegen nicht, und ließen ihn vieles verzeihen.

Georg Gottfried Gervinus, Johann Georg Forster, Erstdruck in:  
Georg Forster, Sämtliche Schriften Bd. 7, S. 1-78, Wiederabdruck  
in: Ders., Schriften zur Literatur, Leipzig 1962, S. 317-403

Unter sieben Kindern Reinhold Forsters war Georg das älteste (geb. 1754 in Nassenhuben). Der Vater unterrichtete den talentvollen Sohn von früh auf selbst und studierte sich mit ihm in die Naturgeschichte ein. Georg ward des Vaters Liebling, obwohl er unter seinem Drucke zu leiden hatte; man erkennt es an ihrer Unzertrennlichkeit, daß der Vater nicht gern ohne seinen Erstgeborenen sein mochte. Auf der Reise in dem unwirtlichen Rußland nahm er den achtjährigen Knaben mit, der jetzt schon, zu des Vaters nicht geringer Selbstzufriedenheit, unter seiner Anleitung ein tüchtiger Botaniker geworden war. Schon damals soll Georg den Vater in seinen (329) literarischen Arbeiten und Übersetzungen, die ihm Erwerbsquellen waren, unterstützt haben. Als sich Reinhold Forster nach seiner Abreise aus Petersburg, ohne seine Familie aufzusuchen, nach England begab, begleitete ihn auch dorthin sein Sohn Georg. Gleich

hier begann seine Beschäftigung wieder, dem Vater in Übersetzungen fremder Werke ins Englische zu helfen; auch gab er in einem Pensionate bei Warrington Unterricht. Eine Anekdote, die Georg Forster selber erzählte – wie der junge Lehrmeister auf dem Wege nach dieser Anstalt durch Naschhaftigkeit häufig in einen Bäckerladen verlockt ward, wie er dabei in Schulden geriet, dann durch den glücklichen Fund einer Guinee befreit ward und wie er aus dem Überschusse in der Freude seines Herzens seiner Schwester Wilhelmine einen goldenen Fingerhut kauft –, ist in doppelter Hinsicht interessant: weil sie in der Tat auf die Züge des späteren Charakters durchblicken läßt, besonders aber, weil sie ihn noch so sehr als Kind zeigt, wie es seine Schüler im Pensionate nur immerhin sein konnten, weil sie andeutet, daß die frühzeitige und altkluge Tätigkeit, in die ihn der Vater trieb, seiner gesunden Natur nichts anhaben konnte. Wie wenig sich Georg auf seine Gelehrsamkeit zugute tat, scheint auch aus der Bereitwilligkeit hervorzugehen, mit der er sich seines Vaters Wunsch fügte, 1767 auf ein Kontor nach London zu gehen und sich der Handlung zu widmen. Auf Anlaß einer Krankheit kam er indessen bald wieder zur Familie nach Warrington zurück und begann von neuem mit dem Vater um die Wette an der Übersetzung schwedischer, französischer und russischer Werke zu arbeiten. Für diese treue Unterstützung erntete er dann den Lohn, daß, als dem Vater 1772 der Antrag ward, Cook zu begleiten, er sich aushielt seinen Sohn Georg, der nun siebzehn Jahre alt war, mitnehmen zu dürfen.

Diese Reise um die Welt war in mehrfacher Beziehung für Forsters Leben, Bildung und Schicksal durch ihre unmittelbaren Eindrücke und Wirkungen wie durch ihre späteren Folgen entscheidend. Wir halten hier nur das nächste fest (331). Er ward bei dem ersten Aufenthalte in Tahiti von dem skorbutischen Übel befallen, dessen nachteilige Wirkungen ihn trotz der sorgfältigsten Diät und Abhärtung sein ganzes Jahren hindurch verfolgten und denen er zuletzt in einem frühen Alter erlag. Diesem physischen Übel gesellte sich auf der Reise ein soziales hinzu, an das sich die nächsten Ereignisse in Georg Forsters Leben, für die ganze Folgezeit bestimmend, anheften. Sein Vater, verstimmt schon darüber, daß den Naturstudien auf der Reise nicht die gehörige Sorgfalt gewidmet ward, bewies auch jetzt sein hochfahrendes Wesen; er vertrug sich nicht mit Cook, und seine Heftigkeit brachte ihn abwechselnd mit allen in Streit. Dies Mißverhältnis spann sich nach der Rückkehr von der dreijährigen Reise (1775) in London weiter. Als Reinhold seine Beschreibung der Reise in Druck geben wollte, erfuhr er von der Admiralität eine arge

Täuschung, die ihm das Recht abtritt, neben Cook eine Erzählung der Reise zu veröffentlichen, indem sie ihm zugleich ein ersthin gegebenes Anrecht auf die Kupferplatten entzog, die auf ihre Kosten angefertigt und vorher Cook und Forster zu gleichen Teilen geschenkt worden waren. In dieser Lage trat der Sohn für den Vater ein. Er war in dem mit Cook getroffenen Vergleiche, dessen Inhalt man gegen Forster deutete, nicht erwähnt. Er beschrieb, zweiundzwanzig Jahre alt, die Reise und gab sie in London 1777 ... heraus. Von diesem englischen Texte sind die späteren deutschen Ausgaben ... Bearbeitungen, in welche vieles aus Cooks Prachtwerk übergegangen ist. Georg Forster ward durch diese Arbeit in des Vaters Händel verwickelt. Es erschienen Bemerkungen eines Herrn Wales ..., worin diese Reisebeschreibung für ein Werk des Vaters erklärt ward, schon weil der bittre, stolze, entscheidende Ton von einem zwanzigjährigen Jüngling nicht zu erwarten sei. Hiergegen setzte Georg Forster eine Erwiderung ..., eine Streitschrift wie eines gereiften Gelehrten (331).

...

Sorglos, wie man im Knabenalter ist, hatte er in seinen früheren Jahren unstreitig den Druck, der auf seiner Familie lastete, wie zeitig er seinen Teil daran zu tragen anfang, nicht so tief empfunden; in den drei Jahren der Reise hatte sich sein Geist mit großen Gegenständen gefüllt, und die Sorgen der materiellen Existenz hatten ihn nicht berührt; in der Zeit des Streites seines Vaters mit der Admiralität hatte ihn das lebhaft gefühl seines Rechtes zu der Arbeit getrieben, deren Motive ihn etwas Erhebendes haben mussten. Nun plötzlich, wo alle Hilfsquellen versiegten und der Vater im Schuldurme schmachtete, war er dahin gebracht, die Last der Fürsorge für (335) eine zahlreiche Familie allein auf seine Schultern zu nehmen und ein Elend zu erleichtern, von dem er sich gestehen mußte, daß es teilweise durch den ungeduldigen und heftigen Charakter seines Vaters selbst verschuldet war. Diese Sorgen warfen einen Tumult in seine Seele, der ihm neu war; er litt des Nachts von schrecklichen Träumen; in den Briefen voll echter kindlicher Pietät, die er von der Reise aus an seine Eltern schrieb, kann man nicht ohne Bewunderung der guten Natur des Jünglings den Ausdruck seiner Wehmut lesen über ihren hilfsbedürftigen Zustand und seines Eifers, ihm abzuhelpen. Er hatte sich's gelobt, diesen Qualen ein Ende zu machen oder darüber zugrunde zu gehen; und er drang mit seinem hartnäckigen Vorsatze zum Ziele. Es gelang ihm, den Vater aus dem Schuldurme zu befreien, für sich selbst (1778) eine Lehrstelle am Karolinum in Kassel zu

finden und seinem Vater eine Professur in Halle zu verschaffen. Seine aufopfernde Tätigkeit ist um so höher zu veranschlagen, als sie, wie er selber sagte, eine Verleugnung seines Charakters verlangte; es war ihm (ein Erbteil des väterlichen Stolzes) gegen seine Natur, als Bittender umzugehen und an die Türen der Großen zu klopfen. Von dem Fürsten von Dessau, der ihm doch persönlich Hochachtung und Liebe einflößte, nahm er ein Geschenk für seinen Vater nur mit schwerem Herzen an; in Kassel bot er alles auf, die ihm zgedachte Stelle auf seinen Vater übertragen zu lassen, und hätte dadurch fast seine eigne Unterkunft aufs Spiel gesetzt. Den wechselnden Empfindungen der Kindesliebe und des gedrückten Stolzes, der Melancholie über seines Vaters Schicksal, der Sorge und Hilflosigkeit hingegeben, mußte er damals schon fühlen, daß er „in dem Alter, wo man sich dem lachenden, einladenden Ruf der Natur sonst überläßt, wo man ganz Gefühl zu sein und kein Geschäft als Genuß des Lebens und Vorbereitung zu diesem Genuße zu haben pflegt“, unter der anhaltenden Arbeit seiner Jugend ein „trübes, niederdrückendes, alle Leibes- und Geisteskräfte erschlaffendes Leben“ geführt habe; und er hatte noch lange nachher zu beklagen, wie seine unvollkom-(336) mene Erziehung, seine Brotarbeit, die Verwicklung in die Leiden seiner Familie zu frühe Falten in sein Gemüt geschlagen hätten.

Karl Rosenkranz, *Georg Wilhelm Friedrich Hegels Leben*,  
Berlin 1844

Die Geschichte eines Philosophen ist die Geschichte seines Denkens, die Geschichte der Bildung seines Systems. Was bei anderen Individuen in einer äußerlichen Breite, in Verwicklung vieler Personen und Umstände erscheinende Thaten, das sind bei ihm die Gedanken. Bei Hegel ist der äußere Gang des Lebens höchst einfach. Es ist wenig davon zu sagen. Er verkehrte stets mit vielen guten und edlen Menschen, allein ohne zu bedeutenden Conflicten, zu persönlich besonders interessanten Verhältnissen zu kommen. ... Indem sie [die Wissenschaft – HMK] das Wesen seiner Individualität ausmachte, entbehrte er, so zu sagen, für andere Sphären des Triebes und der Kunst, auf seine Individualität, auf sein Selbst einen Nachdruck zu legen. ... Als Hegel Stuttgart verließ, war der Typus seiner Persönlichkeit schon fest ausgeprägt und ist sich das ganze Leben hindurch (21) treu geblieben. .... Hegel schloss sich ... immer und überall der herrschenden Sitte und Mode an. In solchen Dingen Ei-

genheit zeigen zu wollen, schien ihm nicht der Mühe werth. Mit dieser Denkungsart hat er sich denn auch aller Orten bald eingeheimst.

Gewohnt, für die Widersprüche, die ihn quälten, in der Philosophie die Lösung zu suchen, blieb er mit dem Leben versöhnt und erschien deshalb auch im Umgang nicht wählerisch. Mit zahllosen Menschen aus den verschiedenen Classen der Gesellschaft hat er freundschaftliche Verbindungen gehabt. Wir haben ihn so auf dem (22) Gymnasium gefunden; wir werden ihn eben so auf der Universität finden und noch im vorgerückten Alter, wo sich anzuschließen schwieriger wird. Die Norddeutsche Empfindlichkeit und Prätension war seiner bequemen Offenheit fremd und bedeutende Phänomene der Norddeutschen Sinnesart, z.B. Hamann und Solger, konnte er nur als hypochondrisch begreifen. Vermied er aber im socialen Zusammentreffen auch den Gewöhnlichen nicht, so machte er doch durchweg die Forderung gesunden Menschenverstandes, sittlicher Tüchtigkeit, überhaupt ächter Menschlichkeit. ...

Zwei Eigenheiten hatte er. Sie waren aber selbst geselligster Art. Er schnupfte stark und spielte, schon von früher Jugend im väterlichen Hause her, gern Schach und Karte, worin er also mit Kant harmonirte. In früheren Jahren spielte er häufig Lhombre und Tarok, zu Berlin gewöhnlich Whist (23).

...

Im Ganzen aber fand Hegel in dem akademischen Unterricht, wie aus einem Brief an Schelling hervorgeht, wenig Befriedigung. Sehr viel trug dazu wohl die Klösterlichkeit und der Pedantismus des theologischen Seminars, des sogenannten, am Neckar schön gelegenen Stiftes bei. ... Während des Essens wurden Predigten gehalten, und der Redner bekam bessere Kost. Auch Hegel mußte predigen. Aber nicht nur war sein Kanzelvortrag, nach dem Bericht seiner Schwester, leise und stockend, sondern auch seine Predigten selbst scheinen nur opera operata gewesen zu sein (26).

...

Man fand damals an ihm nichts besonders Geistreiches heraus. Seine Ju-(29)gendbekanntnen in Schwaben waren erstaunt, als er sie später mit seinem Ruhm überraschte. Das hätten wir, hieß es, vom Hegel nimmer gedacht! – In den ritterlichen Künsten der Akademie blieb Hegel zurück. Er ritt zuweilen. Er trank gelegentlich, namentlich während des Sommers 1790, wacker mit. Er fing mit seinem Herzenscameraden Fink das Fechten an, gab es aber bald wieder auf. Zu manchen äußerlichen Hemmungen, welche ihm lange Zeit das Fieber verursachte, kam noch eine



Vernachlässigung des Anzugs. So sehr er daher auch mit jungen Damen zu verkehren liebte und so gut er bei ihnen seiner Gesinnung und geistigen Munterkeit wegen gelitten war, so wenig glückte es ihm doch bei ihnen. Seine Schwester drückt sich über diesen Punct sehr gut aus, wenn sie sagt: „er gab hier und da den Vorzug, erregte aber keine Hoffnungen.“ In diesem Ton sind denn auch die meisten Stammbucheintragungen des weiblichen Personals abgefaßt. Wenn es anging, suchte Hegel mit den Damen ein Pfänderspiel zu arrangiren, wo ihm denn doch von holdem Munde auch ein Küßchen zu Theil werden mußte. Alle diese Umstände vereinigten sich, ihm eine etwas grämliche, schwerfällige Außenseite zu geben, ihn älter erscheinen zu lassen, als er war. Er bekam daher im Stift den Spitznamen: der alte Mann oder auch schlechtweg: Alter. Auf einem der Stammbuchblätter hat ihn sein Freund Fallot gesenkten Haupts mit Krücken einherschleichend abgemalt und hinzugeschrieben: „Gott stehe dem alten Mann bei!“

Aber die Rechtschaffenheit, Biederkeit, Lustigkeit Hegel's machten ihn sowohl bei seinen Camaraden im Stift, als bei anderen Studenten in der Stadt sehr beliebt. (30)

...

Ein Hauptelement aber des lebhaftesten geselligen Verkehrs ward die Revolution. Als sie losbrach, ahnte fast Niemand den Gang ihrer Entwicklung. Das blutige Gespenst des Terrorismus störte noch nicht die Hingebung an das Schauspiel, einen Staat aus der Idee des Staats, aus dem Begriff der für seine Existenz wesentlichen Mächte, in die Wirklichkeit treten zu sehen, nachdem er die abgewelkte Haut einer zur Lüge, zum Unrecht gewordenen Vergangenheit durch den Act einer feierlichen Entsagung von sich gestreift hatte. Mit unendlichem Enthusiasmus, mit dem reinsten Herzen wandten sich die edelsten Deutschen diesem ächt philosophischen Schauspiel zu. Ein Klopstock und ein Schiller, ein Kant und ein Forster, ein Baggesen und ein Schlabrendorff, ein Merk und ein Jacobi, begegneten sich in der glühenden Erwartung einer sittlichen Wiedergeburt Europa's, nachdem die Rechte der Menschheit decretirt waren. Soll man sich wundern, daß, unsern vom Rhein, von Straßburg, junge Männer in die entschiedenste Schwärmerei für die Französische Revolution verfielen, daß sie durch das, was in Frankreich geschah, auch zu einer Kritik heimischer (32) Zustände, zu unbestimmten Hoffnungen für die Fortbildung derselben zu höheren Formen, aufgeregt wurden? – Es bildete sich im Stift ein politischer Clubb. Man hielt die Französischen Zeitungen. Man verschlang ihre Nachrichten. Durch einen Apo-

thecker, der Mitglied des Clubbs war, ward dies leidenschaftliche, politische, wiewohl harmlose, Interesse verrathen. Der Herzog Karl selbst kam zur Untersuchung nach Tübingen. Der Haupträdelsführer, ein Stiffler, entrann noch zu guter Stunde nach Straßburg. Der Herzog war aber weise genug, aus der Sache nicht viel zu machen.

...

Hegel's Vater war ein entschiedener Aristokrat. Der Sohn fand sich vom Strom der Zeit fortgerissen und scheute über diesen Punct mit dem Vater die heftigsten Debatten nicht. In jenem Clubb ward er, der schon auf dem Gymnasium den Rousseau so viel und gern gelesen und dem auf der Universität Kant und Platon für diese Richtung keinen Widerstand entgegengesetzten, nicht nur einer der entschiedensten Theilnehmer, sondern selbst Redner. Für das Aechte und Große in der Französischen Revolution hat Hegel von dieser Zeit ab stets einen zärtliche Verehrung behalten, wenn ihm auch die Leerheit der bloßen Declamation von Freiheit und Gleichheit, Menschenrechten, Volkswohl u.s.w. bald verleidet ward (33).

Theodor Wilhelm Danzel, Gotthold Ephraim Lessing, sein Leben und seine Werke. Erster Band, Leipzig 1849

*Zum Schulbesuch des zwölfjährigen Lessing in Meissen:*

Auch hier dieselben mönchischen Lebensformen, denen sich freilich für eine bloße (21) Männergesellschaft eine gewisse Nothwendigkeit nicht absprechen läßt, und die jedenfalls auf die zuchtbedürftige Jugend angewandt, einen bessern Sinn haben, als ausgebildeten Männern gegenüber, bei denen die Zucht zur Knechtung wird.

....

Ich glaube keiner ausdrücklichen Rechtfertigung dafür zu bedürfen, daß ich diese Einzelheiten anführe. Abgesehen davon, daß es von Interesse sein muß, eine Anschauung des Lebenskreises zu gewinnen, in welchem sich Lessing in dieser wichtigen Periode bewegte, lohnt es wohl der Mühe, darauf hinzuweisen, daß der Freieste, ja der Befreier, der strengsten Zucht unterworfen gewesen sei und sich gerade an ihr zur gründlichsten Selbstständigkeit gestählt habe (22).

Bei dieser Lebensweise und diesen Beschäftigungen mußte sich denn freilich der Knabe in ganz andere geistige Sphäre versetzt fühlen, als die das Vaterhaus und die Vaterstadt ihm dargeboten hatten. Die Entfrem-

derung von der Heimath, welche sich auf den Fürstenschulen ausbildet, ist nicht ihre schönste Frucht. Lessing erlebte in sich nur die guten Folgen der Entfernung aus der Umgebung seiner Kindheit. Dem Vaterhause blieb er immer in kindlicher Liebe zugetan, aber die localen und provinziellen Interessen seiner Vaterstadt, in denen er aufgewachsen war, hat er schon hier gänzlich abgestreift; von dem Ehrgeiz, den ihm doch die Familie gern eingeflößt hätte, auch einmal in der Lausitz auf der Kanzel oder im Rathsstuhl eine bedeutende Rolle zu spielen, findet sich bei ihm so wenig eine Spur, daß er sogar darüber hinaus ist, diese Interessen wie Mylius zu verspotten, und seine Schriften sind so frei von irgend einem provinziellen Gepräge, daß in einer Anzahl von litterarischen Handbüchern, Meusels gelehrtes Deutschland an der Spitze, der Irrthum Eingang finden konnte, er sei in Pommern (zu Pasewalk) geboren.

Im Uebrigen wurde Lessing in Meißen, so viel an der Schule und ihren Einrichtungen lag, genau auf dem Wege fortgeleitet, auf welchen ihn der Vater hingeführt hatte. ... Daß die Schule eine Pflanzstätte (23) des evangelischen Glaubens sei, war im Grunde der Hauptgesichtspunkt der Stifter; Sprache und Wissenschaften sollten, ganz im Sinne Luthers, zu einer Schutzwehr für das Evangelium dienen. ... In der That ist bei Lessing von einer Lossagung von den Fesseln der Orthodoxie in Meißen noch nichts zu bemerken. ... „Ein guter Knabe“, hatte einer der adligen Inspectoren in seinem Schülerverzeichnis bei Lessings Namen bemerkt, „aber etwas moquant.“ Und daß hier denn wohl gelegentlich ein in solcher Umgebung nicht zu dulndendes Uebersprudeln des kecken Jugendmuthes vorgekommen sein mag, beweist folgende Geschichte. Da Lessing schon einer der ersten Schüler war und zu den Inspectoren gehörte, wohnte er als solcher einst einer der Sonnabendconferenzen bei. Der Rector fragte, warum die Schüler in dieser Woche ... so spät ins Gebet gekommen. Alles schwieg, nur Lessing nicht, der voreilig genug war, seinem Nachbarn zuzuflüstern: das weiß ich. Der Rector, der es hörte, befahl ihm, es laut zu sagen. Anfangs wollte er nicht, endlich platzte er heraus: der Herr Conrector kommt nicht gleich mit dem Schläge, daher denket jeder, das Gebet gehe nicht gleich an! Der Herr Conrector mochte es nicht mit gutem Gewissen in Abrede stellen können, und rief nur aus: (24) Admirabler Lessing. Seit dem hießen diesen seine Schulkameraden nicht anders.

...

Lessing, der der Schule innerlich bereits entwachsen war, ging wiederholt seinen Vater an, ihm beim Abgange behülflich zu sein. Dieser mag

sich bei dem Rector Grabner in Bezug auf die Reise seines Sohnes erkundigt, und dabei das Zeugniß empfangen haben, welches K. Lessing überliefert, „Er ist ein Pferd, das doppeltes Futter (25) haben muß. Die Lectiones, die andern zu schwer werden, sind ihm kinderleicht. Wir können ihn fast nicht mehr brauchen.“ Darin lag ein offener Wink zu Gunsten des Abgangs. Der Vater wendete sich also an das Oberconsistorium, ward aber am 2. Mai 1746 abfällig beschieden. Aber der ungeduldige Primaner scheint dem Vater keine Ruhe gelassen zu haben. ...

Hierauf hielt Lessing am 30. Juni seine Abschiedsrede; dass sein Abgangszeugniß, welches nirgends aufbehalten ist, günstig ausgefallen, versteht sich nach dem Ausgeführten von selbst.

Und so dürfen wir denn wohl nicht zweifeln, daß wenigstens was die Gelehrsamkeit anbetriefft, der Zweck der Schule und die Absicht, in welcher er derselben vom Vater übergeben war, bei ihm vollständig erreicht worden sei. Lessing soll selbst oft versichert haben, daß wenn ihm etwas Gelehrsamkeit und Gründlichkeit zu Theil geworden sei, er es ihr allein verdanke. ...

Bei der Wahl und dem Gange seiner selbstständigen Studien, von denen noch die Rede sein wird, ignorirte er seine Bestimmung zum Predigtamte eben so stillschweigend, wie sie von seiner Familie stillschweigend angenommen war (26).

Gleichwohl liegt es schon in dieser gründlichen Auffassung der Gelehrsamkeit ihrem allgemeinen Wesen nach, daß wir bei Lessing in Meissen nicht an eine Unterdrückung des frischen Jugendgeistes durch dieselbe, nicht an ein unfreies Versinken in die Kleinlichkeiten der Stockphilologen denken dürfen. ... Aber die späteren so sehr über das gewöhnliche hinausgehenden Leistungen lassen sich nur daraus erklären, daß Lessing inne geworden, es finde jener kecke Jugendsinn, jene frische Lebensauffassung voll sprudelnder Productivität, denen zuerst die Wissenschaft einen harten Zwang anzuthun schien, auch wohl in ihrem Gebiete selbst eine Stätte, und damit wäre denn auch der Umstand, dass der Aufschwung von Lessings Geist so plötzlich und gerade von dem Zeitpunkte seines Eintrittes in die Oberlection an, wo er neue Lehrer und neue Lehrgegenstände antraf, eingetreten, ganz im Einklange.

Die Zeit von Lessings Aufenthalte in Meissen hat für die Geschichte seiner Geistesentwicklung eine Bedeutung, die uns Heutigen unerwartet sein kann. Uns dünkt, vornehmlich wohl im Hinblick auf Goethe und Schiller, eine solche einen normalen Verlauf nur dann zu haben, wenn der Geist erst im Mannesalter in Folge trüber Kämpfe und gewaltsamer

Umwälzungen den Standpunct erreicht, auf dem er zu beharren bestimmt war; wir meinen, es gehöre dazu, daß Einer von einem totalen Bruch mit seiner Vergangenheit zu erzählen habe, und thun uns wenig darauf zu Gute, wenn es uns so schlimm geworden, und sollten wir uns auch das innerer Zerwürfniß, welches dabei vorausgesetzt wird, erst nachträglich eigens zu diesem Zwecke antäuschen. Nicht so das ältere, einfache, und zum mindesten nicht weniger gesunde Geschlecht, welches noch nicht gelernt hatte, mit sich selber schön zu thun. Hier gewann der Geist zu der Zeit, in welcher sich überhaupt der Mensch physisch und sittlich zu einem Individuum erfestigt, seine Grundstellung zu Welt und Wissenschaft, und wählte sich, was er lieben wollte; es war dies seine Urform, die sich dann nicht eben in gradliniger Fortbildung sondern auf dem Wege vielfältigen Hinzu- und auch Umlernens, aber doch in continuirlicher Metamorphose theils in der Breite hin fortentwickelte, theils immer schärfer bestimmte und mit gründlicherem Selbstverständnis vertiefte. So ist von Klopstock schon auf der Schulpforte nicht nur der Messias, das Werk seines Lebens, entworfen und begonnen worden, sondern die Rede, welche er bei seinem Abgange auf die Universität hielt, spricht auch das klare Bewußtsein über seinen Standpunct aus. Auf ähnliche Weise hat auch Lessing schon in Meißßen jene That geistiger Selbsterschaffung vollführt, durch welche der Mann ist, was er ist, und wenn er nicht sogleich eben so vollständig wie jener wurde, was er zu werden bestimmt war, wenn nicht sein erstes Aufleuchten sein Glanzpunct, ward, nach welchem sein Leben nur ein langsames Erlöschen war, sondern dasselbe bis ans Ende den Charakter eines unablässigen Fortschreitens trägt, so war es nur, weil das, was sich in ihm als das Gesetz seines Daseins feststellte, eben nicht eine todte Form, sondern die Formel einer lebendigen Entwicklung war (28).

Johann Gustav Droysen, *Das Leben des Feldmarschalls Yorck von Wartenburg*, Leipzig 1911<sup>11</sup> (Erste Auflage Berlin 1851)

Mit einem jüngern Bruder und zwei Schwestern wuchs er auf; „solche Kinder“, heißt es in einem Briefe des Vaters an die Geschwister in Rowe, „lasse ich sehr gut durch die Hofmeisters erziehen, in allen Stücken, damit ich keinen Vorwurf habe, wann was fehlt.“ Es mochte an gar vielem fehlen, am meisten an Freundlichkeit und Fürsorge, die in jener Zeit, vor allem bei Kriegsleuten, für weibisch gegolten hätte. ... Pe-

dantische Strenge und absolute Autorität übertrugen sich von selbst vom Exerzierplatz in das Haus. Auch der Unterricht wird sich auf das Gewöhnlichste beschränkt haben. Desto stärkere Eindrücke mochten auf den lebhaften, heißblütigen Knaben die Offiziere auf der Parade mit dem blanken Sponton, die dienstliche Autorität, die den Vater umgab, die Erzählungen der Grenadiere vom letzten Kriege her machen (6).

...

Der Vater ließ den Knaben am 1. Dezember 1772 in das damals 16. Regiment v. Borcke in Königsberg eintreten. ... Noch in späten Jahren hat Yorck bedauert, so wenig in der Jugend gelernt zu haben (7).

So war denn der eben Funfzehnjährige Fähndrich und damit die erste Stufe zu jeder militärischen Herrlichkeit erstiegen; nicht jedem Gefreit-Korporal gelang es, nicht allen so früh. Zwei Jahre darauf, am 11. Juni 1777, erfolgte das Leutnantspatent (8).

...

Eine jüngere Generation war im Aufkommen; die unermeßliche Umwandlung des Geistes, welche der Siebenjährige Krieg hervorgebracht, begann ihre Wirkung auch unter dem jüngeren Adel der Armee zu äußern. Man war kecker, höheren Sinnes, provozierender; man las viel französisch, man lernte dorthier etwas von jener Leichtigkeit und Schärfe der Auffassung, jener rationellen Gewandtheit, die auf die nächsten Interessen übertragen deren Wesen zugleich deutlicher erfaßte und bewußter verfolgte (10).

...

So der erste Feldzug, den Yorck mitmachte [1778 gegen Österreich – HMK]. Wie wenig entsprach das Erlebte den hohen Bildern von soldatischem Ruhm und preußischer Waffenehre, die ihn erfüllten (16).

...

Einmal auf der Parade neckte man sich darüber, was jeder aus dem Feldzuge mitgebracht; war man doch oft genug auf das Plündern angewiesen gewesen. Yorck nahm an diesen Neckereien wenig Anteil; als aber von dem Stabskapitän von Naurath gesagt (17) wurde, er habe eine Altardecke aus der und der Kirche mitgebracht, warf Yorck dazwischen: „Das ist ja gestohlen.“

Der weitere Verlauf dieser Geschichte ist nicht mehr mit Sicherheit anzugeben. Nach der einen Angabe beschwerte sich Naurath bei dem Chef des Regiments, der dann eine Untersuchung gegen Yorck anordnete. Da in dieser Yorck freigesprochen wurde, hätte die Entlassung des Kapitäns notwendig folgen müssen: der König aber, so heißt es, durch-

strich das Urtheil, indem er die Worte hinzuschrieb: „Geplündert ist nicht gestohlen. Yorck kann sich zum Teufel scheren.“

Stammen diese Angaben auch von einem Offizier her, der damals im Luckschen Regimente stand, so sind sie doch schwerlich zuverlässig; wenigstens die weiteren Folgen erklären sich besser aus der anderen Überlieferung, die aus nicht minder naher Quelle stammt.

Allerdings, so sagt dieselbe, war es bekannt, daß Kapitän Naurath im Felde nicht eben reine Hand gehalten; er hätte sich beeilen müssen, den Abschied zu nehmen. Aber er schien die Neckereien, bald die ernsteren Andeutungen seiner Kameraden nicht verstehen zu wollen. Man ließ ihn endlich wissen, daß die Ehre des Offizierskorps nicht länger gestatte, mit ihm zu dienen. Dennoch erschien er, die nächste Wachtparade zu kommandieren. Yorck sollte sie als wachthabender Leutnant führen. Wie Kapitän Naurath antrat und das Kommando begann, kehrte Yorck das Sponton (im 18. Jahrhundert bei Infanterieoffizieren übliche Stangenwaffe – HMK) zur Erde – und jeder verstand das Zeichen. Sofort ward er abgelöst, der Degen ihm abgenommen, er selbst in Arrest geführt. Er hatte erwartet, daß jeder Leutnant nach ihm, wie verabredet worden, dasselbe tun und so bezeugen werde, daß man mit Kapitän von Naurath nicht mehr dienen könne. Aber schon der nächste Aufgerufene folgte ohne weiteres. Es wurde Kriegerrecht über Yorck gehalten, er wurde schuldig erkannt, zur Kassation und einjähriger Festungsstrafe verurteilt, das Urteil von dem Könige bestätigt (18).

...

So war denn des eben Zwanzigjährigen militärische Laufbahn mit Kassation beendet; und seine Regimentskameraden dienten weiter mit eben jenem Kapitän, den des Königs Gnade deckte (19).

...

Hatte der Feldzug schon ihm mancherlei Enttäuschungen bringen müssen, so konnten die letzten Vorgänge in Braunsberg nur dazu dienen, in dem jugendlichen Gemüt eine Bitterkeit zu wecken, die ein so heftiger Charakter nur um so schärfer ergriff. Solche Naturen sind nicht gemacht, von den Schlägen des Schicksals gebrochen zu werden; eine glückliche Gleichmäßigkeit des Lebenslaufes vernutzt und verwetzt sie; in heftigen inneren und äußeren Erlebnissen, in tiefen Erschütterungen des Gemüths erarbeiten sie die gediegene Schärfe und Härte eigener Art (19).

Robert Prutz, Goethe. Eine biographische Schilderung,  
Leipzig 1856

Die Erziehung des Knaben blieb planlos und fragmentarisch und auch seine wissenschaftliche Bildung trug das ungeordnete encyclopädische Gepräge, das (25) jener Zeit, da Goethe's Vater selbst sich gebildet hatte, der Zeit der Vielwisserei und todten Gelehrsamkeit, eigenthümlich war. Nur der Kopf des Knaben wurde mit allerhand Kenntnissen gefüllt, nur sein äußeres Betragen sollte nach gewissen äußeren Rücksichten gemodelt werden; für sein inneres Lebens, sein Herz, seine Sittlichkeit wurde wenig gesorgt. Namentlich fehlte ihm der für die jugendliche Entwicklung so wesentliche Halt des religiösen Lebens. Auf regelmäßigen Kirchenbesuch zwar wurde im Goethe'schen Hause streng gehalten, sogar die sonntäglichen Predigten mußten von dem Knaben sorgfältig nachgeschrieben werden. Allein bei diesen Aeußerlichkeiten hatte es dann auch sein Bewenden, ... sodaß auch dieser für die Jugend so wichtige Lebensabschnitt an dem jungen Goethe spurlos vorüberging (26).

...

Der Vater hatte den einzigen Sohn und Erben zum Juristen bestimmt; als vielbeschäftigter Advocat, als angesehener hochsteigender Beamter sollte der Sohn gleichsam nachholen und wieder gutmachen, was der Vater durch seine halb freiwillige, halb erzwungene Muße versäumt und eingebüßt hatte. Dem Sohn allerdings schwebte ein anderes Ideal vor: er hätte sich am liebsten den humanistischen Studien gewidmet; Gelehrter, Künstler, Dichter zu werden, war seine stille Hoffnung. Doch mußte er sich dem Willen des Vaters fügen (27).

...

Es war damals überhaupt eine sittlich bedenkliche Zeit in der alten Reichsstadt; der große Reichthum hatte großen Luxus, der große Luxus große Neigung zu allerhand verbotenen Genüssen und gewagten Unternehmungen erzeugt. Schmäbliche Bankrotte, Ehebruchs- und Verführungsgeschichten aller Art waren gerade in der vornehmern Welt nichts Seltenes, und bei der unseligen Frühreife, zu welcher man den jungen Goethe erzogen hatte, erfuhr er auch von diesen düstern Historien wiederum mehr als ihm dienlich war (29).

...

Allein der wiederholte Anblick dieser sittlich gelockerten Verhältnisse, die Unbefangenheit, mit welcher davon in Anwesenheit des Knaben geredet, der sträfliche Leichtsin, mit dem er selbst dabei persönlich be-



theiligt ward, hatten auch ihre schlimmen praktischen Folgen, die ihn selbst immer tiefer in das unheimliche Netz verstrickten und endlich zu einer Katastrophe hindrängten, durch welche seiner jugendlichen Unbefangenheit für immer ein Ende gemacht ward (30).

...

Der junge Patriziersohn war unter eine Gaunerbande gerathen; welche den vornehmen Namen und den guten Anstand und nebenher auch wol die Eitelkeit und Leichtgläubigkeit des noch nicht fünfzehnjährigen (31) benützt hatte, ihre verbrecherischen Künste desto weiter auszudehnen und desto ungehinderter zu betreiben. Er selbst hatte begreiflicher Weise nicht die mindeste Kenntniß von der wahren Beschaffenheit seiner Gefährten und ihres Treibens gehabt; um so größer war jetzt seine Beschämung und Zerschmetterung.

...

Es wurde also ein Erzieher ins Haus genommen, der seinen Zögling keinen Augenblick verlassen durfte, sondern ihn rastlos wie sein Schatten begleitete (32).

...

Nicht blos sein altväterischer Anzug, der zwar aus den besten Stoffen gefertigt, aber von unmodischem Schnitte war, sondern auch seine ganze süddeutsche Lebhaftigkeit und Ungebundenheit des Wesens, seine frankfurter Sprechweise, seine häufigen Provinzialismen und derben sprichwörtlichen Redensarten erregten Anstoß, und Schritt vor Schritt mußte er sich entschließen, sich erst äußerlich, dann auch innerlich nach den zierlichen sächsischen Begriffen umzumodeln. Das kam ihm sehr hart an und machte ihn irre an sich selbst, bis der glückliche Leichtsinns der Jugend ihm auch darüber hinweghalf (34).

...

Allein eben weil er ein Dichter war, wußte er auch seinem Schmerze noch etwas Anderes abzugewinnen als nur Seufzer und Thränen. „Die Launen des Verliebten“, ein Schäferspiel in Alexandrinern, im damaligen Gellert-Gleim'schen Geschmack ... enthält die poetische Beichte seines Unrechts und seiner Schuld (39).

...

Schiffbrüchig war er drei Jahre zuvor aus dem Vaterhause gezogen; schiffbrüchig kehrte er dahin zurück. Gelernt hatte er in den Jahren seiner Abwesenheit gewiß viel und mancherlei, nur wenig oder nichts, was seinen künftigen Beruf anbetraf; dazu war er krank und misgestimmt und der strenge eifrige Vater war am wenigsten geeignet noch geneigt,

ihm dieselbe Nachsicht zu erweisen, deren sein krankes Herz und seine erschütterte Gesundheit bedurfte.

Im Gegentheil, der alte Goethe war während dieser drei Jahre noch finsterner und mürrischer geworden; der leipziger Aufenthalt des Sohnes, dessen wahre Beschaffenheit er aus den Briefen desselben wohl erkannte, machte ihm wenig Freude, und so wandte der ganze pädagogische Eifer des alten wunderlichen Herrn sich mit verdoppelten [sic] Gewicht auf das einzige ihm noch übriggebliebene Kind Cornelia (40).

...

Gegen den Vater lebten die Beiden in einer fortwährenden geheimen Conspiration, an der gelegentlich auch wol die Mutter teilnahm. Es ist dies überhaupt die Schattenseite dieses sonst so reichen und glücklichen Daseins, daß Goethe schon im älterlichen Hause her sein eigentliches richtiges Familienleben kennen lernte; wir werden noch sehen, wie dieser Mangel sich an seinem eigenen Leben rächte und wie hier eine wunde Stelle blieb, die weder die Rosen der Liebe, noch der Lorber des Dichters, noch endlich das Lockenhaar des Olympiers jemals verdecken konnten.

...

Besonders schlecht stellten sich Vater und Sohn zusammen. Der Vater hatte die Briefe, welche letzterer ihm von Leipzig (41) geschrieben, sorgfältig aufbewahrt und gesammelt, und mit diesem dicken Heft kam er nun angerückt, dem Sohne nachträgliche Vorwürfe über die schlecht benutzte Zeit zu machen. Dazu kam, daß Johann Wolfgang sich in Leipzig eine Menge neuer, im älterlichen Hause verpönter Ideen angeeignet hatte, wie er denn, wiederum nach der Art der Jugend, zuweilen wol mit etwas mehr Emphase vortrug und behauptete, als eben nöthig und schicklich war. So gab es Tag für Tag endlose Häkeleien und die Mutter hatte alle Hände voll zu thun, um den Frieden nur wenigstens äußerlich aufrechtzuerhalten oder den gestörten doch möglichst bald wieder herzustellen (42).

...

Mit schonungsloser Offenherzigkeit, ja fast mit einer Art von Schadenfreude hielt Herder dem jungen Dichter seine Unwissenheit vor, seine Eitelkeit, seine Leichtfertigkeit und was ihm irgend sonst von sittlichen Schlacken anhaftete; die Krankenstube Herder's wurde für Goethe eine Schule der Duldung und Selbstbeherrschung; die grausame aber feste Hand des älteren Freundes brannte unerbittlich alle faulen Flecke aus seinem Innern und nöthigte ihn, mit der neuen Kunsttheorie und der

neuen ästhetischen Bildung auch einen neuen sittlichen Menschen anzu-  
ziehen (48).

...

Auch diese Sesenheimer Idylle hat der Meister selbst mit so unnach-  
ahmlicher Grazie und dabei mit so viel sittlicher Strenge gegen sich selbst  
geschildert, daß es Vermessenheit wäre, wollten wir hier, in der trockenen  
Skizze, die uns allein verstattet ist, ausführlicher dabei verweilen. Es war  
ein wunderbares Verhältniß, vielleicht der reichste und jedenfalls der reins-  
te Liebesfrühling, der einem Dichter jemals beschieden war (49).

Rüdiger Steinlein (Berlin)

„Jünglinge“ zwischen „Jungen Leiden“, Bewährung, Erfüllung und Resignation

Inszenierungen männlicher Adoleszenz in der deutschen Literatur der 1820er bis 1840er Jahre

(Heine – Büchner – Laube – Stifter)

I.

Vorüberlegungen

Seit der 2. Hälfte des 18. Jh.s kann – folgt man Günter Oesterles einleuchtender Argumentation – von einem Jugendkonzept im eigentlichen Sinne gesprochen werden: der Jugendliche, d.h. der junge Mensch (in erster Linie der männliche Jugendliche) im Alter von etwa 14 bis 21 wird gesehen als Ferment einer Entwicklung auf Zukunft hin. Jugend ist das dynamisch-zukunftsoffene, wagemutige und – das ist die Kehrseite der Medaille – gefährliche wie gefährdete Lebensalter.

Jugend ist fortan nicht nur eine Übergangszeit von einem unvollkommenen zu einem vollkommenen Erwachsenenstatus. Sie ist nun der lebensgeschichtlich genuine und sozial lizenzierte Zeitraum der Entfaltung von Subjektivität, ihrer Krisen und Risiken. Der Veränderungsbeschleunigung der Moderne kommt Jugend entgegen, nachdem sie mit Innovation assoziiert wird. Im Zuge der Modernisierung und ihrer Futurisierung der Zeiten wird Jugend immer entschiedener mit Zukunft identifiziert.<sup>1</sup>

Das in der Romantik erfolgende Zusammendenken von Jugend und Zukunft unter politischem Vorzeichen führt nach 1815 zu obrigkeitlicher Bergwöhnung sowie zunehmender Unterdrückung und Verfolgung, die spätestens mit den Karlsbader Beschlüssen von 1819 einsetzt und zu einer wesentlichen Signatur der Metternich-Ära wird.

Der Grundkonflikt der weitfassten Epoche zwischen den 1820er Jahren und der Revolution von 1848/9 lässt sich beschreiben als der zwi-

---

<sup>1</sup> Günter Oesterle. „Jugend – ein romantisches Konzept? Einleitung“. *Jugend – ein romantisches Konzept?* Hg. Günter Oesterle. Würzburg: Königshausen&Neumann, 1997. S. 13

schen „den beharrenden und den dynamischen Wirtschafts- und Gesellschaftskräften“.<sup>2</sup> Eben der in fortgeschritteneren europäischen Staaten wie England oder Frankreich unternommene Versuch eines Ausgleichs

verhinderte die gerade auf dem Gebiet des neu gegründeten Deutschen Bundes unnachgiebig forcierte Repressionspolitik gegenüber liberal-demokratischer Verfassungs- und nationaler Einheitsbewegung aufs nachhaltigste. Der christliche Legitimist Metternich schreckte dabei weder vor Gewalt noch vor Rechtsbruch zurück.<sup>3</sup>

Es stehen hier im Wesentlichen zwei Bewegungen im Konflikt miteinander, die auch auf die Bedingungen und das Konzept ‚Jugend‘ Einfluss haben: Jugend – wie in der Romantik zuletzt erprobt – „als ein Konflikt- bzw. Avantgardehabitus [...], dem gesellschaftlich die Lizenz der Innovation und Konventionsverletzung eingeräumt wird“<sup>4</sup>, und die Ansprüche der herrschenden Mächte auf Anpassung, ja Unterwerfung unter den politisch-gesellschaftlichen status quo.

Zentren der Entfaltung jugendlicher Gegendynamik sind die bürgerlichen Mittelschichten. D.h. gerade auch die hier anzutreffenden literarischen Jugendkonzepte bleiben „wie alle frühen Jugendbewegungen in der Neuzeit“, auf die sie sich beziehen und die sie realgeschichtlich mitformen, „im wesentlichen auf Studenten bzw. junge Gebildete beschränkt“<sup>5</sup>; und zwar in der Weise, dass diese Jugendkonzepte entweder von Angehörigen der jungen Generation selbst stammen (wie dies exemplarisch für Büchner, aber auch für den Heine der 1820er Jahre zutrifft) oder dass die entsprechenden literarischen Figuren aus den genannten sozialen Schichten stammen.

---

<sup>2</sup> Gerd Sautermeister/Ulrich Schmid (Hg.). *Zwischen Revolution und Restauration. 1815-1848*. München/Wien: Hanser, 1998. S. 29 ( Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur, Bd. 5)

<sup>3</sup> Sautermeister/Schmid. *Zwischen Revolution und Restauration. 1815-1848* (wie Anm. 2). S. 29.

<sup>4</sup> Oesterle. „Jugend – ein romantisches Konzept? Einleitung“ (wie Anm. 1). S. 14.

<sup>5</sup> Michael Mitterauer. *Sozialgeschichte der Jugend*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1986. S. 248. Vgl. a. die ausführlicheren jugendhistorischen Darlegungen von Wilhelm Speitkamp. *Jugend in der Neuzeit*. Göttingen: Vandenhoeck&Ruprecht, 1998. Bes. Kap. III: Von der Restauration zur Reichsgründungszeit (1819-1870).

Im Folgenden sollen ausgewählte Texte der 1820er bis 1840er Jahre mit Seitenblicken auf die realgesellschaftliche Situation im Deutschen Bund auf die ihnen eingeschriebenen Jugendkonzepte hin untersucht werden.

## II.

### Inszenierungsmodi von Jugend in der Literatur der 1820er bis 1840er Jahre

#### 1.

#### *Literarisch-fiktionale Thematisierungen von Jugendleben und Adoleszenzkrisen aus den 1820er bis 1840er Jahren*

Die deutschsprachige Literatur der 1820er bis 1840er Jahre weist bei näherer Betrachtung eine ganze Reihe von jugendlichen Helden auf, unter denen allerdings erwartungsgemäß – im damaligen Sprachgebrauch – Jünglinge, also männliche Adoleszenten dominieren.

Diese Jugend- bzw. Jünglingsinszenierungen zeichnen sich durch eine Reihe gemeinsamer Merkmale aus. Die Frage ist, ob wir es in den Texten mit „Probleme[n] der Konstruktion von Generationen“<sup>6</sup> zu tun bekommen; also: ob fiktionale Texte der Epoche als Dokumente eines Generationenbewusstseins gelesen werden können, das sich übergreifend als ‚biedermeierlich‘, ‚vormärzlich‘ etc. verstehen ließe.

Zu diesem Zweck werde ich auf einige besonders auffallende und mir charakteristisch erscheinende Darstellungen von Jugendfiguren, ihrer psychischen wie mentalitären Befindlichkeit, v.a. ihrer Entwicklung zum Erwachsenen – wo diese Erzählgegenstand ist – eingehen. In der Mehrzahl handelt es sich um narrative Texte (meist Erzählungen: hier v.a. um einige aus Stifters früher Schaffensperiode der 1840er Jahre, aber auch um ein umfangreicheres Romanwerk wie Laubes „Das junge Europa“), sowie um dramatische Texte (von Büchner und Heine), ferner um Lyrik (den Abschnitt „Junge Leiden“ aus Heines *Buch der Lieder*).

Ein Konstruktionsmerkmal, das es erlaubt, von einem gemeinsamen jugendspezifischen ‚Generationendesign‘ zu sprechen, wäre die romantische Signatur der Auswahl an thematisierten Aspekten (bis hin zur sozialen Situierung der dargestellten Jugendverläufe im Bürgertum); d.h. bür-

---

<sup>6</sup> Heinz-Elmar Tenorth. „Jugend und Generationen im historischen Prozeß“. *Internationales Archiv für Sozialgeschichte* 13 (1988), S.129.

gerliche AutorInnen inszenieren in diesen Texten (mit Ausnahme von Droste-Hülshoff, die als Adelige ein Unterschichtenschicksal im dörflichen Ambiente gestaltet) Jugendentwürfe, die im Konfliktdesign aus der Sicht der eigenen Schicht entspringen bzw. sich aus dem Arsenal von deren literarästhetischen Jugendarstellungskonventionen bedienen.

Bei alledem darf nicht außer Acht gelassen werden, inwieweit die spezifischen Modellierungen in der Darstellung von Jugend als Folge des Metternichschen Repressionssystems – hier: der Zensur – gesehen werden müssen; d.h. inwieweit diese spezifischen literarischen Jugendentwürfe und ihr jeweiliger Handlungsrahmen sich als Entschärfung, als Verschiebung ins politisch zumindest insoweit Unverdächtige verstehen lassen, dass ihre Veröffentlichung nicht unterbunden wurde.

Interessant in diesem Zusammenhang ist v.a. der Stellenwert des Jugendkonzeptes „patriotische Männlichkeit“<sup>47</sup> im Vormärz, das ja immerhin auch eine für die bestehende Ordnung bedrohliche freiheitliche Komponente enthielt.

Generell kann für diesen Zeitraum – spätestens seit den Karlsbader Beschlüssen als eine Reaktion auf die Ermordung des russischen Staatsrates und Lustspieldichters August von Kotzebue im März 1819 durch den radikalen Burschenschaftler, den 24jährigen Studenten der Theologie Carl Ludwig Sand – von einem Verdachtsvorbehalt der Obrigkeit gegenüber der (männlichen, akademisch gebildeten) Jugend ausgegangen werden als dem aktivsten (und unruhigsten) Teil der jeweils jungen Generation in Deutschland.

## 2.

### *Spezifische Darstellungsmomente und Problembereiche (1)*

Jugend wird in den von mir herangezogenen Texten in der Regel von Figuren repräsentiert, die für die jeweilige Handlungskonstruktion entscheidend sind. In ihrer Entwicklung, ihrer Subjektwerdung laufen die Linien der Handlung zusammen. Es geht also um Persönlichkeitsbildung. Dabei interessiert aus der Jugendphase insbesondere deren letzter Abschnitt: die reifere Adoleszenz als Übergangsstadium zu einem selbstständigen und selbstbestimmten Erwachsenenleben. Das bedeutet aber

---

<sup>47</sup> Vgl. Sabine Schmidt. *Das domestizierte Subjekt. Subjektconstitution und Genderdiskurs in ausgewählten Werken Adalbert Stifters*. St. Ingbert: Röhrig, 2004. S. 208, Anm. 33.

nicht, dass diese Subjektwerdung in jedem Fall gelingt und am Ende dieser Entwicklung eine (harmonisch) ausgebildete Persönlichkeit steht: Jugend als Phase des Übergangs zum Erwachsenen birgt unübersehbare Risiken des Scheiterns – vom Ende in einer bemitleidenswerten oder auch nur einsamen Sonderlingsexistenz (so z.B. bei Hauff: *Die Geschichte von dem kleinen Muck*, bei Grillparzer: *Der arme Spielmann*<sup>8</sup> sowie v.a. auch bei Stifter) bis zu tragisch-tödlichem Ausgang (Heine: *Almansor* – wobei hier nicht eindeutig ist, ob das tödliche Ende Almansors nicht auch als Erfüllung verstanden werden kann und muss).

Die Möglichkeiten der Erfüllung umfassen ebenfalls die Spannweite vom Erreichen voller bürgerlicher Sozialität in der Eheschließung und Familiengründung bis hin zum Heldentod fürs Vaterland im Jugendalter. Letzteres wird dargestellt in Gotthelfs: *Der Knabe des Tell* (1845). Diese im Übrigen rein fiktive Figur lässt ihr junges Leben für die Befreiung der Eidgenossenschaft im Alter von 18 Jahren.

Die Frühadoleszenz als Übergang von der Kindheit in das Jugendalter (die Pubertät – die Jahre zwischen etwa 15 und 18 gemäß der damaligen Entwicklung, die noch nicht durch jene für das 20. Jahrhundert typische Akzeleration gekennzeichnet ist) wird so gut wie nie Gegenstand ausführlicherer belletristischer Verarbeitung in der Allgemeinliteratur. Diesen ja nicht minder wichtigen Abschnitt jugendlicher Entwicklung greift eher die intentionale KJL der Epoche auf. Auch Stifter geht in seinen Erzählungen gelegentlich auf die früheren Lebensabschnitte, d.h. die Kindheitsgeschichte seiner Figuren und deren prägende Sozialisationserfahrungen darin ein; allerdings eher zusammenfassend-überblickshaft; z.B. in *Das Haidedorf*.

Männliche Jugend figuriert bei den meisten anderen Autoren der 1820er bis 1840er Jahre eigentlich erst ab dem jungen Erwachsenenalter als genauer zu berücksichtigender Erzählgegenstand. Es handelt sich – wenn man so will – bei diesen jugendlichen Helden stets um gewissermaßen ‚gestandene Jugendliche‘, um Jünglinge im frühen Erwachsenenalter, nicht um ältere Kinder oder Jugendliche. Diese beschreibt unter den hier in Rede stehenden Autoren dann v.a. Stifter in *Bunte Steine*

<sup>8</sup> Die Jugendgeschichte der Titelfigur – sie ist der mittlere von 3 Brüdern eines einflussreichen Staatsbeamten – ist ein Musterbeispiel für eine verfehlte soziale (berufliche, sexuelle etc.) Identitätsbildung und die Erzählung eine Unheilsgeschichte im äußeren Leben. Der Außenseiter endet tragisch als völlig verarmter, aber liebenswerter, geachteter und v.a. von der ehemaligen Geliebten immer noch geliebter Sonderling.



(1853). Dort haben wir wirklich Kinder als Hauptfiguren. Dies gilt auch von Droste-Hülshoffs *Die Judenbuche*, in der bereits die in Ausschnitten wiedergegebene Kindheitsgeschichte des Helden Friedrich Mergel eine herausragende Rolle spielt.<sup>9</sup>

### 3.

#### *Spezifische Darstellungsmomente und Problembereiche (2)*

Welche Jugenddiskurse lassen sich in der namhaften deutschsprachigen Literatur der 1820er bis 1840er Jahre ausmachen?

Es existieren seit der Empfindsamkeit und dem Sturm und Drang – Epochen, in denen die Gestaltung von Jugend als eigener Darstellungsbereich beginnt – im Wesentlichen die folgenden Jugend- und Jugendlichkeitsdiskurse samt ihren literarisch-belletristischen Repräsentationen in männlichen jugendlichen Helden (Jünglingen):

1) Der Diskurs des schwärmerisch-idealistischen, des „unschuldigen“ Jünglings im bürgerlich-zivilen, privaten Lebenskreis (Liebesverwicklungen und Heirat). Hierfür können die Jünglingsfiguren E.T.A. Hoffmanns als Beispiele gelten.<sup>10</sup>

2) Der Diskurs des aktivistischen Heldenjünglings mit emanzipatorischen, ja revolutionären Intentionen, der öffentliche Wirksamkeit erstrebt (Schillers kraftgenialischer Jungmann Karl Moor).

3) Der Diskurs des erotisch-sinnlich genießenden, sexuell aktiven, ja ausschweifenden Jünglings (ein Archetypus ist Heineses Ardinghello).

Dabei verbinden sich immer wieder sexuelle und kriegerische Dynamik (z.B. bei Laube in der Figur des Libertins Hyppolit aus *Das junge Europa*).

Realgeschichtlich steht für eine erotisierte kriegerische Vaterlandsbegeisterung Theodor Körner als Dichter und Akteur der Befreiungskriege; Carl Ludwig Sand, der Kotzebue-Attentäter und verhinderte Kämp-

<sup>9</sup> Vgl. die Interpretation von Rudolf Kreis. *Die verborgene Geschichte des Kindes in der deutschen Literatur. Deutschunterricht als Psychohistorie*, Stuttgart: Metzler, 1980. Kap. III.3., S. 54-123. Auch in ihrer Ballade *Der Knabe im Moor* gestaltet die Dichterin kindliche Befindlichkeit.

<sup>10</sup> Vgl. Rüdiger Steinlein. „Inszenierungen männlicher Adoleszenz im deutschsprachigen Kunstmärchen des 18. Jahrhunderts und der Romantik (Wieland – Novalis – E.T.A. Hoffmann)“. Manuel Köppen/Rüdiger Steinlein (Hg.). *Passagen. Literatur – Theorie – Medien*. Berlin: Weidler, 2001. S. 39-74.

fer für die Befreiung Deutschlands, repräsentiert die enterotisiert-idealistische Variante.<sup>11</sup>

Der jünglingshafte Komplementär- oder auch Gegentypus wäre eine literarische Figur wie der schwärmerische, unaggressive Pechvogel, der Student Anselmus aus Hoffmanns *Der goldne Topf* (1814). Dieser träumt nicht vom Heldentod für die Befreiung des Vaterlands vom napoleonischen Tyrannenjoch, sondern von den erotisch aufgeladenen Wonnen der dichterischen Phantasiefreiheit in einem utopischen Reich der Poesie, Atlantis. Nur dort kann er Erfüllung finden, nicht aber in einer realen Ehe im bürgerlichen Alltag.

Melancholie und Zustände unglücklicher Befindlichkeit treten ebenfalls häufig bei diesen Jünglingsfiguren auf – Jungsein, Sich-in-der-Adoleszenz-Befinden bedeutet also keineswegs immer auch Glücklich-, Fröhlich-, Auf-die-Zukunft-ausgerichtet-Sein.

Diesen Typus repräsentiert etwa die männliche Titelfigur in Büchners Lustspiel *Leonce und Lena*. Büchner gestaltet im Gegeneinander von Vater, dem vertrottelten König Peter, der Karikatur eines deutschen absolutistischen Duodezfürsten, dessen intellektuelles Format sich – trotz seiner philosophischen Ambitionen – analog zur Größe (nämlich lächerlichen Winzigkeit) seines Herrschaftsbereiches verhält, und Sohn Leonce, dem im Jünglingsalter befindlichen Kronprinzen, den Gegensatz von aufgeklärt-rationalistisch sich gebendem paternalem Absolutismus und einer modernen, desillusioniert-melancholischen Lebenseinstellung als Verzweiflungsreflex über die festgefahrenen, überholten gesellschaftlichen Verhältnisse – hier allerdings komödienbedingt ins Heiter-Utopische gewendet. Prinz Leonce erscheint – über diese für die Epoche nicht untypischen weltenschmerzlichen Eigenschaften hinaus – in seiner Charakterisierung durch Lena, mit zumindest einem weiteren, stereotypen kör-

---

<sup>11</sup> Der Mörder Kotzebues aus politischen Motiven, der Student Carl Ludwig Sand (1795-1819), war ein radikaler, zugleich idealistisch-schwärmerischer Burschenschaftler und als begeisterter, antifranzösischer Patriot sich verstehender junger Deutscher. Vgl. *Authentischer Bericht über die Ermordung des kaiserlich-russischen Staatsraths, Herrn August von Kotzebue* (Neudruck der 2. Aufl. v. 1819), sowie *Acten-Auszüge aus dem Untersuchungs-Proceß über Carl Ludwig Sand* Reprint des Erstdrucks von 1821. Heidelberg: Winter, 2005. Sands Lieblingsdichter war bezeichnenderweise Theodor Körner. Sand bedauerte z.B., dass er nicht dazu gekommen sei („nie das Glück gehabt habe“), einen Franzosen zu töten (*Acten-Auszüge*, S. 101) und sich damit als deutscher Patriot zu legitimieren bzw. zu bewähren.

perlichen Attribut jener Jünglinge ausgestattet: mit „seinen blonden Locken“ (II, 3). Ein Scheitern dieser Jünglingsfigur wird auch im Lustspiel angedeutet, aber genrebedingt abgewendet; und zwar in Leonces komisch-pathetischem Selbstmordversuch, den sein Begleiter, der gewitzte, bodenständige Narr Valerio allerdings sogleich zu verhindern weiß (II, 4).

Jungsein ist – so lässt sich vorläufig und thesenhaft bilanzieren – nach Ausweis der meisten Texte der kanonisierten Allgemeinliteratur der Epoche ein von innen wie von außen mit Risiken behafteter Daseinszustand, der keineswegs immer in das durch die herrschende gesellschaftliche Norm im- oder auch explizit vorgegebene Ziel mündet bzw. in ihm ‚aufgehoben‘ wird: die Integration in die Erwachsenensozietät als Ehemann/Ehefrau und damit auch als potenzieller Familienvater/Mutter.<sup>12</sup>

Auffallend ist – wie auch immer –, dass es in der großen deutschen realistischen Erzählliteratur v.a. des Vormärzjahrzehntes – bei Stifter, der hier die Mehrzahl der einschlägigen Texte beisteuert, aber auch bei Grillparzer oder Droste-Hülshoff – vergleichsweise wenige glücklich endende Jugendschicksale gibt, wenige wirklich glückende ‚Passagen‘ aus der Adoleszenz in das Erwachsenendasein, dagegen sehr viel Verzicht, Resignation, Nichterfüllung jugendlicher ‚Blühträume‘.<sup>13</sup>

<sup>12</sup> Vgl. Hegels sarkastische Charakterisierung dieser Entwicklung in der *Ästhetik*. Hg. Friedrich Bassenge. Berlin[O.]/Weimar, 1965. Bd.1, S. 567f. Dazu a. Rüdiger Steinlein. „Adoleszenzliteratur“. *Zeitschrift für Germanistik*. NF XIV (2001) Heft 1: S. 8-18, bes. S. 15f.

<sup>13</sup> Vgl. zur Novellistik der Epoche insgesamt den rasonierenden Überblick von Wolfgang Lukas. „Novellistik“. *Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur* (wie Anm. 2). S. 271-280. Lukas macht (S. 279) auf einen radikalen Gegenentwurf zu den resignativen männlichen Jugend-Erwachsenen-Passagen der meisten (und v.a. kanonisierten) Vormärzdichter aufmerksam; nämlich Gutzkows Novelle *Die Selbsttaufe* (1845). Der Held, der Pfarrerssohn und Kandidat der Theologie Gottfried Eberlin (zur Zeit der Gegenwartshandlung immerhin bereits Mitte Zwanzig oder sogar darüber), vermag sich zwar im entscheidenden Moment sehr erfolgreich selbst neu zu definieren (man ist versucht zu sagen: zu erfinden), was in seiner eigenmächtig vorgenommenen Vornamenänderung vom unangemessen fromm klingenden Gottfried zum nunmehr seinem neuen Selbstentwurf als Gelehrter (Germanist) und Weltmann adäquaten Ottfried zum Ausdruck kommt; allerdings wird dieser Erfolg im Beruflichen (Ottfried Eberlin macht überraschende Karriere im Staatsdienst und zugleich in der Liebe) vom Erzähler am Ende ersichtlich relativiert: der Held macht nämlich Karriere auf Kosten der zunächst geliebten unscheinbaren und unterwürfigen Agathe (!), die daran zugrunde geht, dass er ihr die

Liegt das an der pessimistischen, desillusionierten Weltsicht der Autoren, die dem romantischen Jugendkonzept nicht trauen, an deren eigenen problematischen Erfahrungen mit ihrer Jugendentwicklung? Am konservativ-resignativen Grundzug dieser Autoren in einem Jahrzehnt unübersehbarer politischer und intellektueller Gärung? Ist darin vielleicht sogar ein Moment von spezifischer Krisenwahrnehmung und -gestaltung zu erkennen, verschoben in den Bereich des Privaten?

Vor allem Adalbert Stifter erweist sich hier als ausgesprochen desillusionierender Gestalter von Jünglings-, aber auch Jungfrauenschicksalen.<sup>14</sup>

Für die Novellistik der 1840er Jahre konstatiert Wolfgang Lukas als „[e]ines der bedeutsamsten neuen Themen [...] das der Normierung und ‚Zähmung‘ des Individuums im entstehenden bürgerlichen zentralistisch-bürokratischen Staat.“<sup>15</sup> Und zwar gilt das auch für Erzählungen, deren Handlung in der Vergangenheit angesiedelt ist, also in die Geschichte zurückprojiziert wird. Dabei parallelisierten diese Texte

jeweils einen dargestellten Wandel des politischen Systems mit einem erforderlichen Wandel des Individuums. Dieses muß sich nun allgemein verbindlichen Normen unterwerfen und v.a. jegliche spontanen Gefühlsregungen, seien es solche erotischer oder aggressiver Art, domestizieren. In ihrer Extremform führt diese Art von Affektkontrolle zu jener typischen ‚Sanftheit‘, wie sie insbesondere (aber nicht ausschließlich) Stifter propagiert.<sup>16</sup>

Lukas sieht darin einen Zug von Stifters Modernität in den 1840er Jahren, indem der Autor in seinen Erzählungen aus dieser Zeit „in wesentlichen Zügen das ‚viktorianische‘ Personenideal des affektkontrollierten,

---

glänzend-weltläufige und erotisch außerordentlich attraktive ältere Schwester Sidonie, jung verwitwete Baronin (!) von Büren, vorzieht. Am Ende bleibt offen, ob der schuldbewusste Held auch wirkliche (moralische) Konsequenzen aus den fatalen Folgen seines Tuns ziehen wird. Vgl. a. Lukas' ausführlichere Interpretation dieser Novelle im Nachwort zu: Karl Gutzkow. *Die Selbsttänze. Erzählungen und Novellen*. Hg. Stephan Landshuter. Passau: Stutz, 1998. S. 393-399.

<sup>14</sup> Ein Umstand, den man immer wieder auf seine eigene Lebensgeschichte zurückgeführt hat, seine scheiternde Liebesbeziehung zu Fanny Greipl – der eigentlich geliebten Frau – und seine Ehe mit Amalie Mohaupt. Vgl. hierzu die Biographie von Wolfgang Matz. *Adalbert Stifter oder Diese fürchterliche Wendung der Dinge*. München/Wien: dtv, 1995.

<sup>15</sup> Lukas. „Novellistik“ (wie Anm. 13). S. 276.

<sup>16</sup> Ebd., S. 277.

seine erotischen Bedürfnisse verdrängenden und stoisch ein negatives Schicksal ertragenden (männlichen) Subjekts entworfen hat“.<sup>17</sup>

Nun wurzeln auf der anderen Seite diese Autoren aber auch teilweise noch in Mentalitäten vormoderner Prägung, was insbesondere bei Stifter und seiner kleinbürgerlich-kleinstädtischen Herkunft aus der österreichischen Provinz sichtbar wird, wobei allerdings das (gegenwirkende) aufklärerische Erbe seiner Stiftserziehung nicht völlig vernachlässigt werden darf. Zudem bewegt sich Stifter in seinen Wiener ‚Großstadtjahren‘, in die die Entstehung aller seiner hier in Rede stehenden Erzählungen fällt, in ausgesprochen konservativen Kreisen (bis hinein in das Haus Metternich).

#### 4.

#### *Jünglingsinszenierungen um Erotik/Sexualität, Gewalt und ironisierten Weltschmerz bei Heine*

Heine akzentuiert in seinen frühen Texten die Bedeutung von nicht gelingenden Liebesbeziehungen und gestaltet Ablehnungsphantasien: das (männliche) lyrische Ich in „Junge Leiden“ entwirft sich als der von der Geliebten Abgewiesene, zugunsten eines anderen – irgendwie potenteren – Konkurrenten sitzen Gelassene, Betrogene etc. – allerdings nicht ungebrochen seelenschmerzlich, sondern stets auch ironisch verfremdet. Die Geliebte wird bei dieser Inszenierungsstrategie des lyrischen Ichs auch meist mehr oder weniger subtil entwertet (wo nicht gar kompensatorisch erniedrigt).

Der Titelheld des ersten von Heines beiden Versdramen im romantischen Stil *Almansor* (1823) ist, wie die Charakterisierung durch seine Geliebte Zuleima nahe legt, wohl noch ein junger Mann: „Du siehst fast aus wie ’n starker Mann, doch hast du/ Die wilden Knabensitten nicht vergessen“.<sup>18</sup> Er gehört zu jener Art von liebeskranken, weltschmerzgeplagten Jünglingen, die in ihrem Leben keinen Sinn und für sich keine Zukunft sehen und deswegen an Selbstmord denken.<sup>19</sup> Die lustspiellaffine Komplementärfigur zu *Almansor* wäre in Büchners gut 10 Jahre später geschaffenen *Leonce* zu sehen – der Jüngling *Leonce* ist so etwas wie

<sup>17</sup> Ebd., S. 277.

<sup>18</sup> Heinrich Heine. „*Almansor*“. *Sämtliche Werke in vier Bänden*. Bd. II, München: Winkler, 6. Aufl. 2001. S. 878

<sup>19</sup> Ebd., S. 889f.

die melancholisch-heitere Variante zum verzweifelt-todesentschlossenen Jüngling des heineschen Dramas.

Almanson wird nach gewalttätigen Phantasieausbrüchen am Ende ganz zärtlicher Melancholiker, der seine ohnmächtige Geliebte, nachdem er sie im Kampf zurückerobert hat, im Abendrot der sinkenden Sonne (!) im Schoß hält und lyrisch umschmeichelt.<sup>20</sup>

Aufschlussreich ist aber ebenso Almansors wütende Selbstcharakteristik gegenüber seinem treuen alten Diener Hassan, nachdem er erfahren hat, dass seine Geliebte Zuleima, ihrerseits zum Christentum konvertiert, einen katholischen Spanier heiraten wird:

Nein, nein! Ich bin kein schwächt'ger Zephyr mehr [...] Ich bin der Tiger, der sie wild umkrallt,/ Und wollustbrüllend ihren Leib zerfleischt.<sup>21</sup>

Das sind kleistnahe Töne – hier bricht aufs Äußerste gereizte, verletzte Männlichkeit sich in wilden Destruktionsphantasien Bahn. Objekt der fürchterlichen Rache, die Almanson hier schwört, ist einerseits die (vermeintlich) untreue Geliebte Zuleima (jetzt Clara) und über sie hinaus das christkatholische Spanien, an welchem sich Almanson als Seeräuber rächen will:

Ich bleibe bei dir, Hassan! Ja wir wollen/ Auf wilder See ein lustig Reich begründen;/ Tribut soll uns der stolze Spanier zollen;/ Wir plündern seine Küst und seine Schiffe; – / Auf dem Verdecke kämpf ich dir zur Seite; – / Mein Säbel spaltet stolze Spanierschädel – / Die Hunde über Bord! – Das Schiff ist unser! / Ich aber eile jetzt, mich zu erquicken, / Nach der Kajüte, wo Zuleima wohnt, / Umfasse sie mit meinen blut'gen Armen,/ Und küsse ab von ihrer weißen Brust / Die roten Flecken – Ha! Sie sträubt sich noch? / Zu meinen Füßen, Sklavin, sollst du wimmern, / Ohnmächtig Ding, das meine Sinne kühlt / Nach wilder Kampfeshitze – Sklavin, Sklavin, / Gehorche mir, und fächle meine Glut!<sup>22</sup>

Diese pubertär anmutende Rache- und (Ver-)Gewalt(igungs)-Phantasie des zutiefst in seiner Mannesehre (wozu noch der Glaubensverrat der ehemaligen Geliebten am Islam kommt) Verletzten liest sich ja in ihrer glühenden Rhetorik auch wie eine Rachearie aus einer Barockoper (zu Heines Zeit noch gegenwärtig etwa in der Rache- und Vernichtungsarie

<sup>20</sup> Ebd., S. 899f. Vgl. analog *Leonce und Lena* (2. Akt, 4. Szene).

<sup>21</sup> Ebd., S. 891f.

<sup>22</sup> Heine. „Almanson“ (wie Anm. 18). S. 892.

des Don Pizarro aus Beethovens „Fidelio“). Aber auch der Inhalt der Phantasie ist aufschlußreich – eine ins lustvoll Destruktive übersteigerte Karl-Moor-Vision von rächendem Räuber- hier: Seeräuberdasein. Allerdings fehlt beim edlen Räuber Moor die sexuelle Vergewaltigungskomponente (die ist auf Franz Moor projiziert). Der rasende Almansor ist ein Schillerscher Räuberjüngling – durch Kleists (sexuelle/sexualpathologische – vgl. „Penthesilea“) Radikalisierungsdynamik hindurchgegangen.

In der deutschsprachigen Kanonliteratur jener Epoche allerdings findet sich von diesem Adolescententypus so gut wie keine Spur – außer vielleicht in Heinrich Laube *Das junge Europa* mit den studentischen Freunden und Briefeschreibern.

## 5.

### *Heinrich Laube und seine Jünglingsinszenierungen in Das junge Europa*<sup>23</sup>

Bereits der Titel der Trilogie weist programmatisch auf den Jugend-Diskurs mit politischen Implikationen hin.<sup>24</sup>

Einige der Jungmänner-Figuren aus Laubes Roman sind mit Zügen ausgestattet, die v.a. von erotisch-sexueller Leidenschaft und Handlungsdynamik gekennzeichnet sind und als solche auf den Sturm und Drang zurückverweisen. V.a. Hippolyt, der jugendliche Revolutionär, Heißsporn und Frauenheld, ist Repräsentant dieses männlichen Jugend-Konzeptes:

„Aber, ist Dein Verhältniß zum Weibe etwas anders als ein Krieg, ein Raubzug?“ fragt ihn bzw. hält ihm sein Freund Valerius in einem Brief vor.<sup>25</sup>

Darin zeigen sich deutlich die Anleihen, die Laube explizit bei Wilhelm Heine und seinem Künstlerroman *Ardingbello* (das Verhältnis des Titelhelden zu seiner Geliebten Fiordimona betreffend) macht.

Constantin profiliert in einem Brief an Hyppolit die Zukunftsoffenheit der Jugend gegenüber der engen Rechenhaftigkeit des Alters:

<sup>23</sup> *Das junge Europa. Novelle von H.L.* T.1: *Die Poeten* (1833) – T.2: *Die Krieger* (1837) – T.3: *Die Bürger* (1837). Reprint in 3 Bd.en Frankfurt/M.: Athenäum, 1973.

<sup>24</sup> Vgl. John R. Gillis. *Geschichte der Jugend*. Weinheim/Basel, 1994. Gillis verweist auf „il giovane Europa“ als politisch-revolutionäres Alternativ- oder Gegenkonzept bei Giuseppe Mazzini (S. 129).

<sup>25</sup> Laube. *Das junge Europa* (wie Anm.22). Bd. 3, S. 251.

Darin ist doch nur die Jugend liebenswürdig: sie kennt den Umfang ihrer Kräfte, also auch ihr Ende noch nicht, und fragt drum nie, wie weit oder kurz der Weg, es steht ihr noch Alles offen, drum nimmt sie jeden Nahenden nur als einen kleinen Theil des All's, und fragt und forscht nicht ängstlich nach ihm – sie rechnet nicht, weil sie ungekünstelt, und das Rechnen die größte Künstelei ist – sie schiebt die Summe der Theilnahme welche man ihr schenkt, ungezählt in die Tasche, weil sie noch unzählige Summen erwartet. Ein alter Drache aber sieht jeden Pfennig, weil er berechnen kann, wie viel ihm noch abfallen werden.<sup>26</sup>

Es geht v.a. in *Die Poeten* immer wieder um „Poesie und Weiber“ und um jugendlichen „Sinnlichkeitsrausch“<sup>27</sup>

Valerius preist in einem seiner Briefe an Constantin einmal mehr die Vorzüge der Jugend:

Du bist in einer bedenklichen Krisis, und ich fürchte, die Jugend Deines Geistes und Herzens geht darin zu Grunde; ich fürchte, Du wirst in Kurzem ein alter Mann sein, die Jugend irrt allerdings mehr als das Alter, aber sie ist Poesie und Leben; ein grüner Irrthum ist schöner als ein vertrocknetes richtiges Wort.<sup>28</sup>

Dabei geht es hier bereits um Jugend und Revolution, ein Thema, das v.a. dann im 2. Teil des Romanzyklus *Die Krieger* bedeutsam wird.

So fährt Valerius in seinem Brief fort:

Jeder große Mann bringt Tausenden Tod, um Millionen Leben zu bereiten; der Haufen Todter, den der Kampf einer neuen Zeit um Euch aufhäuft, verengt Euch die Aussicht, Ihr seht nur den blutigen Tag, nicht das goldne Jahrhundert. In einem Worte ruht die Erscheinung so vieler Reactionen aus gutem Willen. Dies Wort heißt ‚Vergessen, daß wir in einer kritischen Zeit leben.‘ **Die Jugend, die keiner Ruhe bedarf, weil sie Leben genug besitzt, fragt wenig darnach, was Dies oder Jenes kostet, sie ist für Revolution,** weil sie für Abwechselung, für große Lebensentwicklung ist. Wenn uns die Jugend verlässt, so meinen wir, die Zeit müsse ebenfalls vollendet sein.<sup>29</sup>

<sup>26</sup> Ebd., Bd. 1/1, S. 20.

<sup>27</sup> Ebd., Bd. 1/1, S. 115.

<sup>28</sup> Laube. *Das junge Europa* (wie Anm.22). Bd. 1/2, S. 95.

<sup>29</sup> Ebd., Bd. 1/2, S. 95f. (Hervorhebung R.S.).



Dieses Motiv wird dann im Teil 2 wieder aufgegriffen in der folgenden melancholischen Betrachtung des Verschwindens von Jugendlan aus der Welt, womit es zu dem kommt, was man modern als ‚midlife crisis‘ bezeichnet.

Es war Valerius, als ginge seine Jugend zu Ende mit der Abreise aus Warschau. Alle seine früheren Wünsche, Hoffnungen und Gedanken glaubte er in Irrthümer verwandelt zu sehen, da er ein freiheitslustiges Volk aufgeben müsse. Tief und schwer seufzte er auf: ‚Und auch die Liebe geht zu Ende, auch sie ist nicht mehr zu gewinnen. O, Jugend, Du Inbegriff alles Reizes warum scheidest Du so früh von mir! Was ist das Leben ohne Hoffnung, und wo giebt’s eine Hoffnung ohne Jugend? Nur die Jugend hat Farbe und Begeisterung, was wird’ ich anfangen mit den grauen Tagen ohne Roth und Grün, die keine Kraft mehr in mir wecken. Die Jugend allein ist Poesie – wie soll ich mich fortschleppen ohne Dich, Du erhebende Schwärmerei!<sup>30</sup>‘

Zugleich erfasst diese Resignation im programmatisch ‚Die Bürger‘ betitelten Teil 3 des Romans auch die mit Jugend verbundenen dezidiert politischen Konzepte von der Erneuerung des alten Europa:

In der Kraft unsrer Jugend, in der Frische des Morgens fühlten wir allen Reiz des Daseins. [...] Das alte Europa, was damals seine morsche Hülle kaum geschüttelt hatte, wollten wir verjüngen helfen, wir jungen romantischen Narren! [...] Unsre übermüthigen Jugendpläne, die Welt umzugestalten, haben wir wohl zum Theil aufgegeben, wir sind erschrocken vor der Mannigfaltigkeit der Welt, vor der Unerschöpflichkeit ihrer Verhältnisse und Zustände.<sup>31</sup>

Was Laube hier inszeniert, ist dem jungdeutschen Jugenddiskurs als der tabubrechenden erotisch-sexuellen Befreiung („Emancipation des Fleisches“) verpflichtet und hat nur partiell zu tun mit patriotisch orientierter kriegerischer Männlichkeit. Diese wehrhafte männliche Jugendlichkeit versteht sich allgemein emanzipatorisch-revolutionär. Das zeigt sich im Enthusiasmus für die französische Julirevolution bzw. auch den Befreiungskampf der aufständischen Polen gegen das zaristische Russland 1831. Diesem Jugenddiskurs liegt also die Feier (männlicher) Befreiung, befreiter Sinnlichkeit, auch entfesselter männlicher Genussdynamik zugrunde. Er entbehrt der (repressiven) Komponenten „Frömmigkeit“

<sup>30</sup> Ebd., Bd.2/2, S. 24.

<sup>31</sup> Laube. *Das junge Europa* (wie Anm. 22). Bd. 3, S. 4.

oder „Manneszucht“ im einschränkenden Sinne des Patriotismuskurses, wie er in deutsch-nationalen Jugendkreisen (z.B. der Turnerbewegung) gepflegt wurde.

## 6.

### *Mannwerdung durch sexuelle und kriegerische Aktivität bei Stifter*

Solche revolutionär-emanzipationsorientierten Adoleszenten finden sich in den einschlägigen Erzählungen eines der zentralen Repräsentanten deutschsprachiger Erzählliteratur 1840er Jahre, wie Adalbert Stifter, also der Vormärzpoche im engeren Sinne allerdings nicht mehr. Hier herrscht Rücknahme des Auslebens jugendlicher Triebhaftigkeit und Sinnlichkeit, wird (Selbst-)Disziplinierung, gerade auch mit Hilfe von Frauen, den zukünftigen Ehefrauen, dargestellt. D.h. die Liebesbeziehungen in den Erzählungen Stifters dienen in erster Linie nicht der Entfesselung jugendlicher Dynamik in großartigen Zukunftsprojekten oder ungestümem Tun, sondern der männlichen Triebmodellierung.<sup>32</sup>

Diese Zurücknahme jugendlichen Ungestüms als Strategie der Lebensbewältigung bis hin zur emanzipatorisch verstandenen politisch-gesellschaftlichen Umgestaltung der Verhältnisse im erzählerischen Werk Stifters bedeutet jedoch nicht, dass die für ein jungdeutsches Romanunternehmen wie Laubes *Das junge Europa* charakteristische Verquickung von sexuellem und revolutionär-kriegerischem Diskurs völlig aufgegeben wäre. Beide werden jetzt nur seltener (und zurückhaltender) inszeniert und sie wechseln die Erscheinungsform.

## III.

### Jünglingsbilder in Stifters Erzählungen der 1840er Jahre (Urfassungen/Studienfassungen)

In Stifters Erzählungen der 1840er Jahre dominieren junge Männer und ihre Werdegänge. Einige von ihnen werden expressis verbis der Kategorie ‚Jüngling‘ zugeordnet, in seltenen Fällen sogar mit genaueren Altersangaben versehen wie im *Condor*. In anderen Fällen erfährt der Leser nichts Genaueres über das Alter dieser männlichen Helden – nur dass sie noch jüngeren Alters sind, es sich aber bei ihnen um junge Erwachsene

<sup>32</sup> Schmidt. *Das domestizierte Subjekt* (wie Anm. 7).

handelt, die ersichtlich bereits im tätigen Leben stehen, wie z.B. der Doktor aus der *Mappe meines Urgroßvaters* oder der Sonderling Tiburius aus *Der Waldsteig*.

Stifters erste, von ihm selbst für substanziell gehaltene Erzählung *Der Condor* (1840) erzählt aus der Perspektive eines jungen Mannes eine unglücklich endende Liebesgeschichte zu einer jungen Frau aus der gehobenen Gesellschaftsschicht – ein Lehrer-Schülerinnen-Verhältnis.

Die Studienfassung (1844 – hierin mit der Urfassung nahezu identisch) beschreibt den jungen Mann Gustav in romantischer Tradition als

Maler, noch nicht völlig zweiundzwanzig Jahre alt, aber seinem Aussehen nach hätte man ihm kaum achtzehn gegeben. Aus einer Fülle blonder Haare die [sic] er noch fast knabenhaft in Locken trug, sah ein unbeschreiblich treuherziges Gesicht heraus, weiß und rot, voll Gesundheit, geziert mit den Erstlingen eines Bartes, den er sehr liebte, und der kindisch trotzig auf der Oberlippe saß, – zwei dunkelblaue schwärmerische Augen unter einer ruhigen Stirn, auf der noch alle Unschuld seiner Kindheit wohnte. Wirklich hatte er auch aus der Einsamkeit des Waldlandes, in dem erzogen wurde, alle Herzenseinfalt seines Tales und so viel Wissen, als bei seinen Jahren überhaupt möglich ist, in die große lasterhafte Stadt gebracht.<sup>33</sup>

Er entspricht also dem Typ schwärmerischer Jüngling, Spezies angehender Künstler; die andere Variante wäre der Student wie z.B. Victor in *Der Hagestolz* oder Veit Hugo in *Das alte Siegel* – gemeinsam ist beiden Typenvarianten bei Stifter die eher kleinbürgerliche und/oder ländliche Herkunft, was ihre sittliche Unverdorbenheit noch unterstreicht (gegenüber der „große[n] lasterhafte[n] Stadt“, deren Realreferenzobjekt hier zweifellos Wien ist). Diese Jünglingsinszenierungen tragen unverkennbar auch autobiographische Züge des Autors bzw. Züge seiner damaligen Freunde; z.B. finden sich im *Condor* Reflexe von Stifters Eintritt in die Atmosphäre Wiens als Studienort im Jahr 1826, also just in dem Alter, das dem Jüngling in der Erzählung zugesprochen wird.

Die körperlich in einem heißen Kuss gipfelnde Liebesbegegnung funktioniert für Gustav als Vollendung der erotischen Initiation, indem sie die wundersame instantane Verwandlung des Jünglings in einen Mann bewirkt:

<sup>33</sup> Adalbert Stifter: *Studien*. München: Winkler, 11. Aufl. 2003. S. 17.

Cornelia war im höchsten Grade erstaunt über den Jüngling und seine Sprache [er schildert seine plötzliche Verwandlung als Folge des Kusses – also der Hingabe Cornelias an ihn, metonymisch steht dieser Kuss ja für einen vollständigen Liebesakt]. – Sie war mit ihm in gleichem Alter, aber s i e war eine aufgeblühte volle Blume, e r konnte zu Zeiten fast noch ein Knabe heißen. – Bewußt oder unbewußt hatte sie die Liebe vorzeitig aus ihm gelockt – in *einer* Minute war er ein Mann geworden; er wurde vor ihren Augen immer schöner, wie Seele und Liebe in sein Gesicht trat, und sie sah ihn mit Entzücken an, wie er vor ihr stand, so schön, so kräftig, schimmernd schon von künftigem Geistesleben und künftiger Geistesgröße, und doch unschuldig, wie ein Knabe, und unbewußt der göttlichen Flamme, Genie, die um seine Scheitel spielte.<sup>34</sup>

Aus dem genialen Jüngling wird in der Folgezeit ein genialer Maler, der fern von der einst Geliebten, die er nie wiedersieht – „in den Urgebirgen der Kordilleren wandelte ein unbekannter, starker, verachtender Mensch“<sup>35</sup>.

Dieser Jüngling wird zwar durch die Liebe zum Mann und zum Künstler geweckt, aber er findet in ihr keine Erfüllung – ganz ähnlich dem Schicksal des Grillparzerschen armen Spielmanns. Beide Male weinen am Ende die ehemaligen Geliebten, die ganz andere Wege gehen als ihre unglücklichen Liebhaber, um diese Verlorenen.

Im Gegensatz zu Heines Zyklus „Junge Leiden“ aus dem *Buch der Lieder* sind diese Jünglinge aber keine Opfer leichtfertiger Geliebter, die sich anderen zuwenden und ihre verschmähten jünglingshaften Liebhaber ihrem Schmerz überlassen, der sich in Heines lyrischen Inszenierungen von Jünglingsschmerz als spezifische Mischung aus Melodramatik und Ironie äußert sowie im Genießen der eigenen Liebesleiden in deren virtuoser Zurschaustellung und in der Bloßstellung der untreuen, wankelmütigen Geliebten.

Stifters und Grillparzers vergeblich liebende Jünglinge, zu denen neben Veit Hugo auch der greise Onkel des jungen Victor (!) in *Der Hagensolz* gehört, werden durch eine Verkettung unglücklicher, schicksalhafter Umstände daran gehindert, mit ihren Geliebten glücklich zu werden, d.h. sie tragen selbst auch einen Teil der Schuld am Nichtzustandekommen glücklicher Verbindungen (=Ehen) als Lebensziel.

<sup>34</sup> Stifter. *Studien* (wie Anm. 33). S. 30.

<sup>35</sup> Ebd., S. 34.

Über die vorausgehenden Bildungs- oder Sozialisationsprozesse, also die Prägungen dieser Jünglinge im Kindes- und früheren Jugendalter, erfahren wir in Stifters Erzählungen direkt meist recht wenig. In *Das Haidedorf* (1. Kapitel: Die Haide) berichtet der Erzähler über die Befindlichkeit und das Lebensgefühl des zu dieser Zeit 10-12jährigen Helden, des Hütebuben Felix; ein Kinderporträt, das ersichtlich autobiographische Züge aufweist. Auch der Bildungsgang Victors, aber vor allem der Veit Hugos, wird etwas genauer vor dem Leser ausgebreitet; das Analogon für die jungen Frauen als Seitenstücke zu den Jünglingen findet sich in *Der Hochwald* mit genaueren Einlassungen zum Werdegang der beiden Schwestern unter väterlicher Ägide.

Victors frühe Erziehung steht im übrigen – hier durchaus parzivalanalog – stark im Zeichen seiner Ziehmutter, von der er sein gutes Herz, seine Ordnungsliebe, Reinlichkeit – kurz: die Grundlagen seiner Moralität erhält; jedoch ohne die starken Beschränkungen an Weltkenntnis, die Parzival durch sein Aufwachsen in Soltane erfährt. Was Victor von seiner Ziehmutter gelernt und verinnerlicht hat, hilft ihm auch in der Bewährungssituation beim Onkel weiter, auch wenn er dort einiges dazulernen kann und muss.

Für Stifters Jugendszenierungen selten glückhaft endet der Mannwerdungsprozess des Jünglings Victor. Er gerät auf eine auch im weiteren Verlauf der Handlung parzivalesk anmutende Initiationsreise durchs Gebirge zu einer einsamen ehemaligen Klosterinsel, auf der sein sonderbarer alternder Onkel, der titelgebende Hagestolz, lebt. Diese Begegnung verlangt dem jungen Helden die Mobilisierung aller psychischen, d.h. moralischen, und physischen Kräfte ab. Erfolgreich zwingt er sich zu enormer Selbstdisziplin, zur Zurücknahme seiner egoistischen Freiheitsbestrebungen, indem er sich in die strenge, enge, zugleich in finanziellen Dingen aber auch äußerst rationale und erfolgsträchtige Ordnung des Onkels fügt.

Erst in dieser Auseinandersetzung mit dem seltsamen Alten und zugleich mit sich selbst entwickelt Victor sich zu einem ehefähigen Subjekt. Danach ist er in der Lage, das zentrale Gebot des Onkels durch die Heirat mit seiner ehemaligen Ziehschwester Hanna zu erfüllen: „Das Größte und Wichtigste, was du jetzt zu tun hast, ist: heiraten mußst du.“<sup>36</sup>

---

<sup>36</sup> Stifter. *Studien* (wie Anm. 33). S. 891. Inwieweit sich hier – selbstverständlich nur latent bleibend – inzestuöse Tendenzen bemerkbar machen, sei dahingestellt.

Auch *Der Hochwald* (1841) – die Handlung ist mit dem 30jährigen Krieg weit ins Historische zurückverlagert – weist mit der Jünglingsfigur des unehelichen Sohnes von König Gustav Adolf v. Schweden, Ronald, einen Repräsentanten der jungen Generation auf, dessen Konzeption auf die Entstehungszeit der Erzählung verweist. Dieser ist bereits durch seine Herkunft zu besonderen Aufgaben bestimmt, kann dieser Bestimmung aber nicht nachkommen, weil er bereits im Jünglingsalter Opfer eines tragischen Missverständnisses von Kleistischen Ausmaßen wird. D.h. zur ersehnten ehelichen Verbindung kann diese Liebesbeziehung nicht reifen. Und Clarissa von Wittinghausen, die mit ihrer jüngeren Schwester Überlebende, wird nach dem Jüngling Ronald niemand mehr lieben bzw. ehelichen. „Die Schwestern lebten fortan dort [in der notdürftig wiederhergestellten Ruine der väterlichen Burg Wittinghausen], beide unvermählt.“<sup>37</sup>

Dieser junge Mann ist ausgestattet mit allen stereotypen Jünglingsmerkmalen aus Stifters Erzählungen. Ihn charakterisiert z.B. eine Flut goldblonder schulterlanger Haare, ferner „das lichte Antlitz, fast knabenhaft schön und fein, daraus die zwei großen dunkelblauen Augen hervorsahen wie zwei Seelen“.<sup>38</sup> Zudem ist dieser Jüngling sanft, schwärmerisch und voll Hingabe an die Geliebte Clarissa. Damit und aufgrund seiner auch kriegerischen, wenngleich stets beherrscht bleibenden Virilität nimmt er auch Züge eines charismatischen jugendlichen Helden mit deutlichen Momenten von männlichem Sexappeal an.

Allerdings werden aus weiblicher Perspektive auch Zweifel an dieser strahlenden Jungmännlichkeit laut. Im Gespräch mit ihrer Schwester Johanna über den bereits wieder in den Krieg gezogenen Geliebten und die Zukunftsaussichten nach einer Verheiratung mit ihm schwärmt Clarissa:

„Wie schön er ist und wie hold er unsere Sprache redet,“ sagte Clarissa plötzlich. „Aber“, entgegnete Johanna, „eines Tages wird er fortgehen und ein Held werden, wie sie sagen, d.h. er wird Menschenblut vergießen, wie die anderen, ohne um den Grund zu fragen, wenn nur Abentheuer und Gefahr dabei ist, und da wird er sich erst groß und würdig dünken. Klebt auch, wie du sagst, kein Tröpflein deutsches Blut an seinen Händen, so wissen wir nicht, ob es nicht in dem Augenblicke der Fall sein kann, als wir hier reden, oder morgen oder übermorgen – es ist ein hartes gewalthäti-

<sup>37</sup> Ebd., S. 276. Die möglicherweise darin liegende Raumsymbolik (bedenklicher Zustand der ‚äußeren Dinge‘) sei hier nur angedeutet.

<sup>38</sup> Stifter. *Studien* (wie Anm. 33). S. 244.

ges Geschlecht – o wie hasse ich sie, diese Männer!‘ Clarissa lächelte selig und schüttelte sanft das Haupt.<sup>39</sup>

Eine bemerkenswert kompromisslose Einschätzung der Männer, v.a. jugendlicher Männer im wehrfähigen Alter und als Krieger!

In *Das alte Siegel* (1842/3) steht das Jünglingsschicksal des Helden Veit Hugo zunächst ganz im Zeichen der väterlichen Erziehung, deren Stärke, Wohlmeinend- wie auch Begrenztheit.

So übernimmt der Vater selbst den Unterricht des Sohnes während dessen Kindheit und Jugendzeit, weil er ein überdurchschnittlich gebildeter und in allen möglichen Wissensgebieten bewanderter Militär ist. Allerdings – so wendet der Erzähler ein – überschätzt sich der Alte dabei, weil er mit seinem Wissen nicht mehr auf der Höhe der Zeit ist und andere Lehrer dem Jungen da besser getan hätten. Von entscheidender Bedeutung für die väterliche Erziehung ist jedoch der Umstand, dass der Alte

seinem Sohne unversehens auch ein anderes Kleinod mit[gab], welches ein Fremder nicht hätte geben können, nämlich sein einfältiges, metallstarkes, goldreines Männerherz, welches Hugo unsäglich liebte, und unbemerkt in sich sog, so daß er schon als Knabe etwas Eisenfestes und Altkluges an sich hatte, wie ein Obrist des vorigen Jahrhunderts, aber auch noch als Mann von zwanzig Jahren etwas so einsam Unschuldiges, wie heut zu Tage selbst tief auf dem Lande kaum vierzehnjährige Knaben besitzen.<sup>40</sup>

Diese Vaterfigur repräsentiert damit ein Paradox, wenn man die Klassifizierung literarischer Väter in der deutschen Literatur durch Peter von Matt zugrunde legt: Der Alte ist einerseits sicherlich ein „eiserner Vater“, andererseits aber weist er erhebliche Anteile dessen auf, was von Matt das „Gegenbild des verflüssigten Vaters“ nennt, nämlich den liebevoll empathischen Vater, auch wenn er es nicht so deutlich zeigen kann.<sup>41</sup>

Von der früh verstorbenen Mutter erbt Veit Hugo

die ungewöhnliche Schönheit des Körpers und Antlitzes [...] und diese Schönheit entwickelte sich an ihm, da er empor wuchs, so daß die Blicke aller Menschen mit Wohlgefallen an dem Knaben

<sup>39</sup> Adalbert Stifter: *Sämtliche Erzählungen nach den Erstdrucken*. Hg. Wolfgang Matz. München: Hanser, 2005. Bd. I. S. 345.

<sup>40</sup> Stifter. *Studien* (wie Anm. 33). S. 677.

<sup>41</sup> Vgl. Peter von Matt: *Verkommene Söhne, mißratene Töchter. Familiendesaster in der Literatur*. München: Hanser, 1995. V.a. Teil 2. „Vor dem eisernen Vater“.

hafteten, und daß er als Jüngling, obgleich er selbst noch nichts anderes liebte, als den Vater und die ganze Welt, doch an manchen Stellen, wohin der Himmel seines Auges leuchtete, bereits die heißeste Liebe entzündet hatte, davon der selber nie etwas wußte.<sup>42</sup>

Das allerdings erweist sich als problematisches Erbe, weil es den jungen Mann ob seiner ungewöhnlichen Schönheit in die Affäre mit der unbekannteren Schönen, Cöleste, verstrickt.

Der entscheidende Schritt und lebensgeschichtliche Schnitt erfolgt, als Veit Hugo einundzwanzig Jahre alt ist – er wird nun buchstäblich aus dem Nest geworfen:

Als er auf diese Weise einundzwanzig Jahre alt geworden war, gab ihm der Vater ein Päckchen mit Goldstücken, einen Empfehlungsbrief, mehrere gute Lehren, und sagte, daß er mit allem diesem jetzt in die Hauptstadt gehen müsse.<sup>43</sup>

Ein Abschiedsszenario, wie es bei Stifter – autobiographisch bedingt – immer wieder gestaltet wird. Und die Abschiedsworte des Vaters klingen fast wie aus dem Märchen, wenn dieser sich wie folgt äußert: „Veit, sagte er, du hast von mir genug gelernt, ich weiß nichts mehr weiter. Du mußt nun in die Welt gehen und auch das Deine tun.“<sup>44</sup> D.h. wir haben es mit der archetypischen Situation des allein in die Welt hinausziehenden jungen Helden zu tun, damit er sich dort bewähre.

Vom Vater übernimmt Veit Hugo nicht zuletzt das schmerzliche Empfinden des schmachvollen Zustandes des Vaterlandes unter der napoleonischen Besetzung – mit erheblichen Auswirkungen auf den zum Jüngling heranwachsenden Sohn. Das Vaterland wird – neben dem Vater selbst – zum bevorzugten Liebesobjekt des Heranwachsenden. Aus der genauen Beobachtung der Lage des besetzten Deutschland „entstand in beiden derselbe Gedanke, dass nämlich eines Tages die gesamte deutsche Jugend aufstehen werde, wie ein Mann, um die deutsche Erde gänzlich zu befreien.“<sup>45</sup> Der junge Veit Hugo gerät durch die Reden seines Vaters über die entehrende Lage seines Vaterlandes in hitzige Befreiungsphantasien und beschließt bereits da, an der militärischen Befreiung mitzuwirken.<sup>46</sup>

<sup>42</sup> Stifter. *Studien* (wie Anm. 33). S. 678.

<sup>43</sup> Ebd.

<sup>44</sup> Stifter. *Studien* (wie Anm. 33). S. 678.

<sup>45</sup> Ebd., S. 682.

<sup>46</sup> Vgl. Ebd., S. 682ff.



Er glüht geradezu für diese Idee, ohne sich indes seinem Vater darüber zu offenbaren. Dieser Diskurs des vaterländisch begeisterten Jünglings gleicht im Übrigen sehr demjenigen, den Jeremias Gotthelf nahezu gleichzeitig in seiner einzigen intentionalen Jugenderzählung *Der Knabe des Tell* (1845) intensiv und ausführlich in der Titelfigur Wilhelm Tell jr. gestaltet – auch dieser – wie Veit Hugo – ein ‚Vatersohn‘.<sup>47</sup>

Ehe der Jüngling aber durch kriegerisch-vaterlandsbefreiende Aktivitäten zum Mann gestählt wird, steht ihm in seiner Unerfahrenheit und Unschuld noch die erotische (und sexuelle – in der Studienfassung ist letztere gegenüber der Urfassung bis zur Unkenntlichkeit zurückgenommen) Initiation bevor; und zwar in Form der Verführungsintrige des alte Dieners der Geliebten Cöleste, einer unglücklich verheirateten jungen Frau.

Nachdem er sich enttäuscht und moralisch rigoros von der Geliebten abgewendet hat, tritt er in die vaterlandsbefreiende Jünglingsassoziation ein, d.h. er wechselt das Liebesobjekt, denn es „hatte sich ein Schleier gewoben durch das ganze deutsche Land, an jedem Jünglingsherzen war ein Faden angeknüpft – und längs dieses Fadens lief die Begeisterung“<sup>48</sup>, die auch Veit Hugo erfasst.

Über den Charakter des nun ausbrechenden Krieges, also des Befreiungskrieges, an dem der jugendliche Held teilnimmt, äußert sich der Erzähler mit folgender, überraschend deutlicher und für die Metternich-Ära geradezu kühner Charakterisierung:

Es war endlich der Krieg ausgebrochen, und wie sich bald zeigte, er war einer des Volkes, nicht bloß der Mächte, und so wie Hugo, hatten viele gefühlt und traten freiwillig gegen den Feind auf.<sup>49</sup>

Hier wird der befreiende Volkskrieg – eine revolutionäre Konzeption – heraufbeschworen und der Jüngling reift in dessen Verlauf zum Mann:

Unter den schweren Entwicklungen jener Zeit war Hugo ein Mann geworden – und jenes finstere Blatt Weltgeschichte, das damals abgehandelt wurde, hatte sein Herz gestählt, daß es jetzt in verhältnismäßig viel jüngeren Jahren fester, ernster und kälter ge-

<sup>47</sup> Vgl. hierzu Rüdiger Steinlein. „Jeremias Gotthelf: Der Knabe des Tell (1846). Ein Sonderfall deutschsprachiger geschichtserzählender Jugendliteratur im 19. Jahrhundert“. „Nebenan“. *Der Anteil der Schweiz an der deutschsprachigen Kinder- und Jugendliteratur*. Hg. Schweizerisches Jugendbuch-Institut. Zürich 1999, S. 125-158.

<sup>48</sup> Stifter. *Studien* (wie Anm. 33). S. 717.

<sup>49</sup> Ebd., S. 718.

macht worden war, als das des greisen Kriegers gewesen ist, der ihm als Lehrer und zu allen Zeiten als Muster gedient hatte. Sein einst so schönes, gutmütiges Angesicht hatte einen leisen Zug von Härte bekommen, und sein Auge war strenge geworden.<sup>50</sup>

Veit Hugo erlebt als Jüngling eine sexuelle wie auch kriegerische Doppelinitiation; allerdings nicht aufgrund seiner eigenen, gewissermaßen intrinsischen starken Triebhaftigkeit und Neigung zu sexuellen wie gewalttätigen Exzessen à la Ardinghello. Die sexuelle Initiation, die der kriegerischen vorausgeht, erfolgt durch Verführung und Intrige, der die jüngerliche Triebnatur bei aller anerzogenen Sittsamkeit und Gehemmtheit nicht widerstehen kann und der sie zunächst auch erliegt. Die kriegerische Initiation vollzieht sich in der – selbst in der Metternichära unanstößigen, untadeligen (weil antifranzösischen) – patriotischen Begeisterung für Deutschlands Befreiung *von* der napoleonischen Fremdherrschaft, ohne irgendwelche Beimischung gefährlicher politischer Emanzipationsaspekte im Sinne einer Befreiung *für* z.B. die Änderung der gesellschaftlichen Machtverhältnisse, *für* eine liberale Staatsverfassung oder gar die Republik. Dergleichen wird in der Schilderung Veit Hugos nirgends angesprochen. Er reift in den Befreiungskriegen vom schwärmerisch-unschuldigen Jüngling zum harten Krieger und Mann – aber zum Mann ohne gefährliche politische Ansichten und Absichten. Sein Schicksal endet in privater Tragik: mit der einstigen Geliebten, die ihn immer noch liebt und sogar eine Tochter von ihm hat, kann er sich aus Gründen der Selbstachtung nicht ehelich verbinden – ein Schritt, dem äußerlich eigentlich nichts im Wege stünde. Der Jüngling Veit Hugo hat sich in Stifters Erzählung zu einem zweiten Major Tellheim entwickelt, einem Mann, dem Ehre über alles geht, ohne dass ihm in Cöleste eine weiblich kluge Minna gegenüberstünde. Die moralische Verschuldung Cölestes wiegt zu schwer, als dass ein komödienhaftes happy end möglich schiene.

---

<sup>50</sup> Ebd., S. 719.

## IV.

Das – selten – „erreichte Soziale“: die Ehe<sup>51</sup>

Glücklich im Sinne der herrschenden gesellschaftlichen Norm, derzufolge der verheiratete Mann und Familienvater resp. die verheiratete Frau und Mutter das Ziel der Entwicklung zu sein hat, endet von Stifters großen Erzählungen aus den 1840er Jahren mit einem Akzent auf Jugendgeschichten und Jugendschicksalen nur eine Minderzahl:

Victor findet sein vollkommenes Glück in der Ehe mit seiner Ziehschwester Hanna. Heinrich, aus dem Geschlecht der ‚Narrenburger‘ Scharnast, findet ebenfalls in Anna, der einzigen Tochter des reichen Wirtes der Fichtau, seine Wunschpartnerin, mit der er – wie der Erzähler am Ende andeutet – wohl das Narrentum der Scharnaste aufzuheben vermag und eine hoffnungserweckende Ehe führt:

Wir [...] beschließen unsere Erzählung mit diesem heitern Ausgange der trüben Geschichten des Rothensteins [d.i. die Narrenburg], und wünschen dem Paare, daß es so glücklich fortlebe, wie ihre Ehe glücklich begonnen.<sup>52</sup>

Sein Vorfahr Prokopos in der gleichnamigen Erzählung (die Stifter übrigens nicht in die *Studien* aufnahm) findet zwar ebenfalls in jungen Jahren in die wunschgemäße Ehe mit der geliebten Frau Gertraud, den beiden Söhnen aus dieser Ehe ist aber kein Glück beschieden und auch das Ende der Eheleute ist davon überschattet.

Zu einem heiteren Ende des Jünglingslebens in einer Wunschehe führt auch die Geschichte des misogynen Erwin aus *Drey Schmiede ihres Schicksals* – die einzige handfest komische Erzählung Stifters aus den 1840er Jahren (sie ist über einem veritablen Komödiengrundriss aufgebaut), die er allerdings nicht für wert befand, in die *Studien* aufgenommen zu werden.

Auch die Geschichte des Doktors aus *Die Mappe meines Urgroßvaters* mündet in eine glückliche Ehe mit der geliebten Margarita, der Tochter des „sanftmütigen Obristen“, die ebenfalls ein Ausbund an Selbstentäu-

<sup>51</sup> In Anlehnung an die Formulierung von Hugo von Hofmannsthal: „Das erreichte Soziale: die Komödien.“ H.v.H. *Gesammelte Werke in Einzelausgaben*. Hg. Herbert Steiner. „Aufzeichnungen“. Frankfurt/M. 1959, S. 226 (Kursivierung im Original, R.S.).

<sup>52</sup> Stifter. *Studien* (wie Anm. 33). S. 378.

Berung und –zurücknahme (Sanftheit, Demut) – allerdings gemischt mit (gezügelter) Leidenschaftlichkeit – ist:

„Ihr habt M a r g a r i t e n sehr lieb gewonnen, zu lieb, wie die Sachen nun stehen – denkt an meine Gattinn [...] M a r g a r i t a ist ihr Ebenbild [...] denkt, sie ist wie ihre Mutter, glühend und demüthig, aber zurückweichend vor dem Felsen der Gewaltthat.“<sup>53</sup>

Margarita fällt die Rolle zu, den allzu ungestümen, kriegerisch-aggressiven jungen Mann, zu ‚sänftigen‘, zähmen und domestizieren – bis sie ihn am Ende – nach langem Bewährungsmoratorium – mit einem heißen Kuss akzeptiert.<sup>54</sup> Die Studienfassung nimmt die vergleichsweise heftige Leidenschaftlichkeit der Urfassung hier deutlich zurück ins Sittlich-Gemäßigte, Wohlgeordnete. Bezeichnenderweise ist der Doktor aber kein Heißsporn von Jüngling mehr, sondern bereits ein sozial angesehener, berufstätiger Mann, als er um Margarita zu werben beginnt.

Auch in *Brigitta* wird die Geschichte einer männlichen Domestikation erzählt, die Zähmung des ebenso viril-schönen wie leidenschaftlichen Stephan Murai. Der heiratet als junger Mann die äußerlich wenig interessante Brigitta und lässt sich später durch die attraktive Gabriele zu einem leidenschaftlichen Kuss, der hier für Ehebruch steht, hinreißen. Das führt zunächst zur von seiner Seite hasserfüllten Abwendung von seiner Gattin. Damit ist aber zugleich der Beginn einer langen, durch Selbstdisziplinierung gekennzeichneten Wiederannäherung der getrennten Ehegatten markiert. Die herbe, starke Titelheldin bildet dabei den Angelpunkt der Reifung des Mannes zum verantwortlichen Ehemann und Vater.

## V.

### Fazit

Stifters Jünglinge aus den großen Erzählungen des Vormärzjahrzehnts tragen von ihrem Ursprung her die Merkmale einer romantischen Konzeption. So repräsentieren sie vorzugsweise den Typus des gutherzigen, unschuldigen, ja zunächst auch herzenseinfältigen Jünglings, z.T. sogar noch aus einer großstadtfernen ländlich-sittlichen Umgebung: Victor, Veit Hugo, Felix oder Georg aus *Der Waldgänger* – teilweise trägt auch

<sup>53</sup> Stifter. *Sämtliche Erzählungen* (wie Anm. 39). S. 199.

<sup>54</sup> Stifter. *Studien* (wie Anm. 33). S. 256 f: *Das Scheibenschießen in Pirling*.

Gustav, der geniale Künstler-Jüngling aus *Der Condor* diese romantischen, gewissermaßen E.T.A. Hoffmann-Züge.

Jedoch sind sie nicht (mehr) geprägt von einem mehr oder weniger ungebrochen-genialischen Avantgarde-Habitus, sind keine revolutionär zukunfts-offenen Figuren, sondern unterliegen der Verpflichtung zur Sozialität vorzugsweise durch Eheschließung, auch wenn diese keineswegs immer gelingt. Doch noch das Scheitern der Ehe als Zielpunkt jugendlicher Entwicklung bestätigt deren normative Gültigkeit. Die Keime für solches Scheitern liegen in der Kindheit, der Unfähigkeit dieser Jünglinge und später Männer, sich von kindlichen und als solchen hinderlich gewordenen Prägungen bzw. Bindungen zu befreien. Es ist im Übrigen, wo es auftritt, nicht identisch mit dem Verfehlen einer bürgerlichen Existenz überhaupt; denn die zu einsamen Erwachsenen gewordenen ehemaligen Jünglinge Stifters vermögen sich eigentlich alle mehr oder weniger gut zu etablieren und werden gestandene Männer. Das lässt sich besonders gut an dem späromantischen Glückssucher Felix aus *Das Haidedorf* ablesen, aber auch an dem unbedingten Künstler Gustav aus *Der Condor*. Im Unterschied jedoch zu solch fatalen Schicksalen im Zeichen unheilvoll nachwirkender Kindheit wie in Tiecks erzromantischen Novellen *Der blonde Eckbert* oder *Der Runenberg* oder auch in Hoffmanns *Sandmann* ist das katastrophische Potenzial in den Erzählungen seit der Spätromantik ins Resignative abgemildert, macht sich aber bei genauerer Betrachtung in den Lebenswegen bestimmter Helden untergründig deutlich bemerkbar.<sup>55</sup> Die Jünglinge bei Stifter oder Grillparzer gehen als Männer zwar nicht mehr total zugrunde oder enden im Wahnsinn, Selbstmord usw. (prominente Ausnahme bildet in der Novellistik der 1840er Jahre das Ende Friedrich Mergels in *Die Judenbuche*), aber sie werden – sofern es ihnen nicht gelingt, sich zu verhehelichen bzw. die einge-

<sup>55</sup> Vgl. hierzu a. den instruktiven Aufsatz von Reiner Wild. „Wer ist der Räuber Orbasan? Überlegungen zu Wilhelm Hauffs Märchen“. *Athenäum. Jahrbuch für Romantik* 4 (1994): S. 349-364; bes. S. 353ff.: Das Nichtgelingen der „Integration von Sexualität. Sie unterliegt der Abwehr, der Verdrängung.“ (S. 356). Ähnlich das Lebensschicksal des Freiherrn v. Risach im *Nachsommer*. Vgl. Hartmut Laufhütte: „Der ‚Nachsommer‘ als Vorklang der literarischen Moderne“. In: *Adalbert Stifter. Dichter und Maler, Denkmalfleger und Schulmann. Neue Zugänge zu seinem Werk*. Hg. Hartmut Laufhütte/Karl Möseneder. Tübingen: Niemeyer, 1996. S. 486-507, bes. S. 486ff. Präfiguriert ist Risach v.a. im Onkel Victors aus *Der Hagestolz*.

gangenen Ehen auch zu erhalten – zu einsamen Männern.<sup>56</sup> Darin mag man einen Reflex der realgeschichtlichen Situation dieser Epoche sehen: eine literarische Verarbeitung der politischen Repressions- und Ohnmachtserfahrungen des Bürgertums bei gleichzeitig derart gewachsenem gesellschaftlichem Gewicht, dass eine vollständige Marginalisierung nicht mehr möglich erscheint. Zugleich spiegelt sich darin aber auch der wachsende Zwang zur rigiden Selbstkontrolle auch bei den männlichen Angehörigen der bürgerlichen Schichten.<sup>57</sup>

---

<sup>56</sup> Besonders ausgeprägt ‚beziehungskatastrophisch‘ und resignativ erscheint hier das Schicksal des Waldgängers aus der gleichnamigen Erzählung Stifters. – Als Ausnahme- oder sogar Gegenerscheinung wäre (G)Ottfried Eberlin aus Gutzkows *Die Selbsttaufe* zu verstehen. Der ursprünglich schüchtern-verunsicherte und in sich versponnene Jüngling des romantischen Typs legt diese Haltung aber nach einer Demütigung durch den Vater seiner Verlobten in spe ab und emanzipiert sich entschieden von seiner unklar-tastenden (Familien-)Vergangenheit. Er ist – wie die Novelle andeutet – auf beiden zentralen Lebensgebieten des bürgerlichen Mannes erfolgreich: dem Beruf (der Arbeit) und der Liebe, auch wenn von Ehe dabei nicht die Rede ist (vgl. a. Anm. 13).

<sup>57</sup> In diese Richtung gehen auch die Überlegungen von Laufhütte: „Die von Stifter und vielen seiner Zeitgenossen, also auch von seinen Protagonisten vorgefundene Wirklichkeit aber ist von anderer Art [sc. als eine „von einem göttlichen Prinzip durchwaltete“]; die Zentralorientierung ist unsicher geworden oder gar verloren gegangen.“ Laufhütte. Der ‚Nachsommer‘ (wie Anm. 55). S. 488.



Sikander Singh (Düsseldorf und Weimar)

## Sinnbilder des Stillstandes im Zeitalter der Bewegung Über die verfehlte Jugend in Prosaerzählungen Immermanns, Stifters und Grillparzers

### I.

In den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts definiert Pierers *Universal-Lexikon der Gegenwart und Vergangenheit* die Jugend als „das 2. Lebensalter des Menschen, in dem durch einen neuen vorher schlummernden Trieb das individuelle Leben zu einem höheren, zum Geschlechtsleben, sich entwickelt“.<sup>1</sup> Damit wird ein Gedanke formuliert, der seit dem von Jean Jacques Rousseau im Kontext der französischen Aufklärung initiierten modernen Jugendkonzept auch den literarischen Diskurs beeinflusst hat<sup>2</sup>: Das Begriffsfeld konnotiert neben dem anthropologisch konstanten Aspekt einer lebensgeschichtlichen Fortentwicklung die Vorstellung der Emanzipation.

Die paradigmatische Funktion, die das Hinterfragen tradierter Normen und überkommener Denkmuster seit dem 18. Jahrhundert hat, gewinnt im literarischen Diskurs des 19. Jahrhunderts erneute Aktualität. Denn mit dem literaturgeschichtlichen Übergang von Klassik und Romantik zu Vormärz und Biedermeier, den Heinrich Heine in seiner Schrift über die *Französischen Maler* ebenso ironisch wie treffend als das „Ende der Kunstperiode“ definiert, vollzieht sich nicht nur ein Wandel literaturästhetischer Anschauungen, sondern wird auch ein Generationswechsel vollzogen.<sup>3</sup> Während der literarische Markt bis in die späten 1820er Jahre von Dichtern und Schriftstellern bestimmt wird, deren literarische Sozialisation sich noch im späten 18. Jahrhundert vollzogen hat,

---

<sup>1</sup> Universal-Lexikon der Gegenwart und Vergangenheit oder neuestes encyclopädisches Wörterbuch der Wissenschaften, Künste und Gewerbe. Hg. Heinrich August Pierer. Altenburg: H. A. Pierer, 1843. Bd. XV, S. 335.

<sup>2</sup> Vgl. hierzu Hans-Heino Ewers. „Jugend – ein romantisches Konzept? Die zweifache Bedeutung der Romantik in der Geschichte moderner Jugendentwürfe“. *Jugend – ein romantisches Konzept?* Hg. Günter Oesterle. Würzburg: Königshausen und Neumann, 1997. S. 51f.

<sup>3</sup> Heinrich Heine. Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke. Hg. Manfred Windfuhr. Hamburg: Hoffmann und Campe, 1973-1997. Bd. XII, S. 47.



ist die nachfolgende jüngere Generation der deutschen Literatur vom kritischen Diskurs der romantischen Philosophie ebenso beeinflusst wie von den politischen und gesellschaftlichen Veränderungen, die als Reaktion auf die Befreiungskriege die deutschen Staaten geprägt haben. Karl Leberecht Immermann verweist in dem seiner Erinnerungsschrift *Die Jugend vor fünfundsanzig Jahren* vorangestellten Avisbrief auf eben diese Veränderungen, wenn er notiert:

Gegenwärtig lebt zwar die Jugend seit dem Erwachen ihrer Aufmerksamkeit mehr in den Weltbegebenheiten, weil diese alle Vorstellungen und Verhältnisse zu durchdringen angefangen haben, allein sie empfängt dieselben doch nur in einer Rückspiegelung und gestaltet sie sich in einer oft sehr vorschnellen Reflexion, so daß zwischen ihr und dem Öffentlich-Wirksamen abermals ein breiter Strom fließen bleibt, nämlich der Strom ruhiger Friedenstag.<sup>4</sup>

Als Schriftsteller, der selbst an den Befreiungskriegen teilgenommen hat, beschreibt Immermann die Jugend der Jahre 1812 bis 1815 als „politisch leidend und handelnd“, während die junge Generation der späten 1830er Jahre „im glücklichsten Falle (wenn nämlich keine phantastischen Verirrungen sie hinreißen) politisch-kontemplativ“ sei.<sup>5</sup> Er thematisiert damit die nach der französischen Juli-Revolution des Jahres 1830 im politischen Diskurs zentrale Dialektik von Aktion und Reflexion, die sich in den literaturästhetischen Betrachtungen der Zeit als Gegensatz von autonomen und heteronomen Positionen spiegelt.

Im Kontext der Genese eines bürgerlichen, vom aristokratischen Diskurs vorangegangener Jahrhunderte sich emanzipierenden Jugendbegriffs, ist die Literatur bereits im Zeitalter der Aufklärung zu einem Medium programmatischer Reflexion geworden. Sie eröffnete der jungen Generation seit dem 18. Jahrhundert einen imaginären Raum, über die Möglichkeiten der individuellen wie sozialen Identität nachzudenken. Das Feld fiktiver jugendlicher Selbstentwürfe und -befragungen reicht von Wielands *Don Sylvio von Rosalba* über Goethes Erstlingsroman *Die Leiden des jungen Werthers* und Schillers Drama *Die Räuber*, Novalis' *Heinrich von Ofterdingen* bis zu Eichendorffs Novelle *Aus dem Leben eines Taugenichts*. Nicht die Jugendlichkeit dieser Helden markiert die Differenz zu den literarischen Figurationen vorangegangener Generationen, sondern

<sup>4</sup> Karl Immermann. Werke. Hg. Benno von Wiese. Frankfurt a.M.: Athenäum, 1973. Bd. IV, S. 363.

<sup>5</sup> Ebd., S. 364.

die ihnen eingeschriebene direkte oder indirekte Revolte gegen die Konventionen einer älteren Generation. Indem die Emanzipation zu einem konstitutiven Element der Selbstfindung wie der Selbsterfindung wird, spiegelt sich zudem das Primat der Kritik, das seit der Mitte des 18. Jahrhunderts als erkenntnistheoretisches Paradigma auch den literarischen Diskurs beeinflusst hat.

Immermanns „Avisbrief“ thematisiert jedoch nicht nur die Dialektik von Autonomie- und Heteronomieästhetik vor dem Hintergrund des Emanzipationsgedankens der Aufklärung. Er verweist auch auf die politischen wie literarischen Veränderungen, welche die deutsche Geistesgeschichte in den Jahren nach dem Wiener Kongreß des Jahres 1815 geprägt haben und die damit, innerhalb von nur 25 Jahren, auch das Konzept von Jugend verändert haben. „[...] die Jugend litt damals als Jugend, handelte als Jugend. Jugendbestimmungen wurden angerührt und jugendliche Motive in Bewegung gesetzt.“<sup>6</sup> Indem er die Befreiungskriege als den Kampf einer jungen Generation deutet, definiert er die dem Krieg immanente Dialektik von „Aufbau und Zerstörung“, die unreflektierte Umsetzung eines emotionalen Impulses in die Tat, als ein wesentliches Merkmal von Jugendlichkeit. Hier zeigt sich zum einen die von den Landsknechtliedern des Barock über die Kriegsglieder des 18. Jahrhunderts bis in das 20. Jahrhundert fortgeschriebene Idealisierung des Krieges im literarischen Diskurs. Zum anderen ist Immermanns Text als eine implizite Reflexion über die eigene Gegenwart zu verstehen. Er deutet die Restaurationszeit, auf das politisch wie kulturell wiedererlangte Primat des Feudalismus verweisend, als eine Epoche, in der die Seniorität über die Juvenalität, die Vergangenheit über die Zukunft, die Stagnation über den Fortschritt dominiert und akzentuiert damit einen Aspekt, den auch Georg Herwegh wiederholt als ein wesentliches Merkmal seiner Gegenwart kritisch herausgestellt hat.<sup>7</sup> Juvenalität

<sup>6</sup> Ebd., S. 364.

<sup>7</sup> In dem 1840 entstandenen Gedicht „Die Jungen und die Alten“ gestaltet Herwegh den Dualismus als eine Wechselrede der Generationen: „Du bist jung, du sollst nicht sprechen! / Du bist jung, wir sind die Alten! / Laß die Wogen erst sich brechen / Und die Gluten erst erkalten! // Du bist jung, dein Tun ist eitel! / Du bist jung und unerfahren! / Du bist jung, kränz’ deinen Scheitel / Erst mit unsern weißen Haaren! // Lern’, mein Lieber, erst entsagen, / Laß die Flammen erst verrauchen, / Laß dich erst in Ketten schlagen, / Dann vielleicht kann man dich brauchen!“ Georg Herwegh. Werke. Hg. Hermann Tardel. Berlin: Bong und Co., o. J. Bd. I, S. 37.

wird in einer Zeit zu einem programmatischen Anspruch der Literatur, die einerseits von der verweigerten Teilnahme der bürgerlichen Schichten am politischen und gesellschaftlichen Diskurs geprägt ist und andererseits von der Nachwirkung der klassisch-romantischen Ästhetik.

Im Gegensatz zur Romantik, die wie Günter Oesterle herausgearbeitet hat, durch die „Identifikation von Jugend und Poesie“ gekennzeichnet ist<sup>8</sup>, hat sich die nachromantische Generation von dieser, die Genieästhetik des Sturm und Drang fortschreibenden Vorstellung gelöst, indem sie die politische Funktion der „*jungen Literatur*“ herausgestellt hat.<sup>9</sup> So schreibt Georg Herwegh: „Die Literatur, und, genauer bestimmt, hier die Kritik, muß der Politik unter die Arme greifen. Hat die Politik die Aufgabe, den *Bürger* zu emanzipieren, so übernimmt die Literatur das vielleicht nicht minder schöne Amt, den *Menschen* in uns freizumachen.“<sup>10</sup> Daß das Konzept einer politischen Literatur mit der Vorstellung einer programmatischen Erneuerung durch die junge Generation ursächlich verbunden ist, wird auch in der Vorrede Heinrich Heines zur zweiten Auflage des *Buches der Lieder* aus dem Jahr 1837 deutlich. Heine distanziert sich zwar poetologisch von den Dichtern des Vormärz, dennoch akzentuiert auch er die Gleichsetzung von Jugend und politischem Aufbruch: „O, Ihr Götter! ich bitte Euch nicht mir die Jugend zu lassen, aber laßt mir die Tugenden der Jugend, den uneigennütigen Groll, die uneigennütige Thräne!“<sup>11</sup>

Die jugendlichen Protagonisten in Karl Immermanns *Die Papierfenster eines Eremiten*, Adalbert Stifters *Kalkstein* und Franz Grillparzers *Der arme Spielmann*, die Gegenstand der nachfolgenden Betrachtungen sind, stehen in einem ebenso auffälligen wie interessanten Widerspruch zu der programmatischen Bedeutung der Jugend in den literaturästhetischen Positionsbestimmungen zwischen 1819 und 1848. Indem ihr Leben nicht von der Revolte gegen tradierte Normen und Konventionen geprägt ist, sondern vom Rückzug in das Private, nur Individuelle, erlauben sie Einblicke in die Befindlichkeit der jungen Generation in einer Epoche, deren geistesgeschichtliche Disposition Karl Immermann als das „Gewühle disparater Vorstellungen“ charakterisiert.<sup>12</sup> Die Antithesen des

<sup>8</sup> Günter Oesterle. Jugend – ein romantisches Konzept? Einleitung. *Jugend – ein romantisches Konzept?* (wie Anm. 2). S. 17.

<sup>9</sup> Herwegh. Werke (wie Anm. 7). Bd. II, S. 27.

<sup>10</sup> Ebd., S. 21-22.

<sup>11</sup> Heine. Gesamtausgabe (wie Anm. 3). Bd. I, S. 567.

<sup>12</sup> Immermann. Werke (wie Anm. 4). Bd. IV, S. 545.

„heranreifenden Geschlechtes“<sup>13</sup>, die der Zeitschriftsteller in seinen Erinnerungen beschreibt, dokumentieren eine dialektische Seinserfahrung des Menschen, die für den Diskurs der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bestimmend war.

## II.

Karl Immermanns frühe 1822 erschienene Erzählung *Die Papierfenster eines Eremiten* steht erzähltechnisch in der Nachfolge der Romantik. Ein fiktiver Herausgeber suggeriert die Authentizität der Briefe, Aphorismen und Sentenzen, fragmentarischen Polemiken und dramatischen Versuche des Eremiten Friedrich und verweist damit nicht nur auf die romantische Tradition, sondern auch auf den zeitgeschichtlichen Anspruch des Werkes. Die dem Text vorangestellte Einleitung des Herausgebers beginnt mit dem Tod Friedrichs und entfaltet vor diesem Hintergrund die überlieferten Briefe und Aufzeichnungen, die einen retrospektiven Einblick erlauben in das kurze, unglückliche Leben des Titelhelden.

Ich übergebe meine Erbschaft den Landsleuten in *der* Folge, wie die erste, für mich wenigstens, nur einen Zusammenhang hat. Ich habe nichts daran geändert, ungeachtet die Roheit mancher Abschnitte dringend zur Überarbeitung aufforderte. Ich glaube jedoch, dem Publiko durch die Aushändigung treuer Memoiren einen größern Dienst zu leisten, als wenn ich mich bestrebte, ein wohlgebildetes Kunstwerk mehr hinzustellen.<sup>14</sup>

Indem das formale Zitat der romantischen Tradition des Fragmentarischen durch den expliziten Verzicht auf einen künstlerischen Anspruch des Textes aufgehoben wird, betont der Erzähler sein geistesgeschichtlich wie programmatisch verändertes Selbstverständnis. Der Totalitätsanspruch des Unvollendeten, den die frühe Romantik in ihren Schriften vertritt, kontrastiert mit dem Bruchstückhaften und Unfertigen einer neuen Zeit.<sup>15</sup> Das Mißlungene und Unglückliche der *Papierfenster*, das in

<sup>13</sup> Ebd., S. 547.

<sup>14</sup> Immermann. Werke (wie Anm. 4). Bd. I, S. 137.

<sup>15</sup> „Aber diese von der romantischen Tradition beeinflusste ‚Desintegration‘ ist zugleich der Ausdruck eines Epochenbewußtseins, das in die Krise der Übergangszeit hineingeraten ist.“ Benno von Wiese. „Ein Werther des neunzehnten Jahrhunderts. ‚Die Papierfenster eines Eremiten‘“ *Studien zur Goethezeit*.

der Forschung vor allem von Friedrich Sengle herausgestellt worden ist, erweist sich vor dem Hintergrund dieser Beobachtung als ein Mißverstehen des Anspruches, den der Text selbst erhebt.<sup>16</sup> Wenngleich ihre Entstehungsgeschichte in die Spätphase der romantischen Literatur fällt, ist Immermanns Erzählung als Versuch zu verstehen, eine neue literarische Form für die sich ankündigenden geistesgeschichtlichen Veränderungen der Zeit zu finden. Das spiegelt sich auch in dem intertextuellen Rekurs des Textes auf Goethes *Leiden des jungen Werthers*, den Benno von Wiese in seiner Studie untersucht hat.<sup>17</sup> Wie Goethes scheiternder Held erzählt Friedrich in Freundschaftsbriefen die Geschichte seiner unglücklichen Liebe. Während jedoch der Erstlingsroman des jungen Goethe den in der Literaturgeschichte über die Lieder der Minnesänger, die Sonette Francesco Petrarcas bis zu den lyrischen Werken des Göttinger Hains fortgeschriebenen Topos der unerfüllten Liebe vor dem Hintergrund einer veränderten poetologischen Programmatik erneuert und fortsetzt, wird das Absolute und Unbedingte der Liebe in Immermanns Erzählung zu einem bloßen Zitat. Daß der zurückgewiesene Friedrich sich erneut verliebt und die ihm entgegengebrachte Liebe nun selbst zurückweist, ist nicht nur ein Hinweis auf das launisch Schwankende und „Unstete in seinem Wesen“<sup>18</sup>, sondern hinterfragt sowohl den Totalitätsanspruch der Liebe als auch den Glauben an ihre salvatorische Macht. Bereits der erste Brief Friedrichs macht diese Vorstellung explizit: „So ist die Liebe, so ist das Leben ein lügender Spiegel.“<sup>19</sup>

Da die Ereignisse, von denen die Briefe berichten, in der Vergangenheit liegen, fallen Erzählzeit und erzählte Zeit auseinander. Hierdurch

---

*Festschrift für Liselotte Blumenthal*. Hg. Helmut Holtzhauer u. Bernhard Zeller. Weimar: Böhlau, 1968. S. 466.

<sup>16</sup> Friedrich Sengle nennt Immermanns Jugendroman einen „Abladeplatz für Jugendarbeiten“. Friedrich Sengle. *Biedermeierzeit. Deutsche Literatur im Spannungsfeld zwischen Restauration und Revolution 1815-1848*. Stuttgart: J. B. Metzler, 1971-1980. Bd. III, S. 835.

<sup>17</sup> von Wiese. Ein Werther des neunzehnten Jahrhunderts (wie Anm. 15). S. 465-479.

<sup>18</sup> Immermann. Werke (wie Anm. 4). Bd. I, S. 150.

<sup>19</sup> Ebd., S. 140. Benno von Wiese stellt in diesem Kontext die „zeitsymptomatische Bedeutung“ heraus und notiert über die Liebeserfahrung in den „Papierfenstern“: „Friedrich besitzt nicht mehr wie Werther den ungebrochenen Glauben an die Einzigartigkeit des Gefühls.“ von Wiese. Ein Werther des neunzehnten Jahrhunderts (wie Anm. 15). S. 471.

entsteht eine doppelte Perspektive. Zum einen erlauben die bruchstückhaft aufgefundenen Papierfenster sowie die Einleitung des Herausgebers Einblicke in das traurige und zurückgezogene Leben des Eremiten Friedrich in seinen letzten Lebensjahren. Zum anderen zeichnen die Briefe das Bild einer deutschen Jugend in den Jahren, die den Befreiungskriegen folgen. Die Erziehung Friedrichs, der nach dem Tod seiner Eltern bei einem Oheim aufgewachsen ist, ist geprägt von den pädagogischen Vorstellungen der Aufklärung: „Der Oheim, der sich meiner annahm, ein rechtschaffner Mann, stammte aus den Zeiten der Aufklärung her, und haßte alles, was sich nicht begreifen und demonstrieren ließ. [...] Statt der Bibel bekam ich Götzens ‚Nützlichles Allerlei‘, statt der Kindermärchen den ‚Entlarvten Aberglauben‘ in die Hände.“<sup>20</sup> Bedeutsamer noch als das rationalistische Primat der Vernunft beeinflusst die skeptische Haltung des Oheims zur Religion das Weltbild des Heranwachsenden. „Der Oheim ging nie in die Kirche, und hielt keinen dazu an. Ich erinnere mich, daß ich im zwölften Jahre an der Tafel über die Existenz Christi disputieren hörte. Der Oheim sagte, er sei deshalb davon überzeugt, weil auch Tacitus der Person erwähne.“<sup>21</sup> Die Erfahrungen dieser Jugend dokumentieren die für die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts charakteristische Kontinuität der Aufklärung und stehen zugleich in deutlichem Widerspruch zu den Vorstellungen der romantischen Generation, welche die mit Rousseau beginnende Idealisierung der Kindheit und Jugend in ihrer Frühzeit programmatisch fortschreibt und in der Folge zu einer harmlosen Innerlichkeit und bürgerlichen Idylle nivelliert. Friedrich reflektiert dies, wenn er an Ludwig schreibt: „Wie spielt um andrer Menschen Jugend ein goldner mystischer Nebel – wie lange haben sie in einer geheimnisvollen Zauberwelt gelebt – meine Geschichte ist arm und trocken.“<sup>22</sup>

Die innere Orientierungslosigkeit, die in „Schule und Universität“ sowie in den „bunten zerstreuten Szenen“ der Befreiungskriege sein Leben prägt<sup>23</sup>, kontrastiert in den Bekenntnisbriefen Friedrichs mit der ersten Begegnung mit Coelestine. „So muß denen zumute sein, die unter ängstlichen Zweifeln an Gottes Gnade dahingefahren sind, und sich nun wiedergeboren im Lichte sehen! Brennende Scham bedeckte meine Wan-

<sup>20</sup> Immermann. Werke (wie Anm. 4). Bd. I, S. 143.

<sup>21</sup> Ebd., S. 143f.

<sup>22</sup> Ebd., S. 144.

<sup>23</sup> Ebd., S. 144.

gen, daher dachte ich der Verwirrungen, wozu das frivole Zeitalter sein Opfer hingerrissen hatte [...].<sup>24</sup> Daß auch die mit sakralen Metaphern pathetisch überhöhte Hoffnung auf Erlösung durch die Liebe den Protagonisten trägt, verweist auf die Haltlosigkeit einer Epoche, die von der Auflösung tradierter Normen und Werte geprägt, dem Einzelnen kein in sich geschlossenes philosophisches System als Ideal und lebensweltliches Identifikationsmuster anzubieten vermag. Die wiederkehrenden, die Erzählung strukturierenden Rekurse auf das Werk Goethes sind vor diesem Hintergrund nicht als Merkmale einer dichterischen Epigonalität zu verstehen, sondern als Zitate einer vergangenen Epoche, deren Totalitätsanspruch seine normative Kraft in der Gegenwart verloren hat und nur noch als Erinnerung im Raum des kulturellen Gedächtnisses existent ist.

In der Folge irrt Friedrich, wie Georg Büchners Lenz, einsam und orientierungslos durch das Gebirge, um sich in einer weltfernen, die Widersprüche seiner inneren Disposition bloßlegenden Abgeschlossenheit wiederzufinden. Diesem Abschnitt in der Geschichte einer Jugend ohne Gott hat Immermann eine ebenso komplexe wie vielschichtige literaturgeschichtliche Positionsbestimmung der eigenen Gegenwart eingeschrieben. Er kontrastiert das Zitat der empfindsamen Pastorale im Gebirge, das durch den Verweis auf Oliver Goldsmiths Roman *The Vicar of Wakefield* betont wird<sup>25</sup>, mit einem Anklang an die Gewitterszene aus dem ersten Buch von Goethes *Werther*. Dort heißt es:

Wir traten an's Fenster, es donnerte abseitwärts und der herrliche Regen säuselte auf das Land, und der erquickendste Wohlgeruch stieg in aller Fülle einer warmen Luft zu uns auf. Sie stand auf ihrem Ellenbogen gestützt und ihr Blick durchdrang die Gegend; sie sah gen Himmel und auf mich, ich sah ihr Auge thränenvoll, sie legte ihre Hand auf die meinige und sagte – Klopstock!<sup>26</sup>

Und Immermann schreibt:

Überall bläulich zuckende Flammen auf pechschwarzem Grunde, strömender Regen, rollender Donner! Mein Herz ward wild und groß. Ich fühle mich berufen, einem zweiten Wesen in solchen

<sup>24</sup> Ebd., S. 144f.

<sup>25</sup> Ebd., S. 171.

<sup>26</sup> Johann Wolfgang Goethe. Gedenkausgabe der Werke, Briefe und Gespräche. Hg. Ernst Beutler. Zürich: Artemis 1953. Bd. IV, S. 288f.

Augenblicken Schutz, Stütze und Anhalt zu sein. Meine Hand ergriff die ihrige, die warm und lebenvoll in meiner ruhte.<sup>27</sup>

Indem die Goethes Motive umkehrende Kontrafaktur der Szene in den *Papierfenstern* dem Schäferidyll der Empfindsamkeit den Gefühlsimpuls des Sturm und Drang gegenüberstellt, werden die Empfindungen der jugendlichen Liebe in der Restaurationszeit als bloße Zitate dekurviert. Die ironisch gebrochenen Motive von Liebeserfüllung und -verlust werden zu Chiffren für das Ende der Diskurse, welche die Geschichte der deutschen Literatur seit der Mitte des 18. Jahrhunderts geprägt haben. Die Jugend im Zeitalter der Restauration findet zu keinem programmatischen Neuanfang, sondern wird lebensweltlich wie geistesgeschichtlich von den Paradigmen der Vergangenheit bestimmt.

Karl Immermann überträgt in der Erzählung den Widerspruch der Zeit in den psychischen Innenraum des Einzelnen: Friedrichs Scheitern an der Welt, das in der Unmöglichkeit einer gelungenen Paarbeziehung ebenso manifest wird wie in der beißenden Satire und disparaten Fragmentarizität seiner hinterlassenen Schriften, spiegelt das Bewußtsein einer Generation, die sich von dem Fortschrittsgedanken der Aufklärung, dem harmonischen Ideal der Empfindsamkeit, dem Gestaltungswillen des Sturm und Drang, dem Bildungsideal der Klassik sowie dem Synthesegedanken der Romantik abgewandt hat, ohne eine eigenständige Antwort auf die ästhetischen wie lebensweltlichen Forderungen der Gegenwart geben zu können. Der Eremit hinter den papiernen Fensterscheiben ist bereits zu Beginn der zwanziger Jahre des 19. Jahrhunderts ein Sinnbild für die Dialektik des durch die Aufklärung initiierten Emanzipationsgedankens, der den Einzelnen auf sich selbst zurückwirft und der in seiner letzten und radikalsten Konsequenz in den Dekonstruktivismus der Moderne führt. „Ich hebe diesen und jenen Stein auf, ich suche seine Eigentümlichkeiten zu erkennen, ich betrachte die Pflanzen, um ihre Natur zu studieren – nichts spricht, nichts antwortet mir“, bekennt Friedrich in dem auf den 11. Junius datierten Brief, Friedrich Nietzsches *Zarathustra* antizipierend, „Ich möchte nur irgend etwas an meine Brust drücken, nichts öffnet seine Arme. Ich habe mich selbst verloren, und damit verliert man jetzt alles.“<sup>28</sup>

Bereits der Beginn der Erzählung, die einleitende Bemerkung des Herausgebers, in der Rahmen- und Binnenhandlung zusammenlaufen,

<sup>27</sup> Immermann. Werke (wie Anm. 4). Bd. I, S. 172.

<sup>28</sup> Ebd., S. 161.



thematisiert die Einsamkeit als Seinszustand. Der Eremit, dem der Herausgeber auf seinen Spaziergängen in der „Mittelstadt Norddeutschlands“ begegnet, hat der Welt nicht entsagt, sondern ist ihr abhanden gekommen.<sup>29</sup> Die dialektische Erfahrung, daß der Mensch die Einsamkeit als einen Ort anthropologischer Besinnung braucht und sich zugleich aus ihr herauswünscht, spiegelt sich auch in dem Bild der papiernen Fenster: „Wer kein Glas kaufen kann, muß sich mit Papier helfen. Viele Scheiben waren schon entzwei, als der Selige einzog, mehrere sind noch zerbrochen, während er hier wohnte, da hat er denn nach und nach seine Skripturen verbraucht, um sich gegen den Zug zu schützen.“<sup>30</sup> Der Blick in die Außenwelt wird von den Aufzeichnungen des eigenen psychischen Innenraums versperrt, richtet sich nicht in die Weite der Welt und ihrer Erscheinungen, sondern bleibt in der Introspektive befangen, die Fluchtpunkt und Verhängnis zugleich ist. Immermann thematisiert – auf Goethe verweisend – den Verlust der Wirklichkeit im Innenraum als die Krankheit der Zeit. Weil der Mensch sich infolge des Säkularisationsprozesses der Aufklärung nicht mehr im Zentrum einer von Gott verantworteten Schöpfung begreift, wird der Mikrokosmos des eigenen Inneren zum Fixpunkt, auf den referierend dem Makrokosmos Bedeutung zugeschrieben wird.<sup>31</sup>

Weil die Geschichte des Eremiten von seinem Ende her erzählt und der retrospektive Blick auf die verlorene Jugend von der Resignation bestimmt wird, ist der Text zudem als eine Kontrafaktur des Entwicklungsschemas der Klassik zu lesen. „Die Welt hat sich so in die Breite verloren, daß an das liebevolle Pflegen eines Talents, an das sorgsame Betrachten stiller Entwicklung gar nicht mehr zu denken ist.“<sup>32</sup> Das Nebeneinander der Diskurse, das die Geistesgeschichte der Jahre nach den Karlsbader Beschlüssen charakterisiert, bedingt die ontologische Orientierungslosigkeit und innere Haltlosigkeit des Menschen, die zum Signum des Paradigmenwechsels der Moderne werden sollte.

---

<sup>29</sup> Ebd., S. 133.

<sup>30</sup> Ebd., S. 136.

<sup>31</sup> Vgl. hierzu auch Mirjam Springer. „Kein Blick ins Offene. Immermanns „Papierfenster eines Eremiten“ und die Restauration“. *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 105 (1997): S. 137-147.

<sup>32</sup> Immermann. Werke (wie Anm. 4). Bd. I, S. 198.

## III.

Während Karl Immermann thematisiert, wie der Mensch zum Objekt der Erfahrung von Einsamkeit wird und damit bereits auf den Diskurs der Moderne verweist, zeigt Adalbert Stifter den Menschen als Subjekt der Einsamkeit. Indem diese eine Haltung ist, zu welcher der Einzelne sich herangebildet hat, spiegelt sich in seiner 1848 erstveröffentlichten und 1852 in überarbeiteter Form erneut publizierten Erzählung *Kalkstein* noch einmal der Bildungsgedanke der Klassik.

Die unglückliche und verfehlte Jugend ist in Stifters Erzählung eine ambivalente Chiffre: Sie versinnbildlicht einerseits das lebensweltliche Ungenügen des Individuums und andererseits das Leiden des Einzelnen an den Bedingungen der Zeit. Bereits der Anfang der Erzählung verdeutlicht, daß Stifter den strukturellen Widerspruch von Individuum und Lebenswelt als eine anthropologische Konstante versteht, mit der auseinanderzusetzen Aufgabe jeder Generation ist: „Ich erzähle hier eine Geschichte, die uns einmal ein Freund erzählt hat, in der nichts Ungewöhnliches vorkömmt, und die ich doch nicht habe vergessen können.“<sup>33</sup> Er überführt damit den Bildungsgedanken Goethes nicht nur in ein überzeitliches Konzept, sondern erneuert ihn zugleich für die eigene Gegenwart. Das Thema vor dessen Hintergrund der Erzähler seine Geschichte entfaltet, das zum Anlaß seines Erzählens wird, ist die Frage, „wie die Geistesgaben an einen Menschen vertheilt sein können“<sup>34</sup> – wie also der Einzelne mit seinen je individuellen Fähigkeiten und Möglichkeiten nicht nur ein Bewußtsein seiner selbst zu entwickeln vermag, sondern im sozialen Raum bestehen kann.

Gleich Immermann nutzt Stifter die Möglichkeiten des multiplen Erzählens, die durch Rahmen- und Binnenerzählung entstehen: Der Geometer, der in der ersten Person von seinen Erinnerungen an die Begegnungen mit dem Pfarrer im Steinkar erzählt, überantwortet die Autorität über das Erzählte an der Stelle dem Pfarrer selbst, da dieser die Erinnerungen an seine Jugend ausbreitet. Aus der Gegenwart des Zeitpunktes, zu dem der Geometer seine Aufzeichnungen niederlegt, geht der Blick zurück, einerseits zur ersten Begegnung anläßlich einer „Kirchenfeier-

<sup>33</sup> Adalbert Stifter. Werke und Briefe. Historisch-kritische Gesamtausgabe. Hg. Alfred Doppler/Wolfgang Frühwald. Stuttgart [u.a.]: W. Kohlhammer, 1978ff. Bd. II,2, S. 63.

<sup>34</sup> Ebd.

lichkeit“ in Schauendorf, andererseits zu dem zufälligen Wiedersehen im Steinkar, wo der Pfarrer von seiner Jugend erzählt.<sup>35</sup> Diese absteigende Folge retrospektiver Betrachtungen nimmt die Vergangenheit in die Gegenwart, ohne jedoch das Gewesene zu einem Fluchtpunkt, das Erinerte zu einem innerpsychischen Refugium des gegenwärtigen Lebens werden zu lassen. Vielmehr akzentuiert die wiederholte erzähltechnische Rückschau die Vergangenheit als einen Teil der Gegenwart und schließt so Rahmen- und Binnenhandlung zusammen. Dies wird auch in den Jugenderinnerungen des Pfarrers deutlich, die nicht von dem Bewußtsein des Verlorenen oder nie Erreichten dominiert werden, sondern das Gewesene auf das Gegenwärtige beziehen und so das Bildungsmodell der Klassik fortschreiben: „Bemerken Sie wohl, ich erzähle es nicht, weil es wichtig ist, sondern, damit Sie sehen, wie alles so gekommen ist, wie es jetzt ist [...].“<sup>36</sup> Nicht das Scheitern von Hoffnung ist das Thema, sondern der gelungene Versuch, das Scheitern überwunden zu haben.

Die ersten bewußten Berührungen mit der Welt sind für den Pfarrer mit einem ahnungsvollen Erkennen der eigenen Unzulänglichkeit verbunden.

Die Buchstabennamen wollten mir nicht einfallen, dann konnte ich die Silbe nicht sagen, die sie mir vorstellten, und beim Lesen waren die großen Wörter sehr schwer, und es war eine Pein, wenn sehr lange kein Beistrich erschien. In der Rechnung befolgte ich die Regeln, aber es standen am Ende meistens ganz andere Zahlen da, als uns heraus kommen mußten. Bei dem Schreiben hielt ich die Feder sehr genau, sah fest auf die Linie, fuhr gleichmäßig auf und nieder, und doch standen die Buchstaben nicht gleich, sie senkten sich unter die Linie, sie sahen nach verschiedenen Richtungen, und die Feder konnte keinen Haarstrich machen.<sup>37</sup>

Das kindlich unbestimmte Gefühl des Ungenügens, das durch die erzählerische Strategie herausgestellt wird, das Scheitern des Pfarrers mit dem Gelingen seines Zwillingsbruders zu kontrastieren, verfestigt sich in der Jugend zu einer Gewißheit. So berichtet er von dem Latein- und Griechischunterricht: „Ich war zwar auch recht fleißig, und im Anfange eines jeden Dinges ging es nicht übel, ich verstand es, und konnte es sagen und machen; aber wenn wir weiter vorrückten, entstand eine Verwirrung,

---

<sup>35</sup> Ebd., S. 64.

<sup>36</sup> Ebd., S. 99.

<sup>37</sup> Ebd., S. 103.

die Sachen kreuzten sich, ich konnte mich nicht zurecht finden, und hatte keine Einsicht.<sup>38</sup> Und weil sich das Erzählen Adalbert Stifters immer in der Variation wiederkehrender Muster vollzieht, sind auch die späteren Lehrjahre Spiegelungen der frühen Erfahrung.

Aber auch hier war es genau wieder so, wie es in allen vorhergegangenen Dingen gewesen war. Der Bruder arbeitete schnell, und seine Arbeitsstücke waren schön. Ich machte es genau so, wie der Lehrmeister es angab, aber meine Stücke wurden nicht so, wie sie sein mußten, und wurden nicht so schön wie die meines Bruders.<sup>39</sup>

Die Erzählung seiner Jugend verdichtet sich in dem wiederholten Anathema: „Bei mir war das anders.“<sup>40</sup>, in der im parataktischen Satzbau sich spiegelnden und zu einer Unumstößlichkeit werdenden Gewißheit einer Unmöglichkeit: „Ich konnte das nicht.“<sup>41</sup> Das Auseinanderfallen von Erzählzeit und erzählter Zeit, der strukturelle Widerspruch zwischen der kindlichen Tragik, den Ansprüchen des Elternhauses wie der Gesellschaft nicht genügen zu können, sowie dem objektivierenden Berichtstil, endet in der vorsichtig angedeuteten Liebesgeschichte zwischen dem Heranwachsenden und der Tochter der Nachbarin. Über die behutsame Begegnung zwischen dem jungen Mann und dem Mädchen, über die wenigen Worte, die durch das die beiden Menschen symbolisch trennende Eisengitter gewechselt werden und über die zaghafte Annäherung, die durch ein einziges Wort ihrer Mutter zu einer Unmöglichkeit wird, schreibt Martin Heidegger in Anspielung auf Emil Staiger: „So scheu ist keine andere Erzählung der Geschichte einer Liebe, so gewaltig keine Sanftmut des Nievergessens.“<sup>42</sup> Indem der Erzähler das Geschehen nicht kommentiert und den erlittenen Schmerz beinahe unbeteiligt referiert („Ich meinte damals, daß ich mir die Seele aus dem Körper weinen müsse.“<sup>43</sup>), akzentuiert er das Goethesche Paradigma der Entsagung als eine aktive psychische Leistung, als einen Gegenentwurf zu dem Ungenügen gegenüber den Ansprüchen des Elternhauses sowie dem erfahrenen Liebesverlust.

<sup>38</sup> Ebd., S. 104.

<sup>39</sup> Ebd., S. 106.

<sup>40</sup> Ebd., S. 103.

<sup>41</sup> Ebd., S. 104.

<sup>42</sup> Hannah Arendt/Martin Heidegger. *Briefe 1925 bis 1975 und andere Zeugnisse*. Hg. Ursula Ludz. Frankfurt a.M.: Klostermann, 1998. S. 85.

<sup>43</sup> Stifter. *Werke und Briefe* (wie Anm. 33). Bd. II,2, S. 116.

Eine Begründung für das Mißlingen der schulischen wie beruflichen Ausbildung gibt der Pfarrer nicht. Sein Bericht zeichnet sich vielmehr durch eine das eigene Erleben distanziert betrachtende und chronologisch reihende Erzählweise aus. Während die Erzählungen und Romane Rainer Maria Rilkes, Robert Musils oder Hermann Hesses, die in den letzten Jahren des 19. und den ersten des 20. Jahrhunderts erscheinen, den für jede gesellschaftliche Sozialisation charakteristischen Konflikt zwischen den Wünschen und Erwartungen des jungen Menschen und den normativen Traditionen und Konventionen der Gemeinschaft thematisieren und in der Nachfolge der psychologischen Romane des Aufklärungszeitalters die daraus resultierenden innerseelischen Deformationen und Verwerfungen betrachten, verfolgt *Kalkstein* ein anderes erzählerisches Interesse.<sup>44</sup>

Das 16. Buch seiner Erinnerungsschrift *Dichtung und Wahrheit* eröffnet Goethe mit einem Exkurs über den jüdischen Philosophen Spinoza, die als eine Reflexion über das in den *Wahlverwandtschaften* bereits umrissene und in *Wilhelm Meisters Wanderjahren* zur Reife gekommene Konzept der Entsagung zu verstehen ist: „So manches was uns innerlich eigenst angehört, sollen wir nicht nach außen hervorbilden; was wir von außen als Ergänzung unseres Wesens bedürfen, wird uns entzogen, dagegen aber so vieles aufgedrungen, was uns so fremd als lästig ist.“<sup>45</sup> Damit erschließt sich das äußerlich karge Leben des Pfarrers als ein Sinnbild für die Goethesche Dialektik des Innen und Außen. „Und in dieser abscheulichen Gegend haben wir uns wiedergefunden.“, sagt der Geometer bei der ersten, zufälligen Begegnung im Steinkar. Und dieser antwortet: „Sie ist, wie sie Gott erschaffen hat [...] es wachsen hier nicht so viele Bäume wie in Schauendorf, aber manches Mal ist sie auch schön, und zuweilen ist sie schöner als alle andern in der Welt.“<sup>46</sup> Der Verzicht auf die Welt, der sich in dem gewählten geistlichen Amt ebenso andeutet wie in dem einfachen und schlichten Leben im Steinkar, ist zugleich ein Gegenentwurf zu dem Leidenschaftlichen und Emotionalen der Jugend. Daß *Kalkstein* als eine Kontrafaktur des *Werthers* im 19. Jahrhundert gelesen werden kann, spiegelt sich zudem in den intertextuellen Verweisen auf den Erstlingsroman Goethes. Wie Werther Lotte beim Schneiden schwarzen Brotes beobachtet<sup>47</sup>, so offeriert der Pfarrer dem Geometer „mehre-

<sup>44</sup> Vgl. hierzu Sikander Singh. *Hermann Hesse*. Stuttgart: Reclam, 2006. S. 83.

<sup>45</sup> Goethe. Gedenkausgabe (wie Anm. 26). Bd. X, S. 731.

<sup>46</sup> Stifter. Werke und Briefe (wie Anm. 33). Bd. II,2, S. 69.

<sup>47</sup> Goethe. Gedenkausgabe (wie Anm. 26). Bd. IV, S. 282.

re Stücke schwarzen Brotes<sup>448</sup>. Und wie die Gewitterszene im Brief vom 16. Juni zu einer Chiffre wird für eine fiebrig-rauschhafte Emotionalität<sup>49</sup>, so wird das sommerliche Unwetter in *Kalkstein* zu einem Sinnbild für die Überwundenheit und endliche Geklärtheit emotionaler Bewegung: „Ich hatte selten ein solches Gewitter erlebt. Der Pfarrer saß ruhig und einfach an dem Tische des Stübchens, und das Licht der Talgkerze beleuchtete seine Gestalt.“<sup>450</sup> Im Gegensatz zu Werther, der durch die unerfüllte Liebe in der Jugend scheitert, hat der Pfarrer sich aus dem Ungeklärten und Verworrenen seiner nicht zur Entfaltung gekommenen Liebe gelöst. Er hat die Notwendigkeit zum Rückzug aus den Gefühlen erkannt, die er zugleich fortzuführen wünscht. Stifters literarische Reflexion über Goethes Werk dokumentiert die Kontinuität Goethescher Themen und Motive in der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts ebenso wie das Bemühen einer nachgeborenen Generation zu literarischen Ausdrucksformen und Metaphern zu finden, die der Gegenwart gemäß sind. Aus dieser literarhistorischen Perspektive betrachtet, erweist sich Stifters Erzählung zudem als eine Reflexion über die geistesgeschichtliche Disposition der eigenen Gegenwart.

Mit der Geschichte des Pfarrers verflochten ist auch der Lebensbericht seines früh verstorbenen Zwillingbruders. Es ist die Geschichte eines guten Schülers und erfolgreichen Lehrlings, der das vom Vater ererbte Handwerk fortsetzend nicht durch eigenes Versagen scheitert, sondern den Bedingungen und Mechanismen einer neuen Zeit nicht gewachsen ist.

Mein Bruder hatte einen großen Wechsler, der ihm stets auf Treu und Glauben das Geld für laufende Ausgaben bis zu einer festgesetzten Summe lieferte, um sich nach Umständen immer wieder auszugleichen. Ich weiß es nicht, haben andere Leute meinem Bruder den Glauben untergraben, oder hat der Wechsler selber, weil zwei Handelschaften, die uns bedeutend schuldeten, gefallen waren, und uns um unseren Reichthum brachten, Mißtrauen geschöpft: er weigerte sich fortan die Wechsel unseres Hauses zu zahlen.<sup>51</sup>

Uwe C. Steiner hat bereits darauf aufmerksam gemacht, daß Stifter in diesem zur Geschichte des Pfarrers komplementär angelegten Gesche-

<sup>48</sup> Stifter. Werke und Briefe (wie Anm. 33). Bd. II,2, S. 78.

<sup>49</sup> Goethe. Gedenkausgabe (wie Anm. 26). Bd. IV, S. 287.

<sup>50</sup> Stifter. Werke und Briefe (wie Anm. 33). Bd. II,2, S. 78.

<sup>51</sup> Ebd., S. 116.

hen die konkurrenzkapitalistischen Marktmechanismen darstellt, die sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts entwickelt haben und innerhalb derer der Geldverkehr zu der zentralen Instanz geworden ist.<sup>52</sup> Der Bruder führt seine Gerberei nach den vom Vater übernommenen Prinzipien fort, die jedoch ihre Gültigkeit im Kontext der eingetretenen Veränderungen verloren haben. Als literaturgeschichtliches Bindeglied zwischen der Darstellung der Industrialisierung in Goethes *Wanderjahren* und der Reflexion über die Implikationen des Kapitalverkehrs in Gottfried Kellers *Martin Salander* ist *Kalkstein* auch ein Beitrag zum ökonomiekritischen Diskurs des 19. Jahrhunderts.

Stifters unter dem Eindruck der politischen Umwälzungen des Revolutionsjahres 1848 entstandene Geschichte zweier ungleicher Brüder thematisiert die Schwierigkeit einer jungen Generation, nach dem politisch-sozialen wie geistesgeschichtlichen Paradigmenwechsel der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu bestehen. Der lebensweltliche Verzicht und die Rückbesinnung des jüngeren Bruders auf die Religion ist eine Chiffre für den Rückzug des Menschen aus dem sozialen Raum. Zugleich ist das ihm immanente Motiv der Entsagung der Versuch, eine Antwort auf die Ansprüche und Forderungen der neuen Zeit zu formulieren. Die paradoxe Ambivalenz dieses Bildes verweist bereits auf die dialektische Seinserfahrung des modernen Menschen. Der Pfarrer in Stifters Erzählung findet in der Entsagung zu sich selbst, und er findet in der Introspektive die Einsamkeit, in der Einsamkeit die Welt und in der Welt Gott. Die Komplexität des Bildes umfaßt damit zugleich die Dekonstruktion und die Affirmation des christlichen Weltbildes.

#### IV.

Sowohl thematische als auch formale Parallelen deuten darauf hin, daß Adalbert Stifter bei der Niederschrift seiner Erzählung *Kalkstein* von der Lektüre der zwischen 1831 und 1842 entstandenen Novelle *Der arme Spielmann* von Franz Grillparzer beeinflusst worden ist.<sup>53</sup> Indem Stifter in einer in der *Allgemeinen Zeitung* veröffentlichten Rezension zu dem im

<sup>52</sup> Uwe C. Steiner. „„Gespenschtige Gegenständlichkeit.“ Fetischismus, die unsichtbare Hand und die Wandlungen der Dinge in Goethes ‚Hermann und Dorothea‘ und in Stifters ‚Kalkstein‘“. *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 73 (2000): S. 627-653.

<sup>53</sup> Vgl. hierzu Stifter. Werke und Briefe (wie Anm. 33). Bd. II,2, S. 369f.

Jahrgang 1848 der *Iris* erschienenen *Armen Spielmann* die ruhige Beharrlichkeit des Unschuldigen, der sein Leben auf Weniges ausrichtet, herausstellt, betont er die auch für sein Werk zentrale Vorstellung einer Identität von Schönheit und Unschuld.<sup>54</sup>

Die zeitgeschichtliche Signifikanz des Erzählten, die bei Stifter mit dem Motiv der Entsagung verbunden ist, gestaltet Grillparzer als eine poetologische Reflexion über die Möglichkeiten der Kunst. Indem die Novelle mit den Genreszenen des Volksfestes, die am Beginn der Handlung stehen, an Goethes *Römischen Karneval* erinnert, hält sie die Balance zwischen zeitkritischem Anspruch und ästhetischem Vorbehalt gegen den revolutionären Umsturz der bestehenden Ordnung.<sup>55</sup> Der Spielmann Jakob, dem der Erzähler, der sich einen „leidenschaftlichen Liebhaber der Menschen, vorzüglich des Volkes“, nennt, auf einem Volksfest begegnet, hat sich wie der Pfarrer in *Kalkstein* und wie der Eremit in den *Papierfenstern* aus dem sozialen Leben zurückgezogen und lebt einsam, nur seinem Geigenspiel hingegeben, in einem ärmlichen Zimmer der Vorstadt.<sup>56</sup> Indem jedoch der Topos der Entsagung nicht im Sinne Goethes als Ausdruck einer abgeklärten, philosophisch-reflexiven Weltansicht erscheint, sondern in der Unmöglichkeit des Protagonisten begründet liegt, den an ihn gestellten lebensweltlichen Ansprüchen und Forderungen gerecht zu werden, gestaltet Grillparzers Novelle eine Kontrafaktur des Motivs. Der aufgeklärte Glaube an die Entwicklung des Menschen, der im Werk Goethes den Idealismus der Klassik spiegelt, weicht der resignativen Einsicht in eine den individuellen Gestaltungsmöglichkeiten deutliche Grenzen setzende Lebenswelt. Bereits die Jugend als die Entwicklungsstufe, da der Mensch sich seiner selbst bewußt geworden, die ihm eigenen Fähigkeiten und Möglichkeiten in den sozialen Kontext ein-

<sup>54</sup> Adalbert Stifter: Kunst- und Literaturbriefe aus Wien. *Allgemeine Zeitung (Beilage)* Nr. 249. 6. September 1847. Sp. 1985.

<sup>55</sup> Vgl. hierzu Thomas Baltensweiler. „Zu den politisch-sozialen Verweisen des Rahmens von Grillparzers ‚Der arme Spielmann‘“. *Colloquia Germanica. Internationale Zeitschrift für Germanistik* 32 (1999): S. 303. Die zeitgeschichtliche Relevanz der Erzählung akzentuiert auch Konrad Feilchenfeldt. Konrad Feilchenfeldt. „Die ‚Nobilitierung‘ der Prosa in Grillparzers ‚Der arme Spielmann‘“. *Schnittpunkt Romantik. Text und Quellenstudien zur Literatur des 19. Jahrhunderts*. Hg. Wolfgang Bunzel/Konrad Feilchenfeldt/Walter Schmitz. Tübingen: Niemeyer, 1997. S. 234f.

<sup>56</sup> Franz Grillparzer. *Sämtliche Werke*. Hg. Peter Frankl/Karl Pönbacher. München: Hanser, 1964. Bd. III, S. 147f.



bringt, konfrontiert Jakob mit der traumatischen Erfahrung des Ungenügens. Nicht genug, daß der Knabe im Rahmen einer Schulprüfung versagt, der Vater führt ihm das Scheitern unbarmherzig vor Augen:

Ein unredlicher Lehrer bestimmte im voraus, was er mich fragen werde, und so ging es vortrefflich. Endlich aber fehlte mir, es waren auswendig zu sagende Verse des Horaz – ein Wort. Mein Lehrer, der kopfnickend und meinen Vater anlächelnd zugehört hatte, kam meinem Stocken zu Hilfe und flüsterte es mir zu. Ich aber, der das Wort in meinem Innern und im Zusammenhange mit dem übrigen suchte, hörte ihn nicht. Er wiederholte es mehrere Male; umsonst. Endlich verlor mein Vater die Geduld. *Cachinnum!* (so hieß das Wort), schrie er mir donnernd zu. Nun wars geschehen. Wußte ich das eine, so hatte ich dafür das übrige vergessen. Alle Mühe, mich auf die rechte Bahn zu bringen, war verloren. Ich mußte mit Schande aufstehen, und als ich, der Gewohnheit nach, hinging, meinem Vater die Hand zu küssen, stieß er mich zurück, erhob sich, machte der Versammlung eine kurze Verbeugung und ging.<sup>57</sup>

Im Gegensatz zu den Schülerfiguren der Literatur des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts hinterfragt Jakob die an ihn gestellten Forderungen nicht. Während Hermann Hesse oder Robert Musil die jugendliche Revolte gegen die traditionellen Erziehungsinstanzen und Autoritäten thematisieren und als Konflikt von Selbst- und Fremdbestimmung individualpsychologisch ausleuchten, beschreibt Grillparzer eine Leidensfähigkeit, die nur in der Introspektive nach Lossprechung und Freiheit sucht. Der Widerspruch zwischen äußerer und innerer Welt klingt leitmotivisch bereits bei der ersten Begegnung des Erzählers und des Spielmannes an, der inmitten eines heiteren Volksfestes eine „unzusammenhängende Folge von Tönen ohne Zeitmaß und Melodie“ spielend, an dem Treiben der Menge keinen Anteil hat und ihr innerlich fern bleibt.<sup>58</sup>

Die Ambivalenz desjenigen, der sich seines eigenen Ungenügens schuldhaft bewußt ist und deshalb der Welt entsagt, spiegelt sich auch in der weiteren Geschichte Jakobs. Er lebt im Hinterhaus des väterlichen Anwesens und arbeitet in einer untergeordneten Position als Schreiber: „Ich dachte auf das und jenes und war nicht traurig und nicht froh.“<sup>59</sup> Auch seine vergebliche Liebe zu Barbara, der Tochter des Nachbarn, va-

<sup>57</sup> Ebd., S. 160.

<sup>58</sup> Ebd., S. 149.

<sup>59</sup> Ebd., S. 161.

riert dieses Lebensthema. Während der Eremit in Immermanns *Papierfenstern* von Coelestine zurückgewiesen wird und damit die Erfahrung Werthers wiederholt, spiegelt sich in der unglücklichen Jugendliebe Jakobs die Unfähigkeit des Protagonisten, im sozialen Raum zu bestehen. Weil er nach dem Tod seines Vaters sein Erbe an einen Betrüger verliert und damit die Grundlage einer bürgerlichen Existenz einbüßt, wird Barbara von ihrem Vater mit einem Fleischer verheiratet. Was einerseits als Kritik an den bürgerlichen, vom ökonomischen Zwang bestimmten Konventionen gelesen werden kann, vervollständigt andererseits das Bild einer Lebensgeschichte, die in die Vereinsamung führt. Jakobs Regression wird jedoch nicht von dem Bewußtsein der Isolation und Verzweiflung bestimmt, sondern von der durch den Erzähler der Rahmenerzählung als Illusion dekuvierten freundlichen Täuschung, in der Musik ein Substitut für die verweigerte Teilhabe an der Welt gefunden zu haben.<sup>60</sup> Die Violine, auf die Jakob sich nach dem Scheitern seiner Jugendliebe besinnt, ist das ambivalente Symbol für die unverbrüchliche Treue und die künstlerische Ambition, die zum Ersatz für die Liebeserfüllung werden. Günter Peters hat in seiner Studie zu Grillparzers Novelle das dissonante Violinspiel Jakobs als „Negation von Musik“ bezeichnet, die als „die Reduktion der Kunst vor dem Untergang in die verführerischen Kräfte der Musik und vor dem Fall in die Lebensverzweigung“ schützt.<sup>61</sup> Weil Innen- und Außenwelt auseinanderfallen, wird die Kunst nicht als ein Prozeß der Sublimation beschrieben, sondern dient als eine Chiffre für den Menschen, der sich im eigenen Innenraum verloren hat. Das Motiv der Entsagung gewinnt bei Grillparzer auch deshalb eine neue, veränderte Qualität, weil das lebensweltliche Unvermögen, der Verlust sozialer Bindungen für den Spielmann zu der Voraussetzung wird, das Scheitern als Gelingen zu empfinden.

Die Entsagung als Antwort auf das Inkongruente von Anspruch und Wirklichkeit, welche Jakobs Lebensgeschichte seit der Jugend bestimmt, ist ein Sinnbild für das Leiden einer Epoche. Daß Grillparzers *Armer Spielmann* entstehungsgeschichtlich von den politischen und geistesge-

<sup>60</sup> Heinz Politzer bezeichnet den „Armen Spielmann“ als die Geschichte „einer Desillusion, von der aber der Enttäuschte bis an sein Ende nichts merkt“. Heinz Politzer. *Franz Grillparzer oder Das abgründige Biedermeier*. Wien [u.a.]: Fritz Molden, 1972. S. 376.

<sup>61</sup> Günter Peters: „Verfallsgeschichten vom Fortschritt der Kunst. Künstlerfigurationen bei Hoffmann, Diderot, Balzac, Poe und Grillparzer“. *Arcadia. Zeitschrift für vergleichende Literaturwissenschaft* 29 (1994): S. 179.

schichtlichen Veränderungen der 1830er und 1840er Jahre beeinflusst worden ist, hat bereits Thomas Baltensweiler herausgearbeitet.<sup>62</sup> Während die Schriftsteller des Jungen Deutschlands, die aus der Erkenntnis der Unvereinbarkeit von Ideal und Wirklichkeit die klassische Vorstellung der Eigengesetzlichkeit der Kunst hinterfragen und in einen gesellschaftlichen Anspruch überführen, ist Grillparzers Novelle eine Reflexion über das Verharren in der Tradition. Indem das Ideal nur noch in der Weltflucht, im „esoterischen Bereich der Innerlichkeit“ bewahrt wird<sup>63</sup>, hinterfragt die Geschichte des armen Spielmanns nicht nur die Ästhetik des Biedermeier, sondern antizipiert kritisch die literarischen Tendenzen, die im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert die klassisch-romantischen Kunstanschauungen fortschreiben.

## V.

Das Nebeneinander von Jugend und lebensweltlichem Verzicht, die Spannung zwischen jugendlichem Unabhängigkeitsstreben und Resignation, das sich in Werken Immermanns, Stifters und Grillparzers spiegelt, dokumentiert nicht nur den politisch-gesellschaftlichen Widerspruch der Restaurationszeit, sondern auch die gegenläufigen Tendenzen der Geistesgeschichte, die für die dreißiger und vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts kennzeichnend sind. Die motivgeschichtlichen Parallelen in der erzählenden Kurzprosa der Jahre 1822 bis 1848 zeigen jedoch, daß die ideen- und mentalitätsgeschichtlichen Ansätze, welche die literarhistorische Betrachtung der Restaurationszeit maßgeblich geprägt haben, diese Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen nivellierten. Die Erzählungen Immermanns, Stifters und Grillparzers dokumentieren eine Zeitgenossenschaft, die – über die Auseinandersetzung mit den geistes- und politikgeschichtlichen Entwicklungstendenzen der Zeit hinaus – in dem Versuch parallel verläuft, die poetologische Verunsicherung durch die Fortschreibung tradierter Vorstellungen nicht zu relativieren, sondern offenzulegen. Im Gegensatz zu den unter programmatischen Aspekten als Vormärz subsumierten Schriftstellern, die sich in der Tradition der

<sup>62</sup> Baltensweiler. Politisch-soziale Verweise (wie Anm. 55). S. 297-307.

<sup>63</sup> Richard Brinkmann. *Wirklichkeit und Illusion. Studien über Gehalt und Grenzen des Begriffs Realismus für die erzählende Dichtung des neunzehnten Jahrhunderts*. Tübingen: Niemeyer, 1957. S. 130.

Aufklärung sehen, weil ihr Glaube an einen historischen Fortschritt mit der aufgeklärten Vorstellung vom Fortschritt menschlicher Entwicklung vergleichbar ist und so die Vergangenheit als eine Projektionsfläche für die positiven wie negativen Möglichkeiten der eigenen Zeit erscheint, eröffnen die Prosaerzählungen Immermanns, Stifters und Grillparzers literarische Reflexionsräume.<sup>64</sup>

In der Abgeschlossenheit des Lebens, das ihre Erzählungen thematisieren, ist das Sein-lassen keine Option des Verstummens und endlichen Verschwindens, sondern eine ontologische Haltung, die durch die Distanz zu den Diskursen der Gegenwart die Möglichkeit eröffnet, diese zwar nicht zu verändern, aber zu erklären und zu verstehen. Das Zitat ist in diesem Kontext nicht nur intertextueller Rekurs, sondern Substitut eines poetologischen Neubeginns. Im Gegensatz zum Vormärz, der sich von den im Kontext der Klassik und Romantik diskutierten Vorstellungen durch Polemik und Traditionsbruch zu emanzipieren sucht, spiegelt sich in der reflexiven Haltung der Erzählungen Immermanns, Stifters und Grillparzers eine dialektische Gleichzeitigkeit von Bewahrung und Veränderung. Als Fluchtpunkt und Regressionsraum wird die Literatur zu einem Medium der Selbstreflexion der Jugend und bestätigt auf diese Weise das von Hans-Heino Ewers konstatierte „Einfrieren der Adoleszenz“ im Restaurationszeitalter.<sup>65</sup> In seiner Schrift über die *Romantische Schule* erklärt Heinrich Heine dieses Moment des Stillstandes vor dem Hintergrund der paradigmatischen Funktion der Werke Goethes für die Literatur der jungen Generation seiner Zeit: „Wie schon erwähnt, wir tadelten die Unfruchtbarkeit seines Wortes, das Kunstwesen, das durch ihn in Deutschland verbreitet wurde, das einen quietisirenden Einfluß auf die deutsche Jugend ausübte, das einer politischen Regenerazion unseres Vaterlandes entgegenwirkte.“<sup>66</sup>

Während Goethes Konzept der Entsagung – als Instrument eines lebensweltlichen Gestaltungswillens – Ausdruck ist des idealistischen Bildungs- und Erziehungsideals der Weimarer Klassik, ist der lebensgeschichtliche Verzicht in den Erzählungen der Restaurationsepoche eine notwendige Reaktion auf die Erscheinungen der Zeit. Das für die Entsagung konstitutive Moment der freien Willensentscheidung, das in den

<sup>64</sup> Vgl. hierzu auch Helmut Koopmann. *Das Junge Deutschland. Analyse eines Selbstverständnisses*. Stuttgart: J. B. Metzler, 1970. S. 105.

<sup>65</sup> Ewers. Jugend – ein romantisches Konzept? (wie Anm. 2). S. 60.

<sup>66</sup> Heine. Gesamtausgabe (wie Anm. 3). Bd. VIII, 155f.

*Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten*, den *Wahlverwandtschaften* wie den *Wanderjahren* akzentuiert wird, weicht dem resignativen Rückzug aus dem sozialen Lebensraum, der ursächlich von der Dominanz der tradierten Paradigmen gegenüber den Vorstellungen der nachgeborenen Generation bestimmt wird. Damit zeichnet sich bereits in der erzählenden Prosa der Restaurationszeit eine Tendenz ab, die in den Romanen und Erzählungen des Realismus in einer paradoxen Ambivalenz des Entsagungsbegriffs kulminiert: In der Prosa der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gründet der Verzicht einerseits auf dem freien Willen des Menschen, ein Begehrtes zu entäußern, andererseits auf der resignativen Einsicht in eine Situation, die den Möglichkeiten des Einzelnen Grenzen aufzeigt.

Die literarischen Repräsentationen der Jugend in der Restaurationszeit spiegeln die Prozesse gescheiterter Individualisierung und mißlungener Sozialisierung, die von der Aussichtslosigkeit bedingt werden, sich von den Vorstellungen und Werten der Vätergeneration zu emanzipieren. Die intertextuellen Rekurse der Erzählungen auf Goethes Werke verfolgen nicht die Strategie einer Vervielfältigung von Bedeutung im Sinne eines poetologischen Konzeptes, das Polyvalenz als integralen Bestandteil von Literarizität begreift. Vielmehr wird das Zitat zu einem Signum für die Unmöglichkeit der Emanzipation von den ästhetischen Paradigmen der vorangegangenen Generation. Das von Rousseau initiierte und von Goethe geprägte Jugendkonzept des 18. Jahrhunderts wird in dem politischen wie sozialen Klima, das von den Karlsbader Beschlüssen des Jahres 1819 bestimmt wird, als eine Folie zitiert, vor deren Hintergrund der mißlungene Aufbruch der jungen Generation um so deutlicher in das Bewußtsein des Lesers tritt. Indem die einsamen Protagonisten in den Erzählungen Immermanns, Stifters und Grillparzers Ausdruck der dialektischen Erfahrung sind, daß der Mensch die Einsamkeit als einen Ort anthropologischer Besinnung braucht und sich zugleich aus ihr herauswünscht, bilden sie einen Gegenentwurf zu dem aus der Verzweigung geborenen Akt der Revolte, den Goethe mit dem Freitod Werthers an das Ende seines Romans stellt. Die Entsagung wird so zu einer ambivalenten Chiffre: Als Reaktion der Jugend auf die verweigerte Möglichkeit eines politischen Neubeginns ist sie eine Antwort auf die nicht zu lösende Problematik der Zeit. Indem die Protagonisten Immermanns, Stifters und Grillparzers den Schematismus einer normgerechten Jugend aufbrechen, wird ihr Rückzug in den psychischen Innenraum zum Regulativ im Prozeß der Erfahrung des eigenen Ungenügens in der Welt, werden sie zu Sinnbildern des Stillstands im Zeitalter der Bewegung.

Nicolas Pethes (Hagen)

## „Ein Kind der Epoche“

Der Abschied vom Ideal juveniler Ursprünglichkeit  
in Findlingserzählungen von Marheinecke, Stifter und Gutzkow

Daß es die Jugend sei, die die gesellschaftlichen wie ästhetischen Tendenzen der Zeit bündele und vorantreibe, ist eine Ansicht, die sich wie ein roter Faden durch literarische Bewegungen vom Sturm und Drang über die Romantik bis hin zum programmatisch so genannten ‚Jungen Deutschland‘ zieht. Eine Gesellschaft, die sich immer weniger auf die zeitlosen Konstanten einer stratifizierten Gesellschaftsordnung zu stützen vermag, entdeckt in Kindheit und Jugend anstelle von Unvollkommenheit Perfektibilität<sup>1</sup> – eine Lebensstufe also, die der Dynamik und Zukunftsgerichtetheit der modernen Gesellschaft gerecht zu werden vermag.<sup>2</sup> Das damit einhergehende Vertrauen in ursprüngliche, natürliche Qualitäten der Jugend, wie es das 18. Jahrhundert immer wieder artikuliert, hat den Begleiteffekt, daß erzieherische Bemühungen eigentümlich obsolet scheinen müssen. Jugend ist eine Art Vollkommenheit des Unvollkommenen, und Erziehung – in Anschluß an Rousseau – bestenfalls als „negativ[e]“, d.h. jegliche Einwirkung auf den Zögling vermeidende, zu denken.<sup>3</sup> Hinzu kommen theoretische Problematisierungen wie diejenigen Kants, der darauf hinweist, daß eine Erziehung, die die „Freiheit“ des Zöglings zum Ziel habe, diese durch den pädagogischen „Zwang“ immer schon in Frage stelle.<sup>4</sup>

Rousseaus und Kants Infragestellung von Nutzen und Möglichkeit der Erziehung steht in deutlichem Widerspruch nicht nur zu ihren jewei-

---

<sup>1</sup> Vgl. Niklas Luhmann. „Frühneuzeitliche Anthropologie: Theorietechnische Lösungen für ein Evolutionsproblem der Gesellschaft“. *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*. Bd. 1, Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1980. S. 162-234, hier S. 212.

<sup>2</sup> Vgl. die Einleitung von Guenter Oesterle zu *Jugend – ein romantisches Konzept?* Hg. Guenter Oesterle. Würzburg: Königshausen und Neumann, 1997. S. 9-29.

<sup>3</sup> Jean-Jacques Rousseau. *Emile oder über die Erziehung*. Dt. Stuttgart: Reclam, 1963. S. 213.

<sup>4</sup> Immanuel Kant. „Über Pädagogik“. *Werke*. Hg. Wilhelm Weischedel. Bd. 10, Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1964. S. 691-761, hier S. 705.

ligen umfänglichen Ausführungen zum Thema. Das 18. Jahrhundert versteht sich insgesamt als „pädagogisches Jahrhundert“<sup>5</sup> und leitet neben der theoretischen Grundlegung des Primats der Erziehung vor der menschlichen Natur im Gefolge des französischen Materialismus<sup>6</sup> auch eine Reihe zentraler Reformbewegungen ein, die für die Institutionalisierung von Erziehung und Schulbildung im 19. Jahrhundert entscheidend waren.<sup>7</sup> Dem Diskurs über die natürliche Ursprünglichkeit der Jugend steht damit ein theorie- und institutionengeschichtlicher Prozeß entgegen, der die Konzepte Kindheit und Jugend einem pädagogischen Dispositiv zuordnet, das durch den Wechsel von der philanthropischen Erziehung zur neuhumanistischen Bildung einerseits<sup>8</sup>, von einer allgemeinen Pädagogisierung der bürgerlichen Gesellschaft andererseits, geprägt ist.<sup>9</sup> Dieser Umschlag eines antipädagogischen Ideals in einen praktischen pädagogischen Universalismus ist aber – man denke nur noch einmal an Rousseau – weniger ein Umschlag als eine paradoxe Simultaneität. Und diese Simultaneität erlaubt es, daß noch nachdem im 19. Jahrhundert die Institutionalisierung der bürgerlichen Pädagogik weit vorangeschritten ist, semantische Versatzstücke des Idealbilds der Jugend im pädagogischen Diskurs nachweisbar bleiben.

Im folgenden werden zu diesem Zusammenhang einige Überlegungen angestellt, die anhand einer motivischen Konstante in der Literatur über Kindheit und Jugend in der Mitte des 19. Jahrhunderts zeigen sollen, wie

<sup>5</sup> Vgl. etwa den Untertitel von Johann Gottlieb Schummels Satire auf die philanthropische Reformpädagogik von 1779, *Spitzbart. Eine komisch-tragische Geschichte für unser pädagogisches Jahrhundert*.

<sup>6</sup> Vgl. Claude-Adrien Helvétius. *Vom Menschen, seinen geistigen Fähigkeiten und seiner Erziehung*. Dt. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1972, S. 36f., aber auch Kant. „Über Pädagogik“ (wie Anm. 4), S. 691: „Der Mensch [...] ist nichts, als was die Erziehung aus ihm macht.“

<sup>7</sup> Vgl. *Theorie und Geschichte der Reformpädagogik. Teil 1: Die pädagogische Bewegung von der Aufklärung bis zum Neuhumanismus*. Hg. Dietrich Benner/Herwart Kemper. 2. Aufl. Weinheim/Basel: Beltz, 2003.

<sup>8</sup> Vgl. im Kontext einer Theorie theoretischer Paradigmenwechsel: Niklas Luhmann. „Theoriesubstitution in der Erziehungswissenschaft: Von der Philanthropie zum Neuhumanismus“. *Gesellschaftsstruktur und Semantik: Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*. Bd. 4, Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1981. S. 105-193.

<sup>9</sup> Vgl. im Kontext einer Theorie der Kontrollgesellschaft: Michel Foucault. *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Dt. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1976. S. 227f.

der erwähnte Diskurs des 18. Jahrhunderts gleichermaßen aufgegriffen und umgedeutet wird. Bezugspunkt dieses Wiederaufgreifens ist ein Ereignis im historischen Rahmen des Vormärz, der das antipädagogische Ideal einer gesellschaftsfernen Ursprünglichkeit von Kindheit und Jugend noch einmal empirische Wirklichkeit werden zu lassen versprach: das Auftauchen von Kaspar Hauser in Nürnberg im Jahre 1828.<sup>10</sup> Wie zuvor vergleichbare Funde im 18. Jahrhundert<sup>11</sup>, führte dieses Ereignis nicht nur zu emphatischen Unterstellungen, nun habe man endlich Gelegenheit, der unverfälschten Natur des Menschen ansichtig zu werden, sondern auch zu einer regen literarischen Produktion, die die Geschichten isoliert aufgewachsener Kinder mehr oder weniger fiktional ausgestaltet.<sup>12</sup>

Dieses Genre der Findlingsliteratur wird hier anhand zweier Romane und einer Erzählung aus dem Umkreis des Vormärz vorgestellt: 1834 publiziert der hegelianische Theologe Philipp Konrad Marheineke *Das Leben im Leibentuch*, 1853 veröffentlicht Adalbert Stifter *Turmalin* und 1870 erscheint unter dem Titel *Die Söhne Pestalozzi's* ein dreibändiger Roman von Karl Gutzkow. Alle drei Texte greifen die aktuelle Debatte über den Nürnberger Fund auf, und doch schreiben alle drei zugleich ein aus dem 18. Jahrhundert stammendes literarisches Genre fort, innerhalb dessen die Lebensgeschichten von Wolfs- und Findelkindern zum Prüfstein für die Idealisierung der natürlichen Ursprünglichkeit von Kindheit und Jugend wird.<sup>13</sup> Aufgrund dieser motivischen Konstante innerhalb eines gewandelten gesellschaftlichen und pädagogischen Umfelds läßt sich anhand von Marheinecke, Stifter und Gutzkow die Frage nach der Kontinuität des Konzepts einer idealisierten Jugend im Umfeld des Vormärz exemplarisch beantworten.

---

<sup>10</sup> Vgl. *Ich möchte ein solcher werden wie ... Materialien zur Sprachlosigkeit des Kaspar Hauser*. Hg. Jochen Hörisch. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1979.

<sup>11</sup> Vgl. Lucien Malson. *Die wilden Kinder*. Dt. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1972.

<sup>12</sup> Vgl. als Gesamtüberblick, der allerdings die hiesigen Beispiele nicht abdeckt: Ulrich Struve. *Der Findling Kaspar Hauser in der Literatur*. Stuttgart: Metzler, 1992. *Der imaginierte Findling. Studien zur Kaspar-Hauser-Rezeption*. Hg. Ulrich Struve. Heidelberg: Winter, 1995.

<sup>13</sup> Vgl. Nicolas Pethes: *Zöglinge der Natur. Der literarische Menschenversuch des 18. Jahrhunderts*. Göttingen: Wallstein, 2007.



## I. Zöglinge der Natur

Wenn Karl Gutzkow seinen Roman 1870 *Die Söhne Pestalozzi's* nennt, dann läßt dieser Titel am hohen Stellenwert der Pädagogik des 18. Jahrhunderts für die Literatur des 19. keinen Zweifel. Bereits 1838 hatte Gutzkow als „Kenner und Kritiker der zeitgenössischen Pädagogik“<sup>14</sup> mit seinem Roman *Blasedow und seine Söhne* der philanthropischen Reformbewegung des 18. Jahrhunderts eine kaum klausulierte Referenz erwiesen. Protagonist des späteren Romans ist der Dorfpfarrer Nesselborn, den „sein Vater, der ein einfacher Dorfschulmeister war, [...] zu Ehren des großen Reformators der neuen Schule Lienhard genannt hatte“.<sup>15</sup> Nesselborns Namenspathe ist mithin eine der beiden Titelfiguren aus der literarischen Version von Heinrich Pestalozzis Erziehungslehre, die 1781-1787 unter dem Titel *Lienhard und Gertrud* erschien – und es ist nur konsequent, daß Gutzkows Lienhard nicht nur ein Anhänger seines Schweizer Lehrmeisters ist, sondern auch eine Nichte namens Gertrud hat, die ihrerseits als Lehrerin tätig ist.

Diesem pädagogischen Personal steht die Vielzahl an pädagogischen Grundsatzdebatten zur Seite, die den Roman durchziehen, und in die der jungen Pfarrer immer wieder verstrickt wird, so etwa wenn der Medizinalrat des Orts Nesselborn als treuem ‚Sohn‘ Pestalozzis verkündet:

Man sollte unseren Pädagogen [...] nachgründlich zu Gemüth führen, daß es sich in der That nicht mehr darum handelt, blos Menschen zu bilden für eine einsame Insel in der Südsee, für ein Arkadien, das es gar nicht mehr giebt. Menschenerziehung –! Lieber Himmel, wir sind Deutsche, wir sind Deutsche des neunzehnten Jahrhunderts, sind Handwerker, Kaufleute, Officiere, Gelehr-

<sup>14</sup> Ute Promies. *Karl Gutzkow – Romanautor und kritischer Pädagoge*. Bielefeld: Aisthesis, 2003. S. 19. Im Unterschied zur früheren, äußerst spärlichen, Rezeption der beiden pädagogischen Romane Gutzkows, die stets die Differenzen zwischen Gutzkows Protagonisten und der Pädagogik Basedows und Pestalozzis hervorhoben, verortet Promies Gutzkow innerhalb der Rezeptionsgeschichte des Philanthropismus und identifiziert auch die zeitgenössischen Vorbilder für Gutzkows Romanpersonal. Promies' Monographie dient insgesamt dem Versuch, Gutzkows Spätwerk gegen eine ästhetisch wertende Literaturwissenschaft zu verteidigen, indem sie die gesellschaftskritischen Aspekte der Romane pointiert.

<sup>15</sup> Karl Gutzkow. *Die Söhne Pestalozzi's. Roman in drei Bänden*. Berlin: Otto Janke. Bd. 1, S. 68.

te – wir haben eine so streng bezeichnete Aufgabe im Leben zu lösen, daß wir nur Zeit verlieren [...] wenn wir dem Erzieher Raum geben, sich durch Philosophiren und ewiges Verallgemeinern in Widerspruch mit den gegebenen Verhältnissen zu setzen.<sup>16</sup>

Dieses Plädoyer erweist den Medizinalrat als verlorenen Sohn der Pädagogik des 18. Jahrhunderts. Anders als die philosophischen Ärzte der Aufklärung<sup>17</sup>, die noch den ‚ganzen Menschen‘ postuliert hatten, ist der moderne Medizinalrat Kind einer funktional ausdifferenzierten Gesellschaft, für die nicht mehr anthropologische Allgemeinbilder, sondern systemspezifische Kompetenzen – seien sie ökonomischer, politischer oder wissenschaftlicher Natur – zählen. Dieser modernen Sicht auf die Erziehung springt der ortsansässige Graf bei, wenn er Nesselborn vorhält:

Ja, für die Stände, für die einzelnen Lebensstellungen [...] sollte unmittelbar erzogen werden! Die Verallgemeinerung darf nicht zurückgehen bis auf den Menschen, der nur ein bloßer Begriff ist, ein Findling, ein Ausgesetzter der Wüste, der, wenn er die Schule verläßt, nicht weiß, was er im Leben beginnen soll! Wenn ich nicht irre, hat das jener andere Schweizer, der Herr von Fellenberg, vor Ihrem Heinrich Pestalozzi voraus [...], daß er an die Gesellschaft anknüpfte, wie sie einmal ist.<sup>18</sup>

Dem titelgebenden Pädagogen als leerem Idealisten wird eine pragmatische Erziehung entgegengehalten, die auf den Namen Fellenberg hört – jener Philipp Emanuel Fellenberg, dessen Erziehungsanstalt in Hofwyl der „pädagogischen Provinz“ in Goethes *Wilhelm Meisters Wanderjahre* Pate gestanden und der seine Pädagogik ausdrücklich als Gegenentwurf zu Pestalozzi verstanden hatte.<sup>19</sup> Eine spezialisierende Einübung bestimmter Fähigkeiten diene der Erziehung zum „Staatsbürger“<sup>20</sup>, und das bedeutet für den Grafen wie den Medizinalrat gleichermaßen: zur Funktionseinheit im jeweils spezifischen Produktionsprozeß.

---

<sup>16</sup> Ebd., S. 95.

<sup>17</sup> Vgl. Sergio Moravia. *Beobachtende Vernunft. Philosophie und Anthropologie in der Aufklärung*. Dt. München: Hanser, 1973.

<sup>18</sup> Gutzkow. *Söhne Pestalozzi's* (wie Anm. 15), S. 96.

<sup>19</sup> Vgl. Otto Kohlmeyer. *Die pädagogische Provinz in Wilhelm Meisters Wanderjahre. Ein Beitrag zur Pädagogik Goethes*. Langensaltza/Berlin/Leipzig: Julius Beltz, 1923.

<sup>20</sup> Gutzkow. *Söhne Pestalozzi's* (wie Anm. 15), S. 70.

Während hier konkrete Fähigkeiten eingeübt werden sollen, steht der Name Pestalozzi für ein abstraktes pädagogisches Ideal, und es ist auffällig, mit welcher Metaphorik sowohl der Medizinalrat als auch der Graf ihren Vorwurf der leeren Allgemeinheit dieses Ideals verdeutlichen: Der erste verweist auf die „einsame Insel in der Südsee“, der zweite auf einen „Findling“ und „in der Wüste“ Ausgesetzten. Diese Bildkomplexe – zu denen auch die Situierung der pädagogischen Utopie aus *Die Söhne Blasons* auf einer ‚Erziehungsinsel‘ gehört – sind im Zusammenhang mit einer Auseinandersetzung über das Erbe der Pädagogik des 18. Jahrhunderts alles andere als zufällig. Es handelt sich um Spielarten der Vorstellung vom ‚Naturmenschen‘, der – im Ausgang vom *homme sauvage* in Rousseaus *Discours sur l'inégalité* einerseits, seinem *Émile* als *élève de la nature* andererseits – das zentrale pädagogische Ideal der Zeit abgegeben hatte. Angesichts der üblen Auswirkungen des Prozesses der Zivilisation sei die ursprünglich gute Natur des Menschen nur unter möglichst vollständiger Vermeidung von Erziehung und Sozialisation zu bewahren – also womöglich auf jener „einsame[n] Insel in der Südsee“, die die Rousseauisten imaginierten.

Daß ein solcher natürlicher Mensch auch als „Ausgesetzter in der Wüste“ vorzustellen sei, bezieht sich auf Condillacs *Essai sur l'Origine des Connoissances Humaines* von 1746, in welchem er den Sprachursprung mittels des Gedankenexperiments rekonstruiert, „daß einige Zeit nach der Sintflut zwei Kinder beiderlei Geschlechts in der Wüste herumirrten, bevor sie die Verwendung irgendwelcher Zeichen kannten“. <sup>21</sup> Die Bezeichnung „Findling“ verweist dagegen auf die durchaus konkreten Funde isoliert aufgewachsener Menschen, die im 18. Jahrhundert immer wieder Aufsehen erregten – vom ‚Wild Peter‘ von Hannover bis zu Victor de l'Aveyron. <sup>22</sup> Dem Versprechen, Rousseaus Phantasie wie Condillacs Gedankenexperiment gleichermaßen empirischen Gehalt zu bieten, standen hier aber stets die ernüchternden Berichte derjenigen gegenüber, die in den wilden Kindern weniger der edlen Natur des Menschen als Wahnsinn und debiler Anlagen ansichtig zu werden meinten.

Die repräsentative Diagnose des renommierten Hirnforschers Franz-Josef Gall, „[t]he pretended savage of Aveyron, who is kept in the Insti-

<sup>21</sup> Etienne Bonnot de Condillac. *Essai über den Ursprung der menschlichen Erkenntnisse*. Dt. Reclam, 1977. S. 187.

<sup>22</sup> Vgl. Julia Douthwaite. „Homo ferus: Between Monster and Model.“ *Eighteenth Century Life* 20 (1997). S. 203-221.

tution of Deaf and Dumb at Paris, is an idiot in a high degree“<sup>23</sup>, brachte die Konjunktur zum Erliegen, die Projekte der Kindesisoliation zum besseren Studium der menschlichen Natur an der Wende zum 18. Jahrhundert noch genossen hatten: Kant sprach in seinen Vorlesungen über Pädagogik einem entsprechenden „Experiment“ das Wort.<sup>24</sup> In Frankreich ersuchte die *Société des Observateurs de l'homme* die Regierung um Erlaubnis „vier oder sechs Kinder [...] sorgfältig zu beobachten, nachdem man sie von Geburt an am selben umfriedeten Platz, fern jeder gesellschaftlichen Einrichtung ausgesetzt und die Entwicklung ihrer Ideen und ihrer Sprache dem natürlichen Instinkt überlassen hätte“.<sup>25</sup> Und Gebhard Friedrich August Wendeborn konkretisiert 1807 die entsprechende Versuchsanordnung in seinen *Vorlesungen über die Geschichte des Menschen und seine natürliche Bestimmung* wie folgt:

Wir werden alle als Wilde geboren, und wenn wir ohne Zählung und ohne Umgang mit gezähmten Menschen aufwachsen, würden wir Naturmenschen seyn und einen Naturstand bilden. Man könnte daher sicher behaupten, daß die Beobachtungen, Erfahrungen und Thatsachen, woraus die eigentliche und wahre Geschichte der Menschheit besteht, sich da am leichtesten würde sammeln lassen, wo ein Duzend Kinder, beiderlei Geschlechts, völlig abgesondert von anderen Menschen, in völliger Freiheit, in einem wohlverwahrten, weitläufigen Bezirke, etwa von der Größe und Beschaffenheit eines englischen Parks, nach Art des Wildes mit einander aufwachsen, und in solchem Zustande, der Natur gänzlich überlassen, ihre Tage mit einander verlebten.<sup>26</sup>

Seine Durchführung erlebte aber keines dieser Projekte. Das Studium der Natur des Menschen schien entweder zu Geisteskranken oder zu bloßen Hypothesen zu führen – oder aber, in produktiver Anverwandlung der erwähnten Gedankenexperimente aus dem Umkreis der französischen Anthropologie, zu funktionalen Szenarien, in denen die empirisch ertragslosen und faktisch undurchführbare Beobachtung der Naturkinder durchgespielt

<sup>23</sup> Johann Christoph Spurzheim. *The Physiognomical System of Drs. Gall and Spurzheim*. London: Baldwin, 1815. S. 71. Ähnlich hatte sich zuvor schon der Psychiater Philippe Pinel sowie, mit Blick auf den ‚Wilden Peter‘, der Naturhistoriker Johann Friedrich Blumenbach geäußert.

<sup>24</sup> Kant. „Über Pädagogik“ (wie Anm. 4), S. 699f.

<sup>25</sup> Jean-Louis Jauffret. „Einführung in die ‚Mémoires‘ der *Société des Observateurs de l'homme*“. Dt. in Moravia. *Beobachtende Vernunft* (wie Anm. 16), S. 209-219. Herv. im Orig.

<sup>26</sup> Gebhard August Friedrich Wendeborn. *Vorlesung über die Geschichte des Menschen und seine natürliche Bestimmung*. Hamburg: Bohn, 1807. S. 9f.

werden konnten.<sup>27</sup> Und tatsächlich finden sich seit der Mitte des 18. Jahrhunderts eine Vielzahl literarischer Texte, die die fragliche ‚negative‘ Erziehung zum Gegenstand ihrer Fiktionen machen: So stößt man etwa in Marivauxs Dramolett *La dispute* von 1748, das sich um die Wette dreht, ob Männer oder Frauen schuld an der Untreue in Liebesdingen seien, auf eine fast wörtliche Vorwegnahme von Wendeborns Prospekt:

Achtzehn oder neunzehn Jahre sind es her, daß unser ieziger Streit am Hofe meines Vaters entstanden ist. Er wurde hitzig getrieben und dauerte lang. Mein Vater, der von Natur ein ziemlicher Philosoph und nicht von Ihrer Meinung war, beschloß zur Entscheidung dieser Sache eine solche Probe anzustellen, die keinen Zweifel mehr übrig ließe. Einige Kinder, theils von Ihrem, theils von unserm Geschlecht, wurden auf seinen Befehl, gleich von der Wiege an, in einen Wald gebracht, wo er dieses Haus ganz besonders für sie hatte zurichten lassen. Jedem von Ihnen wurde seine eigene, abgesonderte Wohnung gegeben. Ein Platz, den sie bis jetzt noch inne haben, und niemals verliessen, so, daß sie auch niemals bisher einander sahen.<sup>28</sup>

Der weitere Verlauf des Dramas zeigt, wie die vier isolierten Jugendlichen erstmals aufeinandertreffen und dabei sämtliche Geschlechterklichs bestätigen, ohne aber die Wette entscheiden zu können.

Ein weiteres Beispiel für eine derartige Erziehungsgeschichte ist der aus dem Kontext der Robinsonaden stammende, unter dem an Ironie kaum zu überbietenden Pseudonym Jean-Jacques Rousseau erschienene Roman von Gaspard Guillaume Beaurieu aus dem Jahr 1763, *L'élève de la nature*:

Mit dreiundzwanzig Jahren lernte ich, daß es außer mir noch andere Menschen gibt, daß Raum und Zeit genau und präzise meßbar sind und daß der Raum drei, die Zeit aber nur eine Dimension hat und so weiter und so fort. All das lehrte mich ein alter Mann, den ich auf einem der äußersten Zipfel jener Insel traf, wo ich jetzt meine Memoiren schreibe. Ich wohnte schon lange hier, ohne je auf eine Menschenseele gestoßen zu sein. Ich hatte keine Ahnung, wie ich hierher gekommen war, und abgesehen von den

<sup>27</sup> Zum Modell des Gedankenexperiments in der Literatur vgl. Sigrid Weigel. „Das Gedankenexperiment: Nagelprobe auf die *facultas fingendi* in Wissenschaft und Literatur.“ In: *Science & Fiction. Über Gedankenexperimente in Wissenschaft, Philosophie und Literatur*. Hg. Thomas Macho/Annette Wunschel. Frankfurt/M.: Fischer, 2004. S. 183-205.

<sup>28</sup> Marivaux. *Der Streit*. Dt. Jena: Melchior, 1778. S. 6f.

Worten: ‚Laßt ihn in Ruh! Laßt ihn in Ruh!‘, die ich aber auch nur ein einziges Mal gehört hatte, waren niemals menschliche Laute an mein Ohr gedrungen. Ich kannte nur meine Insel und einige Tiere, in den ersten fünfzehn Jahren sogar nur das Innere eines großen, von allen Seiten geschlossenen Holzkäfigs, eine Fliege, ein paar Bündel Stroh sowie Fleisch, Brot, Obst und Wasser.<sup>29</sup>

Hier liegt eine doppelte Isolation vor: In der Gegenwart der Erzählung befindet sich der Erzähler auf einer einsamen Insel ohne gesellschaftliche Einrichtungen. Die ersten fünfzehn Jahre seines Lebens aber verlebte er in einem Käfig, der ihn nicht nur von der Gesellschaft, sondern überdies von jeglichem Sinnesreiz isoliert.

Die weitere Motivgeschichte des Szenarios – in Jean Pauls *Die unsichtbare Loge*, die mit der ‚herrnhutischen‘ Erziehung des Protagonisten Gustav in einem dunklen Keller einsetzt, Auguste Lafontaines *Der Naturmensch*, Kleists *Der Findling*, Walter Scotts *Legend of Montrose* und George Sands *François le champi* – kann hier nur angedeutet werden. Sie belegt die enge Verbindung zwischen einem anthropologischen und einem literarischen Modell von Kindheit und Jugend<sup>30</sup>, das darin begründet ist, daß ein anthropologisches Phantasma, da es sich als wissenschaftlich unbeobachtbar oder undurchführbar erweist, als narratives Szenario umge setzt werden kann.

Dieser Zusammenhang bildet die Grundlage für die Einordnung der weiteren Ereignisse in Gutzkows *Die Söhne Pestalozzi's*. Auch hier werden theoretische Debatten und Topoi, mit denen der Roman einsetzt, mit der konkreten Empirie konfrontiert, wenn am Ende des ersten Bandes ein siebzehnjähriger Knabe gefunden wird, der den Großteil seines Lebens ohne jede menschliche Gesellschaft in einem Kellerverlies verbracht hat. Es ist wenig überraschend, daß Lienhard Nesselborn, dem die Sehnsucht nach Naturmenschen zuvor bildreich vorgehalten worden war, diesen Findling als „Feierstunde der Natur“ sofort adoptiert:

Vater, dieser Knabe ist mein! Das ist der Urmensch – die Tafel, die noch des Lebens verworrene Runenschrift nicht bekritzelt hat mit den Vorurtheilen von Jahrtausenden – ! Das ist der Mensch,

<sup>29</sup> Gaspard Guillaume de Beaurieu. *Der Schüler der Natur*. Dt. Danzig: Wedel, 1766. S. 2.

<sup>30</sup> Zur „Diskursverknüpfung zwischen Jugend und Ästhetischem“ vgl. Oesterle. *Jugend* (wie Anm. 2), S. 12 und S. 14f. sowie Beatrice Mall-Grob. *Fiktion des Anfangs. Literarische Kindheitsmodelle bei Jean Paul und Adalbert Stifter*. Stuttgart: Metzler, 1999.

der neugeborne, der noch nicht das Licht, nicht die Luft erträgt [...] Vater, Vater, den will ich erziehen zum Muster der Menschheit – zur Glorie unserer Meister Sirach, Socrates, Christus, Baco, Rousseau, Pestalozzi.<sup>31</sup>

Dieser Ausruf ist einerseits als unmittelbarer Anschluß an den Diskurs der Spätaufklärung zu lesen. Gerade weil er aber in dieser emphatischen Weise ungebrochen ist, artikuliert er innerhalb eines 1870 erschienen Romans zugleich und andererseits einen deutlichen Anachronismus. Auf diesen Anachronismus weist der Roman durch die abweichenden, ‚modernen‘ Ansichten des Medizinalrats und des Grafen ausdrücklich hin. Indem Nesselborns pestalozzistischer Idealismus mit dem Bekenntnis zur pragmatischen Erziehung kontrastiert wird, weist Gutzkows Roman auf die neuen Ansprüche hin, denen pädagogische Ideale aus dem 18. Jahrhundert unter den Bedingungen des 19. zu genügen haben.<sup>32</sup>

Mit diesen neuen Ansprüchen geht auch ein neues Verständnis von Jugend einher, das einmal mehr einen deutlichen Ausdruck in der schönen Literatur findet. Wie Heinz Brüggemann gezeigt hat, wird das romantische Phantasma vom naturverbundenen, empfindsamen Jüngling bereits beim späten Tieck ironisch gebrochen. Die Erzählung *Waldeinsamkeit* von 1840 greift den Topos von der einsamen Natürlichkeit der Jugend noch einmal auf, indem ihr Protagonist tatsächlich in eine einsame Waldhütte versetzt wird. Im Verlauf der Erzählung wird diese Einsamkeit aber als „Heterotopie“ und die Jugend als „Heterochronie“ entlarvt, das heißt als wirklichkeitsfremde und anachronistische Versuche, ein Idealbild empirisch umzusetzen. Und indem Tieck den Wahn, Jugend auf Dauer stellen zu können, an seine eigene frühromantische Prägung „Waldeinsamkeit“ verweist, entlarvt er das Phantasma der Jugend zudem als bloß „poetische [...] Wahrnehmungsform.“<sup>33</sup>

<sup>31</sup> Gutzkow. *Die Söhne Pestalozzi's* (wie Anm. 15), Bd. 1, S. 381 und S. 379f.

<sup>32</sup> Damit argumentieren die Diskussionsteilnehmer bei Gutzkow quer zu Niklas Luhmanns Beschreibung, derzufolge die neuhumanistische Pädagogik des 19. Jahrhunderts auf der Substitution des auf praktische Glückseligkeit setzenden Philantropismus durch das transzendente Prinzip der vernünftigen Selbstbegründung des Subjekts basiert. Vgl. Luhmann. „Theoriesubstitution“ (wie Anm. 8).

<sup>33</sup> Heinz Brüggemann. „Entzauberte Frühe? Jugend als Medium literarischer Selbstreferenz in Ludwig Tiecks Novelle *Waldeinsamkeit*.“ *Jugend*. Hg. Oesterle (wie Anm. 2), S. 103-134, zitiert von S. 120.

Das verdeutlicht, wie sehr das Modell natürlicher Jugend und Erziehung in Gutzkows *Die Söhne Pestalozzi's* trotz aller motivischer Traditionslinien bereits einem anderen Paradigma angehört. Wie anhand der drei Findlingstexte aus der Mitte des 19. Jahrhunderts nun gezeigt werden soll, ist juvenile Ursprünglichkeit seit dem Kaspar Hauser-Fund kein pädagogisches Postulat mehr, sondern ein anachronistischer Topos, dessen Wiederaufgreifen deutlich zeigt, auf welche Weise „die Vor- und Nachmargeneration im Zeichen des Realismus das romantische Konzept Jugend als fatales Bündnis von Phantasie und Literatur kritisieren“ kann.<sup>34</sup>

## II. Philip Konrad Marheineke: *Das Leben im Leichentuch*

Die erste literarische Reaktion auf das Schicksal Kaspar Hausers ist der Briefroman *Das Leben im Leichentuch*, der 1834 anonym erscheint. Er präsentiert den Briefwechsel zwischen dem Geschwisterpaar Kunigunde und Roderich sowie deren Nichte Cecilie. Wie aus den Briefen hervorgeht, hatte Roderich 15 Jahre zuvor beschlossen, einen Säugling zu töten, der seinen Erbschaftsplänen im Wege stand. Cecilie hatte allerdings eine Briefnotiz mit einem Hinweis auf diesen Plan gefunden und das Kind, unter Mitwisserschaft ihrer Tante, durch einen eben gestorbenen anderen Säugling ersetzt, indem sie ihn der vermeintlichen Mutter unterstob. Cecilie legt „das todtte Kind in die Wiege, hüllte das Lebende nackt, wie es war in das Tuch des anderen“.<sup>35</sup> Dieses Leichentuch birgt für den auf diese Weise geretteten Säugling eine „fürchterliche Vorbedeutung für sein ganzes übriges Leben“<sup>36</sup>, da Cecilie und Kunigunde sich gezwungen sehen, ihn fern von aller Gesellschaft unterzubringen um zu vermeiden, daß Roderich Kenntnis von der Rettungstat gewinnen kann. Das Kind muß nicht nur in einer „ländlichen Einsamkeit“<sup>37</sup> untergebracht, sondern zudem davon abgehalten werden, jemals etwas über seine Herkunft zu erfahren bzw. verraten zu können.

Um dieses Ziel zu erreichen, kehrt Kunigunde die materialistische Auffassung, daß nur Erziehung den Menschen forme, in ihr Gegenteil um:

<sup>34</sup> Oesterle. *Jugend* (wie Anm. 2), S. 17.

<sup>35</sup> [Philip Konrad Marheineke]. *Das Leben im Leichentuch. Enthüllung eines argen Geheimnisses. In Briefen*. Berlin: August Mylius, 1834. S. 37.

<sup>36</sup> Ebd., S. 68.

<sup>37</sup> Ebd., S. 39.



Durch diese wird der Mensch Alles. Wer für Hohes bestimmt und geboren ist, muß auch dafür erzogen werden. Eben dieses giebt mir auch die Vorschrift für meine Handlungsweise mit dem Kinde, das diese Ansprüche nicht hat, nicht haben soll und kann. Nur durch den völligen Mangel aller Erziehung und alles Unterrichts wird ein Mensch, dem wir übrigens das Daseyn in der Welt nicht nehmen wollen, unfähig zu allem in der Welt und darin allein liegt für uns Sicherheit. [...] Selbst ein Kloster, in das er gesteckt werden könnte, selbst ein anderer Welttheil, in den er versetzt werden möchte, gab mir diese Sicherheit nicht. Ich mußte ihn daher in eine solche Lage bringen, durch die er uns vollkommen fremd werden konnte.<sup>38</sup>

Die Radikalität dieses Erziehungsplans ist darin zu sehen, daß er den Erziehungsentzug nicht mehr ansetzt um zu sehen, welche Fähigkeiten ein Kind ohne externen Einfluß von sich her zu entwickeln im Stande ist, sondern – ganz konform mit Theoretikern wie Condillac und Helvétius – um sicherzustellen, daß dieses Kind keinerlei Fähigkeiten entwickeln werde, darunter auch nicht die Fähigkeit, die Geschichte seiner Kindheit je zu verraten.

Um diesen Erziehungsentzug vollständig umzusetzen, wendet sich Kunigunde an ihren Diener Daniel, der ihr von einem geeigneten „Ort“ berichtet:

in guter Ferne, in U–, da, sagte er, liege das kleine Städtchen O–, und nahe am Thore ein Wald, wohl sechs Meilen lang, durch den die Landstraße nach S. gehe; mitten in dem Walde führe ein Holzweg rechts um ein eingestürztes steinernes Denkmal zu einem einsamen Häuschen, worin ein Freund von ihm wohne, ein Waldhüter, der keine andere Berührung mit Menschen habe, als die zu den allernothwendigsten gehöre. Der werde ihn auch [...] gewiß eng und knapp genug halten. ‚Der Kerl‘, setzte er hinzu, ‚kann machen, daß kein ordentlicher Mensch aus ihm wird‘.<sup>39</sup>

Cecilie protestiert gegen diese Einflußnahme auf den Jungen, die ihm die Möglichkeit zur Ausbildung einer christlichen Gewissensfreiheit ebenso nehme, wie es ihm des Rechts enthebe, „daß der, welcher erzogen werden soll, in der Erziehung auch als selbstthätig und mitthätig angesehen

---

<sup>38</sup> Ebd., S. 47f.

<sup>39</sup> Ebd., S. 49f.

werde“.<sup>40</sup> Cecilie wertet die Bedeutung der Erziehung damit ganz anders als ihre Tante:

Ein Thier, sagte Herr Reinhard einmal, kann deshalb nicht erzo-gen, sondern nur gezogen werden; die Erziehung ist da nur Zucht, Viehzucht für's Zuchtvieh. Das hat mir sehr eingeleuchtet und ich finde daher alles Erziehen noch immer viel zu mechanisch. Wenn ich die angeborene Energie bedenke, die der Mensch von Natur in sich trägt, so kann ich von allen Wirkungen der Erzie-hung, und von den großen Lobpreisungen neuer, künstlicher Me-thoden, in denen sich unsere Zeit gefallen hat, nur sehr gering den-ken. Wir sehen, daß der gute Sinn in Rücksicht des Geistes und Herzens sich selbst durch eine schlechte Erziehung hindurchar-beiten kann, sich dadurch nicht unterdrücken läßt, wie wir auch fin-den, daß selbst die beste Erziehung oft einem Menschen nicht hilft, dessen Verstand schwach und dessen Herzen zu allen schlechten Streichen aufgelegt war – aber ich schaudere, geliebte Tante, wenn ich denke, daß ein Mensch ohne alle Erziehung bleiben soll, und sehe, daß selbst die schlechteste besser ist, als gar keine.<sup>41</sup>

Was als Plädoyer gegen die Einkerkering des Kindes gemeint ist, wird allerdings zur exakten Beschreibung des Ziels der Tante:

Die Welt müßten wir mitten in der Welt dem Aermsten aller Menschen verschließen, dem wir die Wohlthat aller Erziehung vorenthalten wollten. Erlöschen würde bald alles Menschliche an ihm und er selbst thierisch verwildern. Starr und seelenlos würde sein Auge uns anblicken, sein Mund keine Sprache, sein Herz kei-nen Gott haben; ja selbst sein Gang würde nur der der Thiere auf allen Vieren seyn.<sup>42</sup>

Damit scheint der Erziehungsentzug das Ziel, das Kind spurlos ver-schwinden zu lassen, vollständig zu gewährleisten: Ein Mund ohne Spra-che kann kein Geheimnis verraten, ein Herz ohne Gott kein moralisches Urteil fällen und ein Tier auf allen Vieren seinem Schicksal nicht entlaufen.

Da ihr Einspruch nicht fruchtet, besucht Cecilie ohne Wissen der Tante den Eingesperrten 15 Jahre später, also ein Jahr bevor der unge-fähr gleichaltrige Kaspar in Nürnberg auftaucht. Am Ziel angelangt, sieht

---

<sup>40</sup> Ebd., S. 65.

<sup>41</sup> Ebd., S. 65f.

<sup>42</sup> Ebd., S. 67f.

sie das Opfer des Erziehungsentzugs in seinem mit allen Kaspar-Hauser-Utensilien ausgestatteten „engen, niedrigen Raum“ –

zwei weiße, hölzerne Pferde und einen Hund aus Holz, dem Spielsachen angehängt waren, ferner einen Krug mit Wasser, daneben ein Stück Brodt, endlich zwei kleine längliche Fenster oben an der Wand bis an die Decke reichend, überdem von außen verbaut, so daß wohl nur ein mäßiges Tageslicht durchdringen konnte.<sup>43</sup>

Der Junge schläft, und kann auch, als er erwacht, nicht mit seinen Wahrnehmungen umgehen. Als sie erkennt, daß der Junge „keine Welt außer sich hatte, von der er sich unterschied, mit der er sich berühren konnte durch Sprache, Handlung, Einwirkung und Gegenwirkung“<sup>44</sup>, beschließt Cecile, daß der Junge befreit werden müsse.

Die Befreiung des Jungen entspricht dabei einmal mehr den Vorgängen im Kaspar Hauser-Fall<sup>45</sup>, und auch seine Ermordung durch Roderich am Ende trägt wie insgesamt die Aufdeckung einer Intrige dazu bei, daß Marheinekes Roman inmitten des beginnenden Rätselratens um den Auftritt und Tod von Kaspar Hauser als eine mögliche Version der Wirklichkeit auftritt. Diese kriminalistische und juristische Dimension des Nürnberger Fundes ist es dann auch, die das anthropologische Interesse früherer Findlingsbeschreibungen zu überlagern beginnt. Zwar bietet auch *Das Leben im Leichentuch* noch Beschreibungen, die den Topos der unverfälschten Natürlichkeit fügen:

Es kommt mir jetzt so vor, als wäre ihm zum zweiten Mal das Leben gerettet worden [...]. Daß er so reizbar, so empfindlich ist für alle Eindrücke der Welt [...], kann ich mir sehr gut erklären. Der Sinn dafür war in ihm so lange unterdrückt, unbeschädigt und zurückgedrängt, aber eben damit auch concentrirter, energischer und schärfer geworden, so, daß dies Misverhältnis entstehen mußte und der gewöhnliche Maaßstab, wie andere Kinder zuerst schon bewußtlos und hernach mit Bewußtseyn mit der Welt familiarisiren und harmomiren, bei ihm, dem alles so neu ist, nicht ausreicht. Interessant genug muß es aber seyn, ihn zu beobachten, wie er sich nimmt, da ihm nun eine Welt aufgeht, die schöne Welt der Natur mit ihren Herrlichkeiten, die zarte Blumenwelt mit ihrem Farbenschmelz, die heilige Welt der Religion mit ihren erhebenden Ge-

<sup>43</sup> Ebd., S. 107.

<sup>44</sup> Ebd., S. 111.

<sup>45</sup> Vgl. z.B. ebd., S. 116: „Er soll ihm oft vorsagen, daß sein Vater ein Reiter gewesen, und er selbst auch einer werden solle.“

danken und Wahrheiten, die wogende Welt der Musik mit der unendlichen Abwechslung ihrer süßen Töne – und der Mensch, der dieses alles in sich vereinigt und enthält in seiner Liebe!<sup>46</sup>

Im Ganzen aber ist die Kindesisolation bei Marheineke nicht mehr aus naturidealistischen, rousseauistischen Überzeugungen motiviert, sondern erfolgt als interessengesteuerte pädagogische Manipulation.

### III. Adalbert Stifter: *Turmalin*

Während sich Marheineke äußerst eng an die seinerzeit bekannten Details der Kaspar Hauser-Geschichte hält, greift Stifter wenige Jahre später nunmehr das Motiv auf, um es eigenständig auszugestalten und dabei die Vorstellung von einer ursprünglichen Natürlichkeit noch weiter in den Hintergrund treten zu lassen: In *Turmalin* zieht ein Kunstsammler, nachdem seine Frau ihn betrogen hat, die gemeinsame Tochter in einer „unterirdischen Wohnung“<sup>47</sup> eines Vorstadthauses groß und hält sie dabei von allem Kontakt mit der Welt fern. Nach dem Tod des Vaters wird das Mädchen gefunden und von der Erzählerin des zweiten Teils der Geschichte zu sich genommen. Das Kind erweist sich als vollständig weltfremd. Es ist zudem entstellt durch eine auffällige Deformation des Kopfes, den vor der Familienkatastrophe noch ein „rosige[s] Angesicht“<sup>48</sup> geziert hatte. Während die Isolation mithin physiognomische Schädigungen nach sich zieht, führt Stifters Erzählung im weiteren Fortgang vor allem aus, wie sehr das namenlose Mädchen die Umstände seines Aufwachsens verinnerlicht hat:

Es hing mit einer Hartnäckigkeit an dem Gemache, die unbegreiflich war. [...] Fast noch mehr als alles andere scheute es die freie Luft, und wenn ich es ein wenig in den winterlichen Garten hinunter brachte, benahm es sich linkisch, und starrte die entlaubten Zweige an.<sup>49</sup>

Die Einsamkeit führt hier keineswegs zu einer unverfälschten Artikulation natürlicher Individualität. Vielmehr lässt sich Stifters Erzählung, wie

<sup>46</sup> Ebd., S. 121f.

<sup>47</sup> Adalbert Stifter. „Turmalin“. *Gesammelte Werke*. Bd. 3, Frankfurt/M.: Insel, 1959. S. 133-180, hier S. 159.

<sup>48</sup> Ebd., S. 146.

<sup>49</sup> Ebd., S. 172.

Hans Esselborn vorgeschlagen hat, als Protokoll einer „Überschätzung des Besonderen in der doppelten Bedeutung des Auffälligen und Isolier-ten“ lesen.<sup>50</sup> Die Eigenständigkeit des Mädchens wird weniger als natürliche Qualität denn als pathologische Normabweichung wahrgenommen. Diese Wahrnehmung beschränkt Stifter nicht auf physiologische oder psychologische Beobachtungen, sondern weitet sie auch auf den Bereich der Sprache aus:

Das Mädchen antwortete mir zu meinem Erstaunen in der reinsten Schriftsprache, aber was es sagte, war kaum zu verstehen. Die Gedanken waren so seltsam, so von allem, was sich immer und täglich in unserem Umgange ausspricht, verschieden, daß man das Ganze für blödsinnig hätte halten können, wenn es nicht zum Teile wieder sehr verständig gewesen wäre.<sup>51</sup>

Derselbe Eindruck wiederholt sich, als die Erzählerin in den Aufzeichnungen des Mädchens liest, die diese im Auftrag ihres Vaters zu dessen abgründigen Themenstellungen – „Beschreibe den Augenblick, wenn ich tot auf der Bahre liegen werde, und wenn sie mich begraben; [...] beschreibe, wie deine Mutter, von ihrem Herzen gepeinigt, in der Welt herumirrt, wie sie sich nicht zurück getraut, und wie sie in der Verzweiflung ihrem Leben ein Ende macht“<sup>52</sup> – angefertigt hat. Auch hier offenbart sich die Diskrepanz zwischen hoher Sprache und gedanklicher Leere:

Ich würde sie Dichtungen nennen, wenn Gedanken in ihnen gewesen wären, oder wenn man Grund, Ursprung und Verlauf des Ausgesprochenen hätte enträtseln können. Von einem Verständnis, was Tod, was Umirren in der Welt und sich aus Verzweiflung das Leben nehmen heiße, war keine Spur vorhanden, und doch war dieses alles der trübselige Inhalt der Ausarbeitungen. Der Ausdruck war klar und bündig, der Satzbau richtig und gut, und die Worte, obwohl sinnlos, waren erhaben.<sup>53</sup>

Eva Geulen hat darauf hingewiesen, daß Stifters Erzählung hier nicht nur das Ideal juveniler Ursprünglichkeit, sondern zugleich auch dasjenige einer authentischen Literatursprache problematisiert und auf diese Weise

<sup>50</sup> Hans Esselborn. „Adalbert Stifters ‚Turmalin‘. Die Absage an den Subjektivismus durch das naturgesetzliche Erzählen.“ *Vierteljahresschrift des Adalbert-Stifter-Instituts des Landes Oberösterreich* 34 (1985): S. 3-26, hier S. 9.

<sup>51</sup> Stifter, *Turmalin*, S. 163.

<sup>52</sup> Ebd., S. 173.

<sup>53</sup> Ebd., S. 177.

als Literatur „in Kaspar Hausers Fall auch ihren eigenen thematisiert und reflektiert“.<sup>54</sup> Während die erwähnten Romane von Beaurieu oder Lafontaine im 18. Jahrhundert noch beanspruchen konnten, privilegiertes Medium für das Bild des natürlichen Menschen zu sein, ist dieses Idealbild Mitte des 19. Jahrhunderts bereits zu derselben erhabenen, aber hohlen Phrase geworden, die das Mädchen aus *Turmalin* artikuliert. Daß dieses Mädchen keine Auskunft über sich zu geben vermag, ist nicht allein Symptom seiner depravierten Kindheit, sondern zugleich Sinnbild für den Verlust der Hoffnung, in wilden Kindern komme die Natur selbst und unverfälscht zur Artikulation. Vor allem aber verweigert sich hier die Literatur selbst dem Anspruch, der rätselhaften Erscheinung, die wilde Kinder in der Wirklichkeit abgeben, die klare Deutung eines fiktiven Gedankenexperiments entgegenzusetzen. *Turmalin* ist keine literarische Fallgeschichte mehr, die am Erkenntnisinteresse von experimentellen Anthropologen partizipiert, sondern erratisch und am Ende auf symptomatische Weise offen: „So erzählte die Frau, und das Mädchen lebte so in den folgenden Jahren fort“.<sup>55</sup>

#### IV. Karl Gutzkow: *Die Söhne Pestalozzi's*

Die literarische Verarbeitung von Marheineke belegt, daß der Fall Kaspar Hauser keineswegs durchweg als „Ideal bürgerlicher Erziehung“<sup>56</sup> angesehen wurde, sondern unmittelbar zu skeptischen Einschätzungen geführt hat. Daß diese Skepsis sich vor allem gegen die diskursive Konstruktion des Naturmenschen richtet, verdeutlicht Stifters Reflexion der Sprache in *Turmalin*. Und daß diese diskursive Konstruktion hauptsächlich von der Literatur vorgenommen wird, legt Gutzkows Kaspar-Roman von 1870 nahe, wenn er noch vor dem Auftauchen des Findlings den zugehörigen Topos des „romantischen Schäferknaben“ verabschiedet: Angesichts des Auftretens eines verarmten Jungen reflektiert Gutzkow seinen Erzählerauftrag als „durch die Wirklichkeit gegebene Berichtigung einer zum Goldschnitteinbande in einem Kunst-Album sich eignenden Beschreibung eines Hirtenknaben“.<sup>57</sup>

<sup>54</sup> Eva Geulen. „Adalbert Stifters Kinder-Kunst. Drei Fallstudien.“ *Der imaginierte Findling*. Hg. von Struve (wie Anm. 12), S. 123-143, hier S. 126.

<sup>55</sup> Stifter, *Turmalin*, S. 179.

<sup>56</sup> Promies. *Karl Gutzkow* (wie Anm. 14), S. 238.

<sup>57</sup> Gutzkow. *Die Söhne Pestalozzi's* (wie Anm. 15), Bd. 1, S. 218.

Diese Reflexion präludiert das Auftreten Theodor Waldners, wie die Kaspar-Figur bei Gutzkow heißt. Angelehnt an die Gerüchte über Kaspars adlige Deszendenz verheimlicht hier eine Gräfin ihre Schwangerschaft, um die Scheidung von ihrem Mann zugunsten einer Liebesheirat nicht zu gefährden. Nach der Geburt vertraut sie das Kind ihrem Diener an und bittet ihn, es Auswanderern nach Amerika mitzugeben. Um die Gräfin später erpressen zu können, versteckt der Diener den Jungen aber siebzehn Jahre lang in einem Kellerverlies, und er wird dort erst nach dem gewaltsamen Tod des Dieners gefunden.

Wie erwähnt, nimmt der Pädagoge Nesselborn das Kind aus dem Wald als Gottesgeschenk – als Theodor Waldner – an. Nesselborn wähnt sich vor „Weihestunden der Erziehung“<sup>58</sup>, muß aber zusehen, wie sein pädagogisches Interesse immer mehr von der öffentlichen Anteilnahme überlagert wird. Das betrifft zum einen die auch für Kaspar Hauser überlieferten wissenschaftlichen Untersuchungen des Fundes: „Nesselborn konnte nicht verhindern, daß die Naturwissenschaft, die Philosophie und Theologie seinen Zögling wie ein Präparat betrachteten, woran jeder Forscher seine Untersuchungen anstellen wollte.“<sup>59</sup> Es betrifft zum anderen den Besucherstrom zu dem spektakulären Sensationsfund. Beide Tendenzen führen dazu, daß Theodor Waldner zunehmend weniger als Naturkind und immer mehr als „Kind der Epoche“ angesehen wird: als „Pflegebefohlene[r] der Nation“, der die „Aufmerksamkeit der Behörden“ auf sich zieht.<sup>60</sup>

Das Interesse an Theodor verschiebt sich damit aus dem pädagogischen in einen juristischen, sozialen und politischen Bereich und läuft mithin auf genau jenen praktischen und staatsbürgerlichen Begriff der Erziehung hinaus, den der Medizinalrat Nesselborns Naturemphase zu Beginn des Romans entgegenhält. Schon für Nesselborns Familie ist Waldner nicht „der geheimnißvolle Urmensch, der aus Gottes Hand rein hervorgegangene Gegenstand einer rationellen Erziehung; ihnen war er Träger eines gesellschaftlichen Geheimnisses, ein Graf, ein Fürst, wohl gar ein Thronerbe“.<sup>61</sup> Nesselborns Frau und Tochter sehen in der Erziehung des Knaben das Mittel, ihn schneller an den Bildungsgütern, derer er depriviert wurde, teilhaben zu lassen. Damit verschiebt sich die Legi-

<sup>58</sup> Ebd., Bd. 2, S. 31.

<sup>59</sup> Ebd., S. 32.

<sup>60</sup> Ebd., S. 28.

<sup>61</sup> Ebd., S. 46.

timation seiner Erziehung aber aus einem pädagogisch-anthropologischen in ein ökonomisch-juristisches Argumentationsschema. In der Folge droht Nesselborns idealistischer Erziehungsplan zu scheitern:

Gott ist mein Zeuge, ich bin mit Enthusiasmus an meine Aufgabe gegangen. Aber der unglückliche Wahn der Menschen, dieser Wunderknabe müßte der ganzen Welt gehören, er wäre der Sohn Aller, hat mir den stillen Frieden meines Werks gestört. [...] Diese stille Kerkerblume mußte eine stille Pflege haben – anfangs wie unter einer Glasglocke! Ach, mein Haus ist nicht still –!<sup>62</sup>

Aber obgleich Nesselborn auf der einen Seite sein Scheitern beklagt und Theodor zu seinem Vater aufs Land gibt, um die notwendige Stille zu gewährleisten, schließt er sich auf der anderen ohne weiteres dem alternativen Projekt einer bürgerlichen Pädagogik an: Nach dem Abbruch seines Erziehungsversuchs an einem einzelnen Naturkind gründet er ein öffentliches Erziehungsinstitut, und macht, als er gezwungen ist, auch dieses zu schließen, nichtsdestotrotz Karriere als Professor und Edukationsrat.<sup>63</sup>

Die Erziehung Theodors in Pestalozzis Geist übernimmt Lienhards Nichte Gertrud, die aber auch nicht verhindern kann, daß Waldners Entwicklung auf einer „bescheidene[n] Mittelstraße“<sup>64</sup> stagniert. Der Wunderknabe entpuppt sich als höchst durchschnittlicher, körperlich schwächerer und geistig zurückhaltender Zögling: „Er fühlte, daß er Andre nicht mehr einholen würde, daß ihm für ewige Zeit der Stempel der Unzulänglichkeit, einer mangelhaften Entwicklung auf die Stirn gedrückt bleiben würde.“<sup>65</sup> Dieser Mangel wird nun von seiner Erzieherin Gertrud nicht nur – wie es das 18. Jahrhundert in Anschluß an Condillac noch getan hätte – auf das Ausbleiben von Sinnesreizen zurückgeführt. Vielmehr entlarvt der Roman das Ideal der Gesellschaftsferne als Ursache mangelnder Sozialkompetenzen, wenn Gertrud bemerkt, daß Theodor „für sein Wissen die Anknüpfung fehlt und das uns von Kindesbeinen geläufige Drängen durch die Menschenmassen hindurch! [...] Wir werden nur tüchtig durch Egoismus, Kampf und Niedertreten unsres Ne-

---

<sup>62</sup> Ebd., S. 50.

<sup>63</sup> Vgl. ebd., Bd. 3, S. 285: „Nesselborn, zum Professor, zum Educationsrath ernannt, abhängig von Bögendorf und vom Ministerium, bequeme sich den Anforderungen des reactionären Zeitgeistes.“

<sup>64</sup> Ebd., Bd. 2, S. 163.

<sup>65</sup> Ebd., Bd. 2, S. 226.



benmannes!“<sup>66</sup> Und komplementär dazu vollzieht sich Theodors Adoption durch seinen leiblichen Vater, den Grafen, am Ende des Romans nicht als empfindsames Rührstück, sondern „wie ein juristischer Akt“.<sup>67</sup>

Damit ist deutlich, daß Gutzkows Roman keineswegs als Plädoyer für den Natürlichkeitsenthusiasmus pestalozzischer Prägung mißverstanden werden sollte.<sup>68</sup> Vielmehr entlarvt der Roman die schwärmerische Pädagogik Nesselborns (dessen Name für einen Pädagogen ohnehin wenig Gutes erwarten läßt) angesichts der gesellschaftlichen Verstrickungen des Waldner-Falls als schlicht unangemessen. So, wie im Fall des realen Kaspar Hauser juristische Diskussionen an die Stelle der anthropologischen Betrachtungen früherer Findlingskinder treten – man denke nur an den Titel von Anselm Feuerbachs erster Fallbeschreibung von 1832, *Kaspar Hauser – Verbrechen am Seelenleben des Menschen*, als deren Autor bei Gutzkow Nesselborn firmiert<sup>69</sup> –, verschiebt sich auch in Gutzkows Roman das Interesse der Erziehung von der Natur des Menschen zu seiner Eingliederung in die bürgerliche Öffentlichkeit. Die Idealisierung einer gesellschaftsfernen Jugend hingegen führt nicht nur zur Depravierung der betroffenen Kinder, sondern bringt auch eine Blindheit gegenüber den realen gesellschaftlichen Verhältnissen mit sich. „Nesselborns Pädagogik versagt, weil er nur die ideale Seite des Rousseauschen Menschen rezipiert, die politische dagegen verdrängt.“<sup>70</sup> Damit nimmt Gutzkows Roman einen Perspektivwechsel vom Zögling der Natur auf das bürgerliche Erziehungssystem um ihn herum vor. Pestalozzis Söhne begründen nicht mehr die Pädagogik aus der Anschauung der Natur, sondern die Natur des Menschen aus seiner institutionalisierten Erziehung.

---

<sup>66</sup> Ebd., Bd. 3, S. 243.

<sup>67</sup> Ebd., Bd. 3, S. 298.

<sup>68</sup> Vgl. hierzu die Ausführungen bei Promies. *Gutzkow* (wie Anm. 14), S. 222.

<sup>69</sup> Vgl. hierzu Hörisch. *Ich möchte ein solcher werden wie ...* (wie Anm. 10), S. 295, der Kaspar ebenfalls jenseits der „Tradition des poetischen Findlingsverständnisses, die die erfolgreiche kulturelle Codierung des Naturverfallenen feiert“, verortet.

<sup>70</sup> Vgl. Promies. *Gutzkow* (wie Anm. 14), S. 258, vgl. auch S. 257f.: „Noch wichtiger als die Frage nach den Voraussetzungen von Erkenntnissen sind Gutzkow die gesellschaftlichen Entwürfe, die sich hinter den anthropologischen verbergen. Er kritisiert an den Pädagogen, daß sie nach Rousseauschem Vorbild, außerhalb gesellschaftlicher Zusammenhänge, auf einer ‚Erziehungsinself‘ ein neues humanes Menschengeschlecht heranziehen wollen.“

## II. Rezensionen



**Georg Herwegh: Werke und Briefe. Kritische und kommentierte Gesamtausgabe.** Hg. von Ingrid Pepperle in Verbindung mit Heinz Pepperle, Norbert Rothe und Hendrik Stein. **Band 1: Gedichte 1835-1848.** Bearbeitet von Volker Giel. Bielefeld: Aisthesis, 2006. 884 Seiten.

Als vor gut einem Jahr mit Band 5 (*Briefe 1832-1848*)<sup>1</sup> der erste Band der lange erwarteten historisch-kritischen Ausgabe der Werke Georg Herweghs erschien, waren sich Kritik und Forschung über die herausragende Qualität und Bedeutung dieses schon seit den 1960er Jahren noch in der DDR geplanten, aber durch „die Ungunst der Zeitumstände“ erst jetzt von Ingrid Pepperle realisierten Editionsunternehmens einig,<sup>2</sup> Wer sich mit der Lyrik Herweghs beschäftigen wollte, war bisher auf die Ausgaben des 19. Jahrhunderts und die von Hermann Tardel zu Beginn des 20. Jahrhunderts besorgte dreiteilige Auswahl der Dichtungen angewiesen.

Das wird sich in Zukunft ändern! Der jetzt vorgelegte, von Volker Giel bearbeitete Band 1 der historisch-kritischen Ausgabe umfaßt die Gedichte von 1835 bis 1848, wobei die beiden 1841 bzw. 1843 erschienen Teile der Sammlung *Gedichte eines Lebendigen* nach den von Herwegh autorisierten Erstausgaben abgedruckt sind. Um auch bei den anderen, verstreut publizierten Dichtungen, „eine autorisierte und gesicherte Textgrundlage darzubieten“ (S. X), waren für die Textkonstitution die frühesten Zeitungs- oder Zeitschriftenabdrucke maßgeblich. Zu Recht betont Giel in seinem Vorwort, daß gerade für die Darstellung der Wirkungs- und Rezeptionsgeschichte eines ‚Erfolgsautors‘ wie Georg Herwegh – die *Gedichte eines Lebendigen* erschienen schon 1843 in der 7. Auflage – der jeweilige Publikationskontext der Werke einen bedeutsamen Anhaltspunkt für deren Interpretation darstellt. Der sehr übersichtlich

<sup>1</sup> Georg Herwegh: Briefe 1832-1848. Bearbeitet von Ingrid Pepperle unter Mitarbeit von Heinz Pepperle, Norbert Rothe und Hendrik Stein, in: Georg Herwegh: Werke und Briefe. Kritische und kommentierte Gesamtausgabe. Hg. von Ingrid Pepperle in Verbindung mit Heinz Pepperle, Norbert Rothe und Hendrik Stein, Bd. 5, Bielefeld 2005.

<sup>2</sup> Vgl. meine Rezension: Der Expatrierte. Georg Herweghs Briefe 1832-1848 in der historisch-kritischen Werkausgabe von Ingrid Pepperle, in: literaturkritik.de 8, Nr. 3 (März 2006); auch online unter: URL: [http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=9123](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=9123); ferner die Rezension von Wolfgang Büttner, in: Europäische Karikaturen im Vor- und Nachmärz. Hg. von Hubertus Fischer und Florian Vaßen. Bielefeld 2006 (Forum Vormärz Forschung; Jahrbuch 11, 2005), S. 317-319.

gestaltete Apparat zu den einzelnen Gedichten bietet daher nicht nur eine jeweils ausführliche Entstehungs- und Überlieferungsgeschichte samt Varianten und Lesarten, sondern verzeichnet auch alle weiteren Abdrucke der Gedichte in Zeitschriften, Zeitungsbeilagen und Anthologien bis in die 1850er Jahre hinein, aus denen schon mit einem Blick die Bedeutung der Herweghschen Lyrik dieser Zeit ablesbar ist.

Daneben erschließt der Stellenkommentar literarhistorische Zusammenhänge und gibt einen Einblick in die politischen, sozialen und wirtschaftlichen Entwicklungen im Vormärz, die in den Gedichten verarbeitet und thematisiert werden. Besonderen Wert legt Giel hier auf die Dokumentation von Referenzgedichten, die im Hinblick auf Motivwahl, Bildkonstruktion und Sprechsituation die Herkunft, aber eben auch Neuprägungen der Herweghschen Lyrik im Zusammenhang mit älteren politischen Dichtungen aus der Zeit der Befreiungskriege (Ernst Moritz Arndt, Max von Schenkendorf) oder der Rheinkrise (Nikolaus Becker) deutlich werden lassen, was sich etwa an den Gedichten *Das Lied vom Hasse*, *Der Freiheit eine Gasse* oder dem *Rheinweinlied* zeigen läßt. Trotz aller Gründlichkeit beim Heranziehen von Quellen und der Kommentierung der in großer Zahl vorkommenden biblischen und theologischen Anspielungen vermißt man doch bisweilen – anders als noch in Band 5 (*Briefe 1832-1848*) – Hinweise auf die (aktuelle) Forschungsliteratur zu den einzelnen Motiv- und Stoffkomplexen, die in den vergangenen Jahren erhebliche Fortschritte verzeichnen konnte. Allerdings schmälert dies kaum die Leistung des ohnehin schon insgesamt über 550 (!) Seiten starken Kommentarteils.

Besonders interessant wird das Wiederlesen so mancher bekannter und unbekannter Gedichte, wenn man sich den schon erschienen Briefband dieser Ausgabe zum selben Zeitraum, also bis 1848, daneben legt: die teils messerscharfen Zeitdiagnosen und Einschätzungen literarhistorischer Erscheinungen in den Briefen bilden den Hintergrund für Herweghs politische Lyrik und verweisen gleichsam auf seine Schreibmotivation, als deren Ausgangspunkt Herwegh an einer Stelle die „gegenüberstehende feindliche Masse“<sup>3</sup> bezeichnet.

In einem Brief an Follen vom 29.11.1841 schreibt Herwegh, daß die „Politik und Geschichte [...] unser Tummelplatz überhaupt, aber insbesondere der Tummelplatz der modernen Poesie“<sup>4</sup> sei, was sich mit der Einschätzung seines wohl schärfsten Kritikers, Friedrich Theodor Vi-

<sup>3</sup> Herwegh, Briefe 1832-1848 (wie Anm. 1), S. 13.

<sup>4</sup> Herwegh, Briefe 1832-1848 (wie Anm. 1), S. 40.

scher, verbinden läßt, wenngleich beide aus dieser Feststellung jeweils unterschiedliche Konsequenzen ableiten. Noch gegen Ende des Jahrhunderts bezeichnet der Kinkel-Schüler und spätere Senator der USA, Carl Schurz, Herwegh zusammen mit Fallersleben als „revolutionären Himmelsstürmer“. In Vischers Kritik an Herweghs Lyrik hingegen, die 1844 in seiner Sammlung *Kritische Gänge* erschienen ist, finden sich die Zentralbegriffe und -vorwürfe gegen die politische Poesie überhaupt, die als „abstrakt, rhetorisch, tautologisch, refrain- und gedankenspitzenjägerisch, bildlos“<sup>5</sup> verdammt wird und die mithin auch noch bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts – in manchen Kreisen bis heute – zum Standardvokabular der Bewertung solcher Lyrik gehören. Vischers apodiktische Feststellung, „Politik ist nicht poetisch“,<sup>6</sup> die freilich im literarhistorischen Kontext der Diskussionen um Erscheinung und Funktion der politischen Poesie zu sehen ist, sein vernichtendes Urteil, Herweghs Gedichte seien „voll von der einen Bedingung, die er aufstellt, von den Bildern eines blutigen Kampfes“,<sup>7</sup> der Ausrichtung auf ein Ziel hin und geprägt von einer Aussagestruktur, die zur Tat aufrufe, liest sich heute wie eine frühe Analyse politischer Lyrik des Vormärz – freilich mit dem Unterschied, daß Vischer seine Einschätzungen durchaus nicht beschreibend-analytisch, sondern durchaus wertend, besser gesagt: abwertend verstanden wissen wollte.

Wie bei kaum einem anderen Dichter lassen sich gerade in den Gedichten Herweghs bis 1848 die Grundmerkmale politischer Lyrik beobachten, die Reiner Wild in einem Aufsatz von 1999 unter folgenden Stichworten zusammenfaßte: Appellstruktur, affektive Beteiligung des Lesers, Herstellung eines Kollektivs, politische Symbole, Zielformulierung und religiöse Überhöhung.<sup>8</sup>

Mitnichten weisen aber gerade Herweghs *Gedichte eines Lebendigen* auf einen Mangel an gestalterischer Kraft, wie das Vischer feststellt, hin, sondern bieten sowohl ein Formenspektrum von Sonetten und Xenien

<sup>5</sup> Hier zitiert nach folgender Ausgabe: Friedrich Theodor Vischer: *Kritische Gänge*, 2. Band. Hg. von Robert Vischer, 2., vermehrte Auflage. Berlin 1914, S. 92-134, Zitat S. 116.

<sup>6</sup> Ebd., S. 91.

<sup>7</sup> Ebd., S. 102.

<sup>8</sup> Vgl. Reiner Wild: Politische Lyrik im Vormärz, in: *Revolution 1848/49. Ereignis – Rekonstruktion – Diskurs*. Hg. von Gudrun Loster-Schneider. St. Ingbert 1999 (Mannheimer Studien zur Literatur- und Kulturwissenschaft, 21), S. 197-236, hier S. 199ff.

bis hin zu einfachen Liedstrophen als auch die Behandlung politischer und sozialer Themen auf der Folie von Natur-, Jahres- und Tageszeitgedichten. Daß Lyrik nicht auf einen absoluten ‚ästhetischen Wert‘ hin interpretiert werden darf, dessen Vorgaben durch einen bestimmten Kanon und eine nur auf Innovationen ausgerichtete Literaturgeschichte bestimmt sind, sondern nach den Wirkabsichten und den damit zusammenhängenden, sehr wohl zur lyrischen Redeweise gehörenden rhetorischen Überzeugungsstrategien und Produktionsbedingungen gefragt werden muß, kann niemandem mehr nach der erfrischenden Lektüre dieser Gedichte verborgen bleiben.

Eben darin besteht nicht zuletzt das Verdienst des Bandes von Volker Giel, der durch die sorgsame und wohlüberlegte Textpräsentation und den vorbildlichen, im besten Sinne philologischen Kommentar (Vor-)Urteilen gegenüber sogenannter „operativer Literatur“ die Grundlage entzieht und mit diesem ersten Gedichtband der Ausgabe den Weg für hoffentlich anschließende, neue wissenschaftliche Auseinandersetzungen mit Herweghs Lyrik freigemacht hat.

Um nicht den eben kritisierten Vorurteilen das Wort zu reden, sollte wenigstens am Rande erwähnt werden, daß Herwegh nicht ausschließlich politische Lyrik geschrieben hat. Auch in diesem Band gibt es Liebesgedichte, Dichtergedichte und Totengedichte zu entdecken, von denen das *Totenopfer für den Dichter Franz Gaudy* – einem heute weithin vergessenen, vor allem durch seine Reisebeschreibung *Mein Römerzug* bekannt gewordenen Dichter und Offizier – das wohl beeindruckendste und auch im Hinblick auf Herweghs Selbstverständnis als Dichter aufschlußreichste ist. Auch relativiert sich das Bild Herweghs als ‚Agitator‘ der Revolution, wenn man sich Gedichte wie *Hölderlin* und seine frühen Bemühungen um eine Werkausgabe seines ‚Vorgängers‘ im Tübinger Stift oder seine sich auch in der eigenen Lyrikproduktion niederschlagenden Erfahrungen als Übersetzer von Lamartine – etwa in den Gedichten *Leicht Gepäck* oder *Strophen aus der Fremde* – und seine Bewunderung für Béranger vor Augen hält, die allesamt einen äußerst sensiblen Beobachter der vergangenen und zeitgenössischen Literatur erkennen lassen.

Man kann, wie es oft in Rezensionen zu Einzelbänden noch nicht abgeschlossener Werkausgaben heißt, auch im Falle der historisch-kritischen Herwegh-Ausgabe – was die noch ausstehenden Bände betrifft – gespannt sein. Man darf sich vor allem aber auch auf die vier nächsten Bände einfach freuen.

Bernhard Walcher (Heidelberg)

**Jeffrey L. Sammons: Heinrich Heine: „Ludwig Börne. A memorial“.**  
*Translated with commentary and an introduction. Camden House NY 2006.*

„Börne is the strangest book Heine ever wrote, and one of the most complex. It demands a carefull and attentive reading of a sort it has only seldom received.“ (J.L.S. *Heinrich Heine*, 1979). Um einem in erster Linie englisch- oder amerikanischsprachigen Heineinteressentenkreis diese gründliche Lektüre zu ermöglichen, unterzog sich der bedeutende amerikanische Heineforscher der problemreichen Übersetzungsarbeit an dem noch nie ganzheitlich in englischer Sprache erschienenen Text. Diesen erstaunlichen Mangel sieht Sammons nicht zuletzt begründet in der komplizierten Vor- und Nachgeschichte des spannungsreichen Werks, auf die er in seiner Introduction besonders eingeht. Hier konnte sich der Vorwörtler, wenn auch notwendig verkürzend und gelegentlich vereinfachend, auf seine umfangreichen Arbeiten von 1968 und 1979 stützen. Die komplexe Schrift, von Heine selbst seinem Verleger als seine bislang beste Produktion angelobt, erwies sich indessen, wie Campe Jahre nach ihrem Erscheinen dem Autor nicht ohne Erbitterung mitteilte, als dessen „russischer Feldzug“. Heine, der Stimmung der deutschen literarischen und politischen Öffentlichkeit entfremdet, hatte die Wertschätzung, die der 1837 in Paris verstorbene Börne bei Freund und Feind erfuhr, verkannt. Allerdings scheint er sich in einem ersten Entwurf von 1839 des Risikos seines nicht zuletzt der Selbstdarstellung gewidmeten Unternehmens bewusst gewesen zu sein: „Die Todten sind immer im Vortheil bey einer Polemik; Wir die Lebenden stehen vor ihnen wie Gringere“ (DHA 11/194).

Sammons skizziert einleitend die in den von tiefen Brüchen gezeichneten Zeithorizont eingebetteten biographischen Stationen von Heine und Börne. In der politisch wie kulturpolitisch aufgeladenen Atmosphäre nach der Julirevolution trennen sich in Paris die Wege der beiden Schriftsteller, die bis dahin in einer losen, aber kollegialen Verbindung gestanden hatten. Den Angelpunkt des 1840, drei Jahre nach Börnes Tod erschienenen, als Streitschrift wie als betont subjektiv gefärbtes Zeitmemoire konzipierten Werks sieht Sammons in dem theorielastigen zweiten Buch des *Börne*, dem so genannten ‚Helgoländer Tagebuch‘; dessen umstrittene Datierung verweist er aufgrund verschiedener Inkongruenzen in das Jahr 1839. Scheinbar ohne Zusammenhang mit den Börne-Partien liefert der von Laube angeregte, die Polemik dämpfende „Berg“ die entscheidenden Stichworte für den



Antagonismus von Verfasser und Namensgeber der Denkschrift: die schon in *Religion und Geschichte* entworfene anthropologische Dichotomie von Sensualismus und Spiritualismus, die sich entscheidend auch auf die divergierenden Revolutionskonzeptionen des hedonistischen „Hellenen“ Heine und des angeblich puritanischen „Nazareners“ Börne auswirkte. (Erstaunlich, dass in diesem Zusammenhang Heines saint-simonistisches Engagement unerwähnt bleibt.) Im Vorgriff auf die später gestreifte Wirkungsgeschichte erinnert Sammons in diesem Zusammenhang daran, dass Heines emphatisches Bekenntnis zum emanzipatorischen Sensualismus den Dichter des 19. Jh. zu einer revolutionär verstandenen Leitfigur der Studentenbewegung der 60er Jahre des 20. Jh. werden ließ.

Börne, durch Heines Ablehnung einer publizistischen Zusammenarbeit enttäuscht, war zum missgünstigen Beobachter des Kollegen geworden, den er schließlich auch öffentlich als charakterlos und politisch unzuverlässig anprangerte. Heine schwieg und ging dem unbequemen Landsmann aus dem Wege, ohne vermeiden zu können, dass der 1835 über das „Junge Deutschland“ (ohne Börne!) ausgesprochene Bann sie beide mit den gleichen Gegnern in Deutschland konfrontierte.

Zu den Differenzpunkten, die zur endgültigen Entzweigung der Antagonisten geführt hatten, gehörte neben Goethe, als dessen legitimer Nachfolger sich der einstige Goethekritiker und Napoleonverehrer Heine sah, die von Börne mitgetragene deutsche republikanische Bewegung in Paris (Börne als ihren „leader“ zu bezeichnen, erscheint nicht ganz zutreffend); von Heines geschichtsphilosophischem Ansatz her wird die Naherwartung der Revolution als unzeitige Vorwegnahme seiner Zukunftsvision der freien Gesellschaft verstanden. Schließlich war es die religiös-soziale Agitation Lamennais', gegen die sich Heine nicht nur aus Katholikenhass wandte; vielmehr verletzte die Gleichheitstheorie, wie er sie auch hinter Börnes agitatorischem Auftreten sah, sein elitäres Selbstbewusstsein.

Die letztlich dank der gefürchteten Konkurrenz Gutzkows publizierte Denkschrift (angeblich aus den mysteriösen Memoiren ausgegliedert), von den Zeitgenossen mit Ausnahme von Marx und Laube mit Empörung aufgenommen, beschränkte den Ruhm des Verfassers im Laufe des 19. Jh. auf sein *Buch der Lieder*. Der politische Publizist und Republikaner Börne fand im Kaiserreich kaum mehr Gehör. Erst mit der Würdigung durch Thomas Mann scheint am Beginn des 20. Jh. der Autor des *Ludwig Börne* und damit der ganze Heine ein erneutes Interesse erfahren zu haben. Für den in der marxistischen Terminologie der DDR als kleinbür-

gerlich und politisch kurzsichtig qualifizierten Börne sieht selbst Sammons die Stunde noch nicht gekommen.

Zeichen für eine mögliche Neubewertung von Heines Kontrahenten findet der Übersetzer der Denkschrift jedoch gerade zwischen deren Zeilen: Die dort vielfach Börne unterstellten politisch wie persönlich gewagten Voten weist Sammons hier wie auch in der sorgfältigen Kommentierung des Textes als Heines eigene, auf diese Weise vor der Zensur geschützte Meinung nach und bekennt dazu: „it has remained difficult to rescue Börne from Heine's scorn and to see the strange twinning of their personalities under the surface of what looked like a conclusive estrangement.“

Bewundernswürdig erscheint Sammons Übersetzung selbst. Hier gelingen ihm originelle Neuschöpfungen wie „to yiddle“ für das frankfurterjüdische „mauscheln“ oder die lautmalerische Umsetzung eben dieses Idioms in Buch III (z.B. „I have rizzons“ für „Ich habe Grind“). Dass Heines bewusst altertümelnde Orthographie im Englischen nicht adäquat wiederzugeben ist, versteht sich von selbst. Einzig unverständlich muss eine Entscheidung des Übersetzers erscheinen: sein Verzicht auf die Übernahme von Heines vielsagender Praxis der „...“, ebenso wie auf die Gedankenstriche, etwa zu Beginn des dritten Buchs. Lesen sich diese Punkte nicht wie vieldeutige Seufzer, offene Fragen oder als Aufforderung zu eigener Ergänzung; die Gedankenstriche als betonte Markierung einer Epochenzäsur?

Auch für deutschsprachige Leser erscheint die sprachliche Umsetzung der Denkschrift dankenswert: Sie zwingt zu einer erneuten aufmerksamen Lektüre dieses singulären Texts.

*Inge Rippmann (Basel)*

***Inge Rippmann: „Freiheit ist das Schönste und Höchste in Leben und Kunst“. Ludwig Börne zwischen Literatur und Politik. Bielefeld: Aisthesis, 2004 (= Forum Vormärz-Forschung: Vormärz-Studien, Bd. XI). 417 Seiten.***

Hinter dem Titel verbirgt sich eine Festschrift zu Inge Rippmanns 80. Geburtstag. Das Buch versammelt dreizehn Aufsätze der Jubilarin, die vier Jahrzehnte umspannen, und eine laudatio von Helmut Koopmann. Rippmann begründete Ihren Ruf als Börne-Forscherin 1964 mit ihrer, zusammen mit Peter Rippmann, veranstalteten dreibändigen wissenschaftlichen Ausgabe sämtlicher Schriften von Börne, der vier Jahre später zwei Bände

mit Börnes Briefen folgte. Nach dem Abbruch von Ludwig Geigers historisch-kritischer Ausgabe 1913 ist Rippmanns Börne-Ausgabe die erste historisch-textkritische und vollständige und bis heute verbindlich.

Inge Rippmann hat seither kontinuierlich über Börne und andere Vormärz-Autoren publiziert, 1985 den großen zweibändigen Börne-Index vorgelegt und 1988, zusammen mit Wolfgang Labuhn, *Neue Studien* zu Ludwig Börne herausgegeben. Die Sammelausgabe von Rippmanns Schriften ist sehr sorgfältig, es gibt ein Verzeichnis ihrer Schriften. Die Auswahl versammelt die meisten gewichtigen Aufsätze; leider – und das ist bezeichnend – fehlt Rippmanns Beitrag über „Frauenemanzipatorische Ansätze bei jungdeutschen Schriftstellern“ von 1986. Auch vermisst man ihre Artikel über Börne in den großen Literaturlexika; wenigstens einer davon hätte abgedruckt werden sollen.

Börne war kein Dichter; seine fiktionalen Werke, ausschließlich Erzählungen, sind so wenig zahlreich wie unbedeutend. Sein Feld ist die politische Publizistik, die weit in den Bereich von Literatur und Theater reicht. Hier hat er ein neues Genre mitgeschaffen und einen neuen Stil geprägt, dessen bedeutendste Leistung im Einreißen der Fachgrenzen liegt: Politik und Kultur, Literatur und Staatstheorie, Geschichte und politische Tagespublizistik, Philosophie und soziale konkrete Kritik sind in den Korrespondenzen und Artikeln zugleich präsent, bilden einen Zusammenhang, der seinen Konvergenzpunkt in der aktuellen Gesellschaftspolitik hat. Börne selbst verstand sich – mit einem neuen Begriff seiner Zeit – als „Zeitschriftsteller“. Dennoch zählt Börne zu den klassischen Autoren der Vormärz-Literatur – zu Recht, denn die literarische Publizistik in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts charakterisiert sich, vor allem bei den Nachfahren der Aufklärung, durch die Öffnung der fiktionalen Literatur hin zur politisch eingreifenden Literatur, damals „Tendenzliteratur“ genannt.

Diese Literatur vordringlich mit der Elle poetisch ästhetischer Kategorien zu messen, wird ihr nicht gerecht. Erforderlich ist die Erforschung und Erklärung von Börnes Texten aus ihren Anliegen und Absichten heraus, wozu ein Bild der historischen Entwicklung dieser Epoche gehört, das nicht auf dem linken Auge blind ist, d.h. die sozialistisch-kommunistischen und anarchistischen Tendenzen nicht unterschlägt. Da die Vormärzautoren einen ruppigen Stil des Umgangs mit Gegnern pflegten und den Stil der bissigen Personalsatire in die Höhe trieben, ist darüber hinaus eine Sympathie erforderlich, welche die Tiefschläge des Autors gegen seine Gegner nicht verschweigt.

All dies zeichnet Inge Rippmann aus. Ihr Börne-Bild ist das eines radikalen Demokraten, dessen Begeisterung für die Französische Revolution, hier vor allem für die Julirevolution 1830, die Grundlage seiner politischen Publizistik bildet. In einem Klima sich rasant entwickelnder neuer Gesellschafts- und Staatsvorstellungen äußert sich der publizistisch stets präsente Börne widersprüchlich. Seine Vorstellungen von Gesellschaft sind am Ideal des vernünftigen Bürgers orientiert, sein sozialer Gerechtigkeitssinn führt ihn in die republikanische Opposition. Der rasch voranschreitende Kapitalismus mit der Verarmung von Bauern und Handwerkern bringt ihn in die Nähe des kommunistischen Eigentumsbegriffs.

Rippmanns bewundernswerte Leistung liegt darin, die Widersprüche aufzuzeigen und verstehbar zu machen, ihren zeitlichen Ort in der Lebensgeschichte Börnes zu bestimmen und eine Rangordnung der Ansichten herzustellen. Börne war z.B. zugleich ein Bewunderer Voltaires, Rousseaus und Robespierres. Inge Rippmann hat einen Blick für Börnes Querzüge und Ungereimtheiten, sie deckt sie auf und macht sie verständlich, kritisiert sie auch, ohne ihre Sympathie für Börne aufzugeben. Dass Börne in einem späten Aphorismus Voltaire mit Frankreich und Destruktion und Rousseau mit Deutschland und Aufbau identifizierte, rechnet Rippmann zu den „seltsamen und wirklichkeitsfernen, auf die Zukunft gespiegelten historischen Urteilen Börnes“, die sie aufgehen lässt in Börnes Urteil: „Die nächsten Jahrhunderte werden weder den Deutschen noch den Franzosen noch sonst einem anderen Volke oder einem Fürsten gehören; sondern der Menschheit.““ (S. 387)

Rippmann geht in ihrem Nachwort zu ihrer Börne-Ausgabe von 1964 von den schlagwortartigen Verengungen des Börne-Bildes aus, welche die Rezeption Börnes im 19. und 20. Jahrhundert geprägt haben, auch in der Literaturwissenschaft. Dieser Essay stellt eine Meisterleistung in historischer Darstellung der Epoche nach 1815 dar. Börnes staats- und gesellschaftspolitische Überlegungen und Überzeugungen werden bei Rippmann vom Denken der Aufklärung, besonders von deren jüdischer Weiterentwicklung aus verstanden bis hin zu den „utopisch-anarchistischen Konzeptionen“ dieser Epoche. „Es zeichnet sich hier [bei Börne] aber bereits das Endziel des Marx'schen Kommunismus ab: die Ablösung des Staates durch die klassenlose, sittlich vollkommene Gesellschaft.“ (S. 41)

Die Sprunghaftigkeit und auch Differenziertheit von Börnes Denken zwischen den Widersprüchen wird unübertrefflich auf knappem

Raum in einem heute noch oder gerade wieder spannend zu lesenden Text sehr verständlich dargestellt. Es ist von heute aus kaum zu überschätzen, was es Anfang der 60er Jahre in der Bundesrepublik bedeutete, frei von aller Marx- und Kommunismuspahobie Ludwig Börne in die Tradition der frühsozialistischen und anarchistischen Gesellschaftsvorstellungen zu stellen.

Dieses historische Bild der Epoche hat Rippmann weiter entfaltet in: „Der Zeitschriftsteller als Geschichtsschreiber“ von 1988 und in: „Börnens ‚Studien über Geschichte und Menschen der Französischen Revolution‘“ von 1992, einem erst spät edierten Text aus dem Nachlass, der in der Börne-Forschung lange Zeit unbeachtet blieb, – große Aufsätze von Rippmann, die Börnens Geschichtsbild mit dem politischen Publizisten vermitteln und aus den Kämpfen zwischen Revolution und Restauration heraus verstehen. Formulierungen wie: „Es ist zu Beginn dieser Ausführungen daran erinnert worden, in welchem politischen Klima die ‚Studien‘ entstanden.“ Und: „Auf dem Hintergrund des hier angedeuteten Beziehungsfeldes ist Börnens kontroverse Auseinandersetzung mit dem Eigentumsproblem zu sehen“ (S. 312) – sind charakteristisch für Rippmanns Umgang mit ihren Gegenständen und ‚ihrem‘ Autor.

Ebenso treffsicher und klar hat Rippmann die Beziehungen Börnens zu seinen Verlegern Cotta und Julius Campe und auch zu Jeanette Wohl in der Einleitung zur Briefausgabe 1968 dargestellt. Sie spricht als erste an, dass Börne sich nicht scheute, Cotta Bestechlichkeit vorzuwerfen und ergreift keineswegs für Börne Partei, der ihrer Meinung nach nicht ganz durchschaute, was verlegerische Tätigkeit unter der Zensur bedeutete.

Die Nagelprobe für Börne-ForscherInnen ist die Darstellung von Börnens Beziehung zu Heine und seinem Goethe-Bild. Die Auseinandersetzung zwischen Börne und Heine ist auf beiden Seiten mit großer Polemik und persönlichen Herabsetzungen geführt worden. Ihr „Doppelporträt“ von Börne und Heine aus dem Jahr 1972 deckt die Motive, politischen Ziele und weltanschaulichen Überzeugungen bei beiden auf und verwirklicht sehr überzeugend den Ansatz der Verfasserin: „Man würde Heine wie Börne Unrecht tun, wollte man beider Bild noch heute aus dem Blickwinkel ihrer wechselseitigen Polemik sehen.“ (S. 191)

Ihre schlüssige Herleitung der Polemik und der Überzeugungen aus der Situation nach 1830 entfaltet Inge Rippman weiter in ihrer Rede 1981 und in ihrem Aufsatz von 1995, in dem sie die Exilsituation von beiden und den Druck, der auf den Juden lastete, stärker herausarbeitet.

Heflig hat Börne auch auf Goethe reagiert. Auch hier liegt nahe, entweder Goethe oder Börne Recht zu geben. Rippmann ist frei davon. Sie hat sich um die Aufklärung der Motive für die Auseinandersetzung bemüht, vor allem aber hat ihr historischer Blick sie davor bewahrt, sich in die Parteilichkeiten der Protagonisten hineinziehen zu lassen. Zu Recht wurde ihre Darstellung über Börne und Heine von 2004 als Nachwort zu Christoph Weiß' Zitatensammlung *Ludwig Börnes Goethe-Kritik* 2005 nochmals abgedruckt.

Das Resultat von Inge Rippmanns Überlegenheit sind Aufsätze, die sich im vorliegenden Sammelband zu einem Bild der Epoche fügen, dessen politische Ereignisse auch die deutsche Literatur ganz entscheidend prägen. So sicher in den Kategorien und so klar in der Darstellung habe ich einen Abriss der Vormärz-Epoche in keiner Geschichtsdarstellung gefunden. Diese Wertung wird auch nicht geschmälert dadurch, dass sich Inge Rippmann auf Studien über das Junge Deutschland stützen konnte, die weit ab von der sich im Kaiserreich herauschälenden Germanistik der nationalen Goethe-Vereinnahmung liegen. Johannes Proelß hat in seinem 1892 erschienenen Werk über *Das junge Deutschland* einen politischen Literaturbegriff entwickelt, auf dem liberale Wissenschaftler wie Ludwig Geiger und Heinrich Hubert Houben aufbauen konnten; Inge Rippmann setzt diese Tradition fort.

Unzulänglich ist Koopmanns „kleine laudatio“. Bei den Ursachen für die Unbeliebtheit Börnes (auch Heines) in den frühen 60er Jahren in der Bundesrepublik fehlt, dass die DDR Börne als einen der ihren ansah, der Volksverlag Weimar 1959 eine zweibändige Werkausgabe herausbrachte, die 1964 im Aufbau-Verlag in zweiter, 1976 in dritter Auflage erschien (weitere Auflagen 1979 und 1981), und 1962 Helmut Bock in der DDR eine umfangreiche wissenschaftliche Börne-Biographie bei Rütten & Loening herausbrachte, Börne somit latenter sozialistisch kommunistischer Sympathien verdächtig war und im Zeitalter des paranoiden Antikommunismus in der BRD keine Sympathien genoss. Es ist daher auch nicht verwunderlich, dass Rippmanns Ausgabe außerhalb der Universität entstand, denn alle bundesrepublikanischen Universitäten hatten vor 1968 starke Berührungsgängste mit linken demokratischen Autoren, von Börne und Heine bis hin zu Brecht.

Während der bundesdeutschen Germanistik ihr Begriff des individuellen Kunstwerks den Verstand für die gesellschaftshistorische Rolle der Literatur vernebelt und die Aufklärung zur Kellerassel erniedrigt wird, vertritt Inge Rippmann mit ihrer Börne-Ausgabe und ihrem historisch-

politischen Begriff von Literatur die bessere Wissenschaft, eine Germanistik, die in der Tradition der Aufklärung steht und gegen den Strom der Klassik- und Romantikbegeisterung schwimmt. Erst in den 70er Jahren findet Inge Rippmann wissenschaftliche Mitstreiter auch im Bereich der Universitäten. Schade nur, dass diese ausgezeichnete Literaturhistorikerin keine große Biographie Börnens und keine Gesamtdarstellung der Vormärzperiode geschrieben hat.

Rüdiger Scholz (Freiburg)

**Udo Roth: Georg Büchners naturwissenschaftliche Schriften. Ein Beitrag zur Geschichte der Wissenschaften vom Lebendigen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Tübingen: Niemeyer, 2004. 545 Seiten.**

Eine Studie zum Thema Neuroanatomie stellt innerhalb der neueren Philologien noch immer eine Art Dispens dar, stehen doch dabei weniger Lektüren literarischer Texte im Vordergrund als vielmehr wissenschaftshistoriographisches Erkenntnisinteresse, hier hinsichtlich der organologischen Anschauungen eines Autors, dessen dichterisches Werk in der Forschung fortdauernd große Aufmerksamkeit erfährt, dessen naturwissenschaftliches Schaffen aber eine ungleich geringere Resonanz gefunden hat. Es ist allein deswegen begrüßenswert, dass sich Roth an die Aufarbeitung dieses Komplexes gemacht hat, indem er zu erklären sucht, welche Konzeptionen den Naturwissenschaftler Büchner beeinflussten und ob, bzw. wie dieser auf deren Grundlagen eigene methodologische Ansätze entwickelte. Die hieraus resultierende ‚Ortsbestimmung‘ Büchners soll auch – so verheißt es der Klappentext – Ausgangspunkt sein zu einer dessen literaturhistorischen Ort noch genauer als bisher ausdeutenden Definition. Im Mittelpunkt stehen Büchners französischsprachige Doktorarbeit *Mémoire sur le système nerveux du barbeau* sowie seine unbetitelt Zürcher Probevorlesung.

Die Arbeit lässt sich in drei Schritte unterteilen. Der Verf. erschließt erstens auf der Basis biographischer Aspekte sowie im Hinblick auf die akademisch-naturwissenschaftlichen Studien Büchners das Textkorpus seiner Untersuchung, um zweitens Büchners Stellungnahmen zur zeitgenössischen Naturwissenschaft darzustellen und drittens dessen eigene organologische Sichtweise zu erörtern.

Die eingehende Analyse des naturwissenschaftlichen Œuvres, das die beiden bereits erwähnten Schriften umfasst, macht klar, dass die zu un-

tersuchende Textbasis nicht dermaßen eindeutig ist, wie dies auf den ersten Blick erscheint. Allein Büchners *Mémoire* liegt in einer autorisierten Druckfassung vor; die Probevorlesung ist nur fragmentarisch überliefert. Roth macht im Anhang auf der Grundlage einer differenzierten Transkription neue Vorschläge zur Rekonstruktion der verlorenen Passagen. Beispielsweise ergänzt er beide Texte um die Sitzungsprotokolle der *Société d'Histoire naturelle de Strasbourg* vom 13. und 20. April und 4. Mai 1836, die „eine frühe Stufe der *Mémoire* wiedergeben und somit Aufschlüsse über die textuelle Genese der Dissertation Büchners geben können“ (S. 13), und zieht dazu ebenfalls die bisher nicht ausgewertete, auf den Protokollen gründende Mitteilung in *L'Institut* bzw. in *Froriep's Notizen* heran. Dass Roth wiederum im Anhang einen neu erstellten Kommentar zu beiden Schriften vorlegt, ist angesichts der bisherigen mehr oder weniger rudimentären Kommentierungen nicht nur erfreulich, sondern insgesamt überzeugend. Im Anschluss an die Herleitung zur Entstehungsgeschichte der Dissertation unter Beachtung von Büchners akademischer Ausbildung und seiner Arbeitsweise setzt der Verf. an den Beginn seiner eigentlichen Ausführungen eine Diskussion der gelesenen und verschriftlichten Fassung des *Mémoire*. Eine solche grundsätzlich zweckmäßige Schwerpunktsetzung führt bei Roth zu einer Betonung der Unterschiede zwischen Protokoll und *Mémoire* als auch zu einem Akzent auf dem inhaltlichen Aufbau und der sprachlichen Form der Probevorlesung. Büchners naturwissenschaftliches Schaffen ist damit für den Verf. primär ein über verschiedene Textstufen zu erschließendes, sich gewissermaßen ‚im Fluss‘ befindliches ‚Werk‘, bei dem die Probevorlesung in Zürich das „Ergebnis eines unaufhaltsamen Reifungsprozesses“ (S. 163) darstellt, das freilich mit Büchners frühem Tod am 19. Februar 1837 ein jähes Ende findet. Roth entscheidet sich also zunächst für einen dokumentarisch-biographischen Zugriff, bei dem die konzise Beobachtung der Textgenese sowie die persönliche Entwicklung des Autors im Lichte einer angestrebten akademischen Karriere ins Blickfeld gerückt werden.

Überlegungen, welche erkenntnistheoretischen, naturphilosophischen und evolutionstheoretischen Debatten neben der entwicklungs-geschichtlichen Veranschaulichung des Nervensystems den Naturwissenschaftler Georg Büchner interessiert haben dürften, werden von Roth im Folgenden angestellt. So ließe sich sowohl das *Mémoire* als auch die Probevorlesung, wie der Verf. erklärt, als kritische Erörterung von neuroanatomischen bzw. -physiologischen Erscheinungen auffassen und außerdem als Zeugnisse von den begründungstheoretischen Schwierig-



keiten, mit denen sich die biologischen Wissenschaften im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts konfrontiert sahen; mit dem erkenntnistheoretischen Ansatz und insbesondere mit seinem Urteil über die vorherrschenden anatomischen und physiologischen Methoden einer evolutionstheoretischen Bestimmung der Lebewesen greife Büchner in eine Auseinandersetzung ein, deren Ursprung um die Wende zum 19. Jahrhundert anzusetzen sei (vgl. S. 175). Roth nimmt dies zum Anlass, um einen wissenschaftsgeschichtlichen Überblick zu geben, der einerseits allgemeiner die Voraussetzungen und unterschiedlichen Strömungen innerhalb der zeitgenössischen Biowissenschaften präsentiert, die von Büchner aufgegriffenen Fragestellungen andererseits detailliert darlegen soll. Fruchtbar gemacht werden solche Aspekte etwa in Roths lesenswerter Explikation von teleologischem Standpunkt und philosophischer Methode (vgl. S. 177-239) und in seinen Ausführungen zu den Quellen von Büchners Kritik (S. 242-252).

Das ist der Ausgangspunkt für einen historisch-philosophischen Abriss, der seinen Ausgang von der Beobachtung nimmt, dass Büchner augenscheinlich zwei naturphilosophische Begründungstheorien verknüpft, dass er der Selbstzweckhaftigkeit der Entitäten einen gesetzmäßigen Kausalzusammenhang der Naturdinge zur Seite stellt (vgl. S. 253). Dieses Kapitel wird vom Verf. dementsprechend dazu genutzt, das Gesetz der Schönheit und der Ökonomie zu erklären und zudem die ‚genetische Methode‘ (Carus), die ‚deutsche Schule‘ (Goethe, Herder, Oken), Mystizismus und Vernunftphilosophie sowie den Dogmatismus der Vernunftphilosophen zu demonstrieren. Roth kann Büchners Auseinandersetzung mit ‚der‘ Philosophie in *Mémoire* und Probevorlesung alles in allem eindrucksvoll nachweisen. So wird, ausgehend vom Naturwissenschaftler Büchner, nichts weniger als eine kleine Diskursgeschichte naturwissenschaftlich-philosophischer Aspekte bereitgestellt.

Im Kapitel zu Büchners neuroanatomischen und -physiologischen Untersuchungen geht es schließlich um die „philosophische Beweisführung eines Typus als Urgrund aller Entwicklung“ (S. 355), d.h. um die Auffassung der Sinnen- und Nervengense, die Modifikation der Nerven oder auch um Büchners entwicklungstheoretisches Konzept, das, so Roth, verdeutlicht, wie Büchner zumindest in Teilaspekten weitaus konsequenter als die so genannten romantischen Naturphilosophen an der Applikation des Polaritätsprinzips auf die gesamte organische Natur festhielt (vgl. S. 381f.). Im letzten Abschnitt der Studie hält der Verf. Büchners Stellung innerhalb der zeitgenössischen Konzeptionen

des Organischen im Ansatz fest. Weder sei Büchner ein die Natur mystifizierender Wissenschaftler noch ein naturphilosophischer Pedant und Fanatiker im Sinne der von ihm in der Probevorlesung angeprangerten Vernunftphilosophen, bei denen „Alles in das System hineingezwängt werden mußte“; kein „Naturphilosoph vom reinsten Wasser“ also (vgl. S. 388).

Hier wird sichtbar, was im Verlauf der gesamten Arbeit auffällt: Es mangelt an konkreten Schlussfolgerungen und klaren Aussagen. So vielseitig und differenziert das Bild von Georg Büchner als Naturwissenschaftler gezeichnet wird, so verzweigt die einzelnen Reflexionen über all die mannigfaltigen Facetten der naturwissenschaftlichen Ausführungen Büchners gelingen, so unübersichtlich, ja fast undurchschaubar bleiben die Ergebnisse; die komplexen Kontexte, die Roth kenntnisreich darlegt, die Fülle an Informationen, verlieren sich bisweilen in Einzelheiten. Eine abschließende Zusammenfassung, ein Schlusswort o.ä. hätte der Studie mehr als gut getan. Ein engerer Blick auf innerwerkliche Zusammenhänge bzw. auf produktionsästhetische Gesichtspunkte – Daniel Müller Niebla hat in eben diesem Sinn ein Konzept vorgelegt (*Die Nerven lesen. Zur Leitfunktion von Georg Büchners Schreiben*. Würzburg 2001) – hätten darüber hinaus nicht geschadet. Trotz dieser Beanstandungen, die das Projekt nur am Rande tangieren, liegt damit – auch wegen des wichtigen Anhangs! – eine imposante Arbeit vor, die im Besonderen eine Forschungslücke schließt und im Allgemeinen die philologischen Wissenschaften dazu anregt, ihre Grenzen immer öfter zu überschreiten, handelt es sich doch auch bei ihnen – so ließe sich der Untertitel der Studie übertragen – um Wissenschaften vom Lebendigen, nämlich vom ‚lebendigen Text‘.

Oliver Ruf (Trier)

**Sabine Dissel: *Das Prinzip des Gegenentwurfs bei Georg Büchner. Von der Quellenmontage zur poetologischen Reflexion*. Bielefeld: Aisthesis, 2005. 278 Seiten.**

Das Buch fügt sich ein in die Reihe quellenbezogener Büchner-Lektüren, bietet aber keineswegs eine solitäre Studie zu bestimmten Einzeltexten bzw. Werkgruppen; es liefert vielmehr, anschließend an das philologische Wissen der Marburger Büchner-Ausgabe (Sämtliche Werke und Schriften. Historisch-kritische Ausgabe mit Quellendokumentation und

Kommentar. Darmstadt 2000ff.), eine systematische Analyse des gesamten Œuvres, und zwar indem unter dem Leitgedanken des ‚Gegenwurfs‘ ein eigenständiges Konzept intertextueller Zusammenhänge für Büchners literarisches Werk entwickelt wird.

Ein erstes Kapitel steckt den methodischen Rahmen ab, in dem der Gegenstand literaturtheoretisch zu beschreiben ist. Anstatt die gesamte irritierende (weil konzeptuell äußerst verzweigte und terminologisch erschreckend ausufernde) Intertextualitätsdiskussion aufzurollen, möchte Dissel den theoretischen Grundgedanken einer Dialogizität von Texten als „Leitfaden für konkrete, detaillierte Untersuchungen Büchnerscher Texte im Hinblick auf ihre Referenztexte“ (S. 15) praktisch nutzbar machen. Im Zentrum steht einerseits die zuerst von Julia Kristeva mit Rückbezug auf Michail Bachtin eingeführte Idee der *intertextualité*, andererseits jenes enger gefasste Intertextualitätsmodell im Sinne von Broich/Pfister, das Dissel für ihre Interpretationen ebenso favorisiert wie die kritischen Ansätze Karlheinz Stierles. Dabei interessiert sie sich insbesondere für dessen Unterscheidung zwischen produktions- und rezeptionsästhetischer Intertextualität; bei ihren Untersuchungen orientiert sie sich an erstgenannter Perspektive. Die weiteren Unterkapitel von Kapitel Eins entfalten dies anschaulich. Zur Sprache kommt die Frage nach Büchners Schülerarbeiten als Grundlage seines literarischen Schaffens (Kap. 2.2) sowie nach ‚sachlichem‘ Dichten und poetischer Agitation mit Blick auf die Hugo-Übersetzungen und den *Hessischen Landboten* (Kap. 2.3). Während das Kapitel zu den Schülertexten vor allem anhand zweier Arbeiten von Gerhard Schaub (Georg Büchner und die Schulrhetorik. Untersuchungen und Quellen zu seinen Schülerarbeiten. Bern, Frankfurt/M. 1975; Die schriftstellerischen Anfänge Georg Büchners unter dem Einfluss der Schulrhetorik. Habilitationsschrift Trier 1980) die dort ausgiebig geführte Diskussion um Vorlagen für Büchners frühe Texte aufgreift und die exponierte Stellung der Rhetorik unterstreicht, stellt dasjenige zu den Übersetzungen und zum *Landboten* in nützlicher Weise die Koordinaten zusammen, auf die sich Dissels ‚Fahndungen‘ nach Gegenwurfskonzeptionen konzentrieren: das Spektrum von enorm nüchternem Nachdichten eines Fremdtexes und Durchbrechung der sachlichen Erfassung der Verhältnisse mit poetischen Implikationen. Deutlich wird, dass Büchner bereits im frühen werkgeschichtlichen Stadium die beiden zentralen Pole von Intertextualität abdeckt; nämlich eine diffuse und kaum fassliche Intertextualität der Topoi auf der einen und die der Übersetzung als engste Text-Text-Relation auf der anderen Seite (S. 25).

Prinzipiellen Charakter haben das dritte bis sechste Kapitel, die zusammen mehr als zwei Drittel des Buches ausmachen. Dissel betrachtet darin ausführlich Büchners Dichtungen *Danton's Tod* (Kap. 3), *Lenz* (Kap. 4), *Woyzeck* (Kap. 5) sowie *Leonce und Lena* (Kap. 6). Sie behandelt die von Pfister erfasste Dynamik von Intertextualität als Oberbegriff für jene Verfahren eines mehr oder weniger bewussten und im Text selbst auch in irgendeiner Weise konkret greifbaren Bezugs auf einzelne Prätexte, Gruppen von Prätexten oder diesen zugrundeliegenden Codes und Sinnsystemen. Um den Intertextualitätsgedanken produktiv anzuwenden, wird von Dissel dementsprechend ein Orientierungsmaßstab verankert, der sowohl das Bewusstsein des Autors berücksichtigen soll, Fremdmaterial zu verwenden, als auch seine Absicht, nicht nur ein Erkennen dieses Fremdmaterials durch den Rezipienten zu ermöglichen, sondern bestenfalls eine „Übertragungsleistung zu einer erweiterten Sinndimension“ (S. 15). Pro behalber nimmt die Verf. eine Bewusstseinslage Büchners ein, in welcher Lesen und Schreiben als Suche nach einer angemessenen Sprache für die ‚moderne‘, krisenhafte Realität miteinander verknüpft sind und deren Beleg dann jene Beobachtungen liefern, welche sich dem aufmerksamen Kenner des Werks und seiner Umgebung erschließen (S. 17).

Wie das funktioniert, demonstriert Dissel eindrucksvoll an allen Büchnerschen Dichtungen; sie beginnt wie gesagt mit *Danton's Tod*, für den neben den bekannten historiographischen Quellen eine Reihe literarischer Einflusstexte expliziert werden, unter denen die Dramen Shakespeares gemäß Dissel den „stärksten quantitativen wie qualitativen, d.h. struktur- und bedeutungskonstituierenden, Niederschlag“ (S. 32) gefunden haben. Der Umstand, dass Büchner die eigene Kenntnis der Shakespeare-Dramen als Hilfestellung für die Gestaltung seiner Werke benutzt hat und darüber hinaus die potentielle Shakespeare-Kennntnis des Lesers bzw. Zuschauers mit einbezogen hat, um die Charakterzeichnung seiner Figuren zu vertiefen und zugleich auf die Kontraste zu verweisen, dass er folglich sich nicht allein in die Tradition Shakespeares stellt, sondern mit der Abwandlung der Vorlagen literarisch Neues entstehen lässt (S. 68), führt Dissel zur Darstellung struktureller Goethe-Übernahmen mit dem Ergebnis, dass Goethe „gegenüber dem unerreichbaren Shakespeare, vielleicht eher als Konkurrent begriffen“ wird, und Büchner „den literarischen Ehrgeiz“ zeigt, „es anders und besser zu machen“ (S. 78). Diese Gegenkonzeption zu Goethes literarischen Weltentwürfen verbindet Dissel schließlich mit der Untersuchung der *Lenz*-Erzählung, die sie

in ihrer Funktion als Gegenentwurf unter drei Aspekten beleuchtet: kunsttheoretisch zu Winckelmanns Klassizismus, literarisch zu Goethes *Werther* und historisch-biographisch zu Goethes Äußerungen über Lenz in *Dichtung und Wahrheit* und zu Teilen von Daniel Ehrenfried Stöbers Oberlin-Biographie. Hervorzuheben ist, dass Büchner es laut Dissel schafft, im ‚Kunstgespräch‘ auf engstem Textraum einen Großteil der Winckelmannschen Thesen umzukehren (S. 109). Dass es ihm gelingt, sich in die Empfindsamkeit Lenz‘ hineinzusetzen, da er bei der literarischen Umsetzung und Darstellung melancholischer Zustände auf Goethe zurückgreift, und gleichzeitig über diesen hinausgeht, wenn er vor der Folie des kontemporären medizinischen Diskurses der Krankheit von Lenz ein schärferes Profil verleiht und die tiefe psychologische Störung sichtbar macht (S. 146). Und dass er trotz eines personalen Erzählens Lenz‘ Innenwelt für den Leser nachvollziehbar, miterlebbar gestaltet und dadurch im Gegensatz zu Oberlin ein realistisches Bild von Lenz entwirft (S. 172f.).

Im nächsten Schritt wendet sich die Verf. dem *Woyzeck*-Fragment zu und konstatiert als dessen Prätext ein Textkollektiv, d.h. eine Gattung: das Soldatenstück. Genutzt wird die bemerkenswert spannungsreiche Konstellation, zwei dramatische Werke miteinander in Bezug setzen zu können, während eine Erzählung des einen Dichters über den anderen vorliegt (S. 177). Verglichen wird *Woyzeck* vor allem mit den *Soldaten* von J.M.R. Lenz. Unter die wesentlichen Aspekte, die Büchners traditionsprüfende und traditionsrevolutionierende Methode hier ausmachen, gehören Dissel zufolge die Wahl der seltenen Form der militärischen Komödie sowie deren Ansiedlung im Arme-Leute-Milieu, wodurch die „ökonomischen und sozialen Umstände, die einen einfachen Soldaten in psychische und physische Zerrüttung und zu einem Mord treiben“ (S. 237), dargestellt werden können. Das Schlusswort spricht Dissel mit *Leonce und Lena*. Büchner zitiert, variiert, verkehrt darin – so Dissel – die eigenen Motive und Bilder. Und er erprobt und reflektiert die „verschiedenen Möglichkeiten des poetischen Sprechens“ (S. 258), von der Shakespeareschen Narrheit, über das Winckelmannsche Idealisieren sowie die Werthsche Emphase, bis hin zur abgedroschenen ‚Lieutenantsromantik‘ und romantisch-träumerischer Verspieltheit als Karikatur der Poesieauffassung der Epoche. Dissels Pointe: *Leonce und Lena* wird letztendlich zu einem Stück über Intertextualität, in dem ein ‚Universum von Texten‘ gespiegelt ist; es wird zu einem Gegenentwurf „zum poetischen Schreiben selbst“ (S. 259).

Damit zeichnet sich ab, dass eine Beschreibung des Intertextualitätsphänomens nicht auf jene Aspekte beschränken werden darf, in denen der Erschließungskontrakt zwischen Autor und Leser offensichtlich ist. Das Buch von Dissel, das in einem gut lesbaren Stil verfasst ist, liefert für diese Sichtweise am Beispiel aller Büchnerschen Dichtungen viel Erhellendes und Differenzierendes. Es besticht weniger durch neuartige Methodik als durch souveräne Abrisse, fundiertes Votum und Ausdeutung etablierter Ansätze. Erfreulich ist, in den Reihen der oft undurchsichtigen Konzertation intertextueller Forschung diese klare Stimme zu vernehmen.

Oliver Ruf (Trier)

**Thomas Synofzik: Heinrich Heine – Robert Schumann. Musik und Ironie.** Köln: Verlag Christoph Dohr, 2006, 191 Seiten.

Synofzik erhellt Schumanns musikalische Umsetzung der sprachlichen Ironie in Heines früher Lyrik. Er stellt sich damit eine doppelte Aufgabe: Zunächst muß er den Ironiebegriff in Heines *Buch der Lieder* bestimmen und ihn dann auf Schumanns Vertonungen anwenden. Seine Untersuchung ist darum fächerübergreifend. Musikwissenschaftliche Akribie bei der Analyse von Schumanns Heine-Liedern und das Studium von Quellen wie Briefen und Musikkritiken Schumanns ergänzen sich. Der Schwerpunkt des Buchs liegt auf den sorgfältigen und ausführlichen Liedstudien, was auch die eindrucksvolle Liste der Sekundärliteratur unterstreicht: auf fünf musikwissenschaftliche Werke kommt im Verhältnis eines aus der Literaturwissenschaft.

Bei seinen Überlegungen zur Ironie erzeugt Synofzik eine unnötige Spannung zwischen seinem theoretischen Erfassen des Begriffs und den praktischen Notwendigkeiten seiner Untersuchung. Er unterscheidet zuerst die antike ‚rhetorische‘ Ironie – der einfachen Umkehrung einer Sache, wobei etwa das Unvollkommene vollkommen genannt wird – von der ‚romantischen‘ Ironie der Frühromantiker Tieck, A.W. und F. Schlegel, Solger und Novalis. Für die Bestimmung von Heines Ironie nutzt diese Differenzierung letztlich wenig. Heine selbst widerlegt die romantischen Vorstellungen, indem er sie ironisch entkräftet.

Erst nachdem Synofzik sich von dieser poetisch-philosophischen Überfrachtung des Ironiebegriffs löst und konkret einzelne, typische Stilmerkmale in Heines *Buch der Lieder* benennt, findet er die Schlüssel

zur Analyse der Heine-Lieder Schumanns. Diesen ‚praktischen‘ Ironiebegriff holt er im Schlußkapitel ein: „Heines frühe Lyrik ist voll von Brechungen, für die der Begriff Ironie nur ein sehr allgemeines Etikett bildet: Sprachspielereien, innere Widersprüche, Erwartungsenttäuschungen und Schlusswendungen sind einige der technischen Mittel, die im Abschnitt über Heines Lyrik herausgearbeitet wurden“ (S. 165). Mit diesem am Stil orientierten Ironiebegriff gelingt es Synofzik, einen Katalog der kompositorischen Mittel Schumanns zur musikalischen Darstellung der sprachlichen Ironie Heines zusammenzustellen.

Synofzik wendet sich mit seiner Analyse der musikalischen Ironie in den Heine-Liedern Schumanns gegen jahrzehntelang tradierte Auslegungen in der Musikwissenschaft, die sich weitgehend auf den gleichen Nenner bringen lassen: Die sprachliche Ironie Heines habe Schumann bei seinen Vertonungen kaum berücksichtigt. In einem eigenen Kapitel zur Rezeption der Heine-Lieder Schumanns stellt Synofzik eine Kette von Interpretationsansätzen und Zitaten zusammen, welche Schumanns Liedern die Ironie absprechen (S. 13-26). Nach Synofzik wurde beispielsweise die eruptive Liedproduktion des Komponisten in den 1840er Jahren – zu der vor allem die Heine-Lieder zählen – eher als Ausdruck von Schumanns Liebe zu Clara Wieck aufgefaßt. Oder die Lieder wurden in antisemitischer Tradition interpretiert: Schumann läutere die Texte Heines durch seine Vertonungen, deutsche also das Jüdische ein.

Besonderer Wert kommt Synofziks Studium von Schumanns Auseinandersetzung mit Heines Texten zu. Er betrachtet Heines musikschriftstellerische Tätigkeit in der *Augsburger Allgemeinen Zeitung*. Synofzik erhellt die eingehende Beschäftigung des Komponisten mit der Ironie in Heines früher Lyrik. 45 Vertonungen Schumanns sind überliefert. Von keinem anderen Dichter hat er so viele Gedichte bearbeitet (S. 39-54).

Vor diesem Hintergrund erscheint die Bedeutung der musikwissenschaftlichen Analyse Synofziks in anderem Licht: Sein besonderer Verdienst reicht über die Ermittlung der Ironie in Schumanns Heine-Liedern hinaus. Mit seiner Untersuchung entwirft er erstmals einen Katalog musikalisch-rhetorischer Elemente der Ironie als Stilmittel in der Musik. Er beleuchtet musikalische Kontraste, den Umgang mit Schlußpointen, die Persiflage durch Stilzitat, -imitation und -parodie, musikalische Bilder sowie einzelne Ironiesignale in den Liedern. Zu der faktenreichen Erläuterung nutzt Synofzik viele Notenbeispiele vor allem aus Schumanns Zyklen *Liederkreis* op. 24 und *Dichterliebe* op. 48, ergänzt durch Handschriften des Komponisten.

Synofzik blickt in die ‚Werkstatt‘ des Komponisten und verfolgt verschiedene Stadien der Heine-Lieder. Er verabschiedet erneut die immer noch verbreitete Vorstellung ‚romantischen Komponierens‘ bei Schumann, welche die Einbildung pflegt, die Werke seien spontan aus der Inspiration und dem Genie des Künstlers als Niederschrift ‚alla prima‘ entstanden. Er gewinnt die Erkenntnis: „Ironische Distanz geht mit nachträglicher Selbstkritik Hand in Hand“ (S. 95).

„Das ist ein Flöten und ein Geigen, Trompeten schmettern drein...“ Das Gedicht aus Heines *Buch der Lieder* (Lyrisches Intermezzo XX) ist mit seiner klanglichen Symbolik wie geschaffen zur Vertonung. Die ironische Verfremdung des volkstümlichen Lieds betreibt Heine in seinen Gedichten, und Schumann überträgt sie auf seine Vertonungen. Der Komponist läßt in seinem gleichnamigen Lied op. 48/9 den Klavierpart selbständig zum Tanz aufspielen, die Trompeten schmettern in der linken Hand zum Hochzeitsreigen der Flöten und Geigen in der rechten. Synofzik demonstriert, wie das Lied bei Schumann wie bei Heine das volkstümliche Idiom entsprechend der romantischen Volksliedbewegung aufgreift und ironisch verzerrt, indem er schroffe Dissonanzen über eine bekannte Ländlerharmonik legt. Schumann verfremdet darüber hinaus verschiedenste Idiome vom Trauermarsch bis zur Militärmusik: „Neben diesen Adaptionen aus dem Bereich der Volksmusik begegnen wir in Schumanns Heine-Liedern auch Persiflagen auf Italianismus und Kontrapunkt“ (S. 125).

Synofzik verfolgt die musikalisch-rhetorischen Figuren der Ironie in Schumanns Heine-Liedern von auffälligen Anspielungen wie dem Zitierten der Marseillaise in *Die beiden Grenadiere* bis hin zu sublimen Feinheiten. Er demonstriert Schumanns Brechen empfindsamer Eindrücke mit satirischen Einschüben, welches der Musiker beim Studium der Romane Jean Pauls und Berlioz’ *Symphonie phantastique* lernte. Diese rezensierte Schumann 1835. Als Beleg dient Synofzik Berlioz’ Zitat eines *‚Dies irae‘* in seiner Symphonie, die er ebenfalls im letzten Lied des Zyklus *Dichterliebe* nachweist (op. 48/16, Takt 1-10, bei Synofzik S. 136).

Den ‚altmodischen musikalischen Doppelschlag‘ ermittelt Synofzik als ein Ironiesignal Schumanns: Ein einziges Wort könne ein Gedicht Heines ironisch kippen; Schumann schaffe dies mit den Doppelschlägen: „Gerade solche Schlüsselwörter und Pointen werden von Schumann in seinen Heine-Vertonungen häufig durch Melismen, auffällige Intervallsprünge oder rhythmische Dehnung hervorgehoben“ (S. 143).

Über die bemerkenswerte Analysearbeit an Schumanns Heine-Liedern hinaus wäre wünschenswert, daß Synofzik mit derselben Energie und



Freiheit, die er gegen tradierte musikwissenschaftliche Auslegungen dieser Vertonungen an den Tag gelegt hat, die musikalische Ironie an sich bestimmte. Er bleibt im Schlußkapitel bei der Andeutung stehen: Musik könne Ironie auch ohne Sprache in sich selbst verarbeiten. Diese ästhetische Möglichkeit würde den offen bleibenden Diskurs des Ironiebegriffs auf besondere Weise erweitern. Die Emanzipation der Musik vom Text könnte letztlich die Ironie als Empfindung fassen, welche die Sprache der Musik von Haus aus besser vermittelt als Texte.

*Guntram Zürn (Combiér-Fontaine/F)*

***Christian Liedtke (Hg.): Heinrich Heine im Porträt. Wie die Künstler seiner Zeit ihn sahen.*** Hamburg: Hoffmann und Campe, 2006.

„Dieser blasse junge Mann, mit dem feingeschnittenen Gesichte, den verschwimmenden Augen, den weichen blonden Haaren...“ (Der Arzt A. Clement 1831) – „I had known him about twenty years ago as a child of eleven or twelve at Boulogne, where I sat next him at a table d’hôte. He was then a fat, short man, shortsighted, and with a sensual mouth“ (Lucie Duff Gordon im Rückblick auf 1833, ca. 1856) – „Am lebhaftesten ist mir sein Mund in Erinnerung geblieben, – er verzog ihn sehr, sehr häufig zu einem satyrischen, wegwerfenden Lächeln...“ (Der Musiker F. Hiller 1831) – „Eine leichte, heidnische Körperfülle, die später einer ganz christlichen Magerkeit wich, rundete seine Formen“ (Theophil Gautier 1832) – „...seine schwache, eingesunkene Gestalt mit den durchsichtigen Augen...“ (Hermann Franck 1834). Usw.

Diese und ähnliche, jedenfalls weit auseinanderstrebende Beobachtungen von Zeitgenossen kann man aus Briefzeugnissen, Erinnerungen u.ä. leicht zusammenstellen und könnte sie den von Christoph Liedtke versammelten und überraschend einheitlichen Heine-Porträts entgegenhalten, einige hat das anzuzeigende Buch selbst rubriziert, und Joseph A. Kruse lässt sich in seinem Beitrag darauf ein. Wer sieht Heine wie, unter welchen Umständen und: zu welchem Zweck berichtet er/sie darüber? Oder: wem zeigt Heine sich wie und wann, aus welchem Anlass und: mit welcher Absicht schreibt er selbst über die Begegnung? Heines wohlbekannte Imagepflege und die so ganz disparaten und unterschiedlich motivierten Seh-Momente der Zeitgenossen auf der einen, die schönen und wenig disparaten Produkte des künstlerischen Blicks auf der anderen Seite, wie geht beides zusammen? Das ist eine von vielen spontanen Fra-

gen, zu denen dieser von Christian Liedtke herausgegebene Bildband Anlass gibt. Das Buch wartet mit drei klugen und für die Heine-Forschung interessanten Beiträgen auf, die zuweilen sehr neue Einsichten vermitteln.

Es enthält, so Liedtke im Vorwort, „die erste vollständige Sammlung aller bekannten, authentischen zeitgenössischen Heine-Porträts und ist das erste Buch über ihre Entstehung und Überlieferung, ihre künstlerische wie biographische Bedeutung“ (S. 8). Gewichtiger kann man das nicht formulieren. Und auch diesen Satz nicht, der die bisherigen Erwähnungen von Bildnissen Heines als Illustrationen für fremde Zwecke abtut, denn: „die Porträts [...] sind noch nie selbst zum Gegenstand kritischer, historischer Betrachtung geworden“ (S. 9). Liedtke hat in beidem nicht vollmundig geschrieben: das Buch ist in den erreichbaren Maßen vollständig geworden, was den Bildanteil samt den wichtigsten dazu gehörigen Dokumenten angeht, und es ermöglicht in seiner Anlage und dem Umfang der wissenschaftlichen Auswertung nach einen neuen Zugang – und ein großes Vergnügen obendrein.

Denn das Bildmaterial und seine Kommentierung (1. Kapitel: Heine-Galerie, mit Porträts und dazugestellten erhellenden Texten aus dem zeitlichen Kontext, Heines eigenen und fremden, S. 17-74) bietet in sich schon eine genussvolle Lektüre, weil sein Rahmen nicht eng gefasst ist; auf Seiten 42 und 43 beispielsweise stehen nebeneinander drei Lithographien, die nach Moritz Daniel Oppenheims berühmtem Ölbild 1831 gefertigt sind und unterschiedlicher nicht hätten ausfallen können; unter den Kommentaren finden sich auch höchst seltsam anmutende Bewertungen von Heine-Bildern, so etwa Adolph Menzels Bemerkungen gegenüber Karl Eitner aus dem Jahre 1871 zu einem Heine-Medaillon eines nicht identifizierten Künstlers von 1834, das auf seltsamen Umwegen über Helene Campe in den Besitz des Malers gelangte: „Was sagen Sie zu dem Heine-Medaillon? Da hat die Welt bislang an alle die Schundkonterfeys geglaubt, die von solchem Kerl in Schwange gingen, und sein Verleger, der alte Querkopf hat das mitangesehen, und so ein Licht lange Jahre unter den Scheffel gestellt behalten! [...] Der Visage ist All das zuzutrauen, was man immer wieder genießt, einen immer wieder lachen macht“ (S.47). Größter Fundort für Liedtke war übrigens das Heinrich-Heine-Institut in Düsseldorf.

Das Buch antwortet gleich in seinem ersten Wortbeitrag auf Fragen, die hin und wieder gestellt wurden, aber ohne Antwort blieben: Joseph A.

Kruse, im Nebenberuf ja auch Kurator der größten Heine-Bilder-Sammlung, erzählt unter dem Titel „Bildergeschichten“ mit dem schönen Untertitel „Über Varianten von Heine-Porträts nebst einigen Varianten ihrer Überlieferung“ von richtigen, falschen, von mutmaßlichen und unerhellten bleibenden Bildern und von den Schicksalen einiger, sogar durch die Nazizeit hindurch (S. 75-84); all das eingeleitet durch eine liebevolle Hommage an den eigenen Vorgänger, Eberhard Galley. Kruse stellt auch die richtigen Weichen: „Der Dichter zeigt uns die verschiedensten Gesichter, und die Varianten seines Erscheinungsbildes bieten eine Vielfalt auf, die uns nicht zu beruhigen vermag. Das gilt dann sogar für die nicht mehr derartig den Zufällen ausgelieferten späteren Jahre, für die wenigstens einige Haltepunkte existieren. Die künstlerischen Darstellungen Heines spiegeln in der Tat eine Persönlichkeit, die so unterschiedlich auszusehen schien, dass Zeitgenossen in ihren Berichten, wie sie in den Gesprächssammlungen versammelt sind, zu den widersprüchlichsten Aussagen gelangten“ (S. 78).

Das dritte Kapitel des Buchs bietet eine „Biographie der Heine-Porträts“, so der Untertitel zu Liedtkes eigenem Beitrag „Bilderstreit und Bilderrätsel“ (S. 85-112), in dem es um die Einbettung einzelner gewichtiger Porträts in die Heinesche Biographie und darüber hinaus in die Literaturgeschichte geht, wo man den Unterschied zwischen tatsächlichen und nur zugeschriebenen Bildnissen oft aus guten Gründen nicht verfolgen mochte. Dass dies auch für wissenschaftliche Gesamtausgaben gilt, bezeugt die ziemlich ergötzliche Geschichte über eine angstvolle Bemerkung Heines gegenüber Varnhagen vom Juni 1828, aus der Cornelius-Schülerschaft in München sei er als Ritter auf einem Schlachtgemälde zu sehen. Friedrich Hirth vermutet in seiner Biographie 1949, das Bild sei zwar unbekannt, könne aber von Gottlieb Gassen stammen, die Weimarer Säkular-Ausgabe bestimmt schon eine soldatische Figur in Gassens Fresko „Erstürmung der Kölnischen Burg Godesberg durch die Bayern 1583“ als „vielleicht“ Heine und die Düsseldorfer Ausgabe präsentiert das als Tatsache mit einem Ausschnitt aus dem Gemälde und der lapidaren Information „Heine als Ritter, 1828“, ohne weitere Erörterung (S. 89-91).

Die gelehrte Kunsthistorikerin Ekaterini Kepetzi schließlich, last but not least, im Gegenteil, stellt im dritten Beitrag unter dem Titel „Was habt Ihr gegen mein Gesicht?“ Heinrich Heines zeitgenössische Porträts“ en passant (und äußerst lehrreich) die mit Heine enger beschäftigten Künstler vor, vor allem schreibt sie erstmalig eine Ikonographie der Heine-Bildnisse und vermittelt so deren kunsthistorischen Rang; sie

macht das, neben einer biographischen Information zum Künstler, mittels einer genauen Bildbeschreibung und der versuchsweisen Einordnung in die historische Typologie des betreffenden Genres (S. 113-134), und das mit markanten Wegzeichen: Der genialische Dichter (bis 1831), Der arrivierte Bürger (die mittleren Jahre), Heine in der „Matratzengruft“ (die späten Bildnisse), sowie Zurückgewiesene Zuschreibungen. Man lernt hier viel auf kleinem Raume. Etwa dass Ludwig Emil Grimms Profilbildnis Heines von 1827 den für Künstlerdarstellungen seit der Renaissance offenbar geläufigen Melancholiegestus vor sich her trägt, zu dem ungebändigte Locken als Zeichen des Genies und der Dichterinspiration gehören; keineswegs sei daher eine Anspielung auf Byron-Darstellungen zu vermuten (S. 116). Oder, im Fazit: Es fällt der Verzicht auf den schreibenden oder lesenden Heine auf; die Abkehr vom Motiv des Gelehrten im Gehäuse führt eine Tendenz fort, die im späten 18. Jahrhundert einsetzte und den genialischen Dichter favorisierte (S. 133).

Der Anhang bietet ein Verzeichnis („das erste seiner Art“) der Heine-Porträts 1819-1856 mit allen erdenklichen Informationen und in der Chronologie gegliedert nach den derzeit zur Verfügung stehenden Möglichkeiten der Bewertung: 1) authentisch (nach der Natur gemalt) und Reproduktionen, samt Indikatoren für die Authentizität, 2) Phantasiedarstellungen, 3) zweifelhafte und definitiv nicht Heine darstellende Bilder; sodann die Anmerkungen zum Textteil und ganz am Ende ein Personenregister. Alles lege artis, alles mit Gewinn zu lesen.

Und doch. Oder besser vielleicht: Nun gerade können jene angedeuteten Fragen neu gestellt werden, weil man sie jetzt mit leichterem Sinn umschreiben kann – man hält ja nun dies Buch mit dem so schön aufbereiteten reichen Material von Porträts (und einer Auswahl von Lithographien) und mit dazugestellten Zeugnissen in der Hand: Wie steht es nun um Heines Image-Pflege auf der Basis dieser Präsentation, was genauer ist an den gezeigten Porträts vom Modell Sitzenden gesteuert? „Der schwarze Negerkönig will weiß gemalt seyn. Aber lacht nicht über den armen Afrikaner – jeder Mensch ist ein solcher Negerkönig, und jeder von uns möchte dem Publikum in einer anderen Farbe erscheinen, als die ist, womit uns die Fatalität angestrichen hat“. Dies Heine-Zitat steht in Liedtkes Vorwort, und auch der Wunsch, er möchte „schön gemalt werden, wie die hübschen Frauen“. Wenig anders ist er porträtiert worden, dem Geist der Zeit folgend, den Ekaterini Kapetzki deutlich beschreibt.

Sind dann, und wie, die eingangs anzitierten, so hoffnungslos auseinander gehenden, weil von eigenen Zwecken durchsetzten Fremdbeurteilungen Heines neu zu bewerten? Offenbar mussten die Künstler ihr Modell anders sehen als die spontaneren, weil von Traditionen nicht belasteten Zeitgenossen, was heißt: Gibt es zumindest bis 1831 tatsächlich nur den schönen Heine, etwa so wie Kapetzis schreibt: „Die hohe Stilisierung und Idealisierung und der damit einhergehende Verlust von Ähnlichkeit, den die Kommentatoren des 19. Jahrhunderts immer wieder monieren, erklärt sich vor diesem Hintergrunde“ – nämlich der Tatsache, dass Heine primär als Dichtergenie gezeigt wird (anlässlich Ludwig Emil Grimms berühmtem Heine-Porträt, S. 117). Was machen in diesem Kontext eigentlich Karikaturen über Heine? Wieviele gibt es, zu welcher Zeit wurden sie wo veröffentlicht?

Auf der Basis von Liedtkes Buch lässt sich vortrefflich fragen.

*Joachim Bark (Stuttgart)*

**„lasst uns, da es uns vergönnt ist, vernünftig seyn!“ – Ludwig Tieck (1773-1853).** Hg. v. Institut für deutsche Literatur der Humboldt-Universität zu Berlin unter Mitarbeit von Heidrun Markert. Bern u.a.: Peter Lang, 2004.

Geistige Verwirrung und erhebliche finanzielle Verluste – dies sind nur einige der unangenehmen Folgen, die sich ergeben, wenn eine ganze Stadt einem sagenumwobenen, selbst ernannten und betrügerischen Magus auf den Leim geht. Ludwig Tieck schildert in der Novelle *Die Wundersüchtigen* aus dem Jahr 1831 kritisch die psychosozialen Folgen abergläubischer Sensationsgier. Die mahnenden Schlussworte des Textes – „lasst uns, da es uns vergönnt ist, vernünftig seyn!“ – hat sich das Institut für deutsche Literatur der Berliner Humboldt-Universität als Titel eines Sammelbandes gewählt. Darin sind die Ergebnisse einer Tagung anlässlich des 150. Todestages des Dichters zusammengefasst. Die Wahl des Titels ist programmatisch: Der wissenschaftliche Fokus der versammelten Beiträge liegt auf dem Erbe der Aufklärung im Werk Tiecks, einem Aspekt, der für sein Schaffen von der Romantik bis zum frühen Realismus kennzeichnend ist, die Rahmenerzählung des *Phantasmus* ebenso prägt wie die späten *Dresdner Novellen*.

Der Begriff Aufklärung ist bei Tieck nicht allein historische Reminiscenz, die er literaturkritisch in Debatten um Poetik und Ästhetik – beispielsweise in der Auseinandersetzung mit dem Jungen Deutschland –

ins Feld führt. Tieck stellt unter anderem den aufklärerischen Fortschrittsglauben wiederholt in Frage. Er greift aber auch Erkenntnisse der aufklärerischen Paradedisziplin, der Anthropologie, ebenso produktiv auf wie Elemente der Erfahrungsseelenkunde, um von hier ausgehend Vorstellungen von Subjekt, Psyche und den Möglichkeiten menschlichen Selbstverständnisses neu zu konzeptionieren und auszuloten.

Diese Aspekte sind von der Germanistik bislang noch keiner genaueren Betrachtung unterzogen worden, denn sie haben erst nach dem „anthropological turn“ innerhalb der Geisteswissenschaften an Bedeutung gewonnen. Unter anderem deswegen tragen die Beiträgerinnen und Beiträger des vorliegenden Sammelbands dazu bei, eine Forschungslücke zu schließen.

Eine in diesem Zusammenhang zentrale Aufgabenstellung verfolgt Alexander Košenina, indem er „Tiecks Abrechnung mit der Berliner Aufklärung“ untersucht, und zwar schwerpunktmäßig anhand des Textes *Denkwürdige Geschichtsschreibung der Schildbürger*. Der spottlustige Schriftsteller bemängelt darin die Verzerrung genuiner Gedanken der Aufklärung; denn das Streben nach Wahrheit, Wissen und Selbständigkeit ist seiner Auffassung nach im Kontext der Berliner Spätaufklärung umgeschlagen in Selbstgerechtigkeit, -überschätzung und Intoleranz. Für seine Kritik bedient sich Tieck eines ebenso bekannten wie traditionsreichen Stoffs, den er durch Anspielungen auf bekannte Zeitgenossen und intertextuelle Verweise aktualisiert. Indem Košenina solche Bezüge aufdeckt und erläutert, legt er ein Sinngefüge frei, an dem auch die bald lustvoll und engagiert, bald mit bitterem Ernst geführten literarischen Grabenkämpfe zwischen Romantikern und Vertretern von Klassizismus und Aufklärung in nuce ablesbar werden. Košeninas Interpretation zeigt, dass einige von Tiecks Texten auf den ersten Blick eher unscheinbar wirken mögen, aber durch kultur- und literaturgeschichtliche Kontextualisierungen große Bedeutung gewinnen.

Dies verdeutlicht auch der Beitrag von Ralf Klausnitzer. Er widmet der Titel-Novelle des Sammelbandes, *Die Wundersüchtigen*, eine ausführliche Interpretation und zeigt, wie Tieck kulturelles Wissen um die Praxis zeitgenössischer Geheimgesellschaften und okkulte Praktiken darin einarbeitet. In einem weiteren Schritt ordnet Klausnitzer den Text in ein „Feld sozialhistorischer Vorgaben und kollektiver Imaginationen“ (S. 74) ein, das auch durch Romane von Karl Philipp Moritz, Jean Paul und Johann Wolfgang von Goethe geprägt wird. Tieck erweist sich nach Klausnitzers Lesart als aufmerksamer Beobachter, der die sozialpsychologi-

sche Dimension der kontrovers diskutierten Geisterlehre vorführt. Auf eine Pointe der Geschichte geht Klausnitzer allerdings nicht ein: Tieck erzählt – wie es der Titel bereits indiziert – in aufklärerisch-kritischer Manier, das heißt, er liefert in seiner Novelle eine rationale Erklärung für scheinbar übernatürliche Vorgänge. Er leistet damit aber einem Nicolai keine Abbitte, sondern deutet an, dass „wirkliche“ Wunder nur dem Gläubigen und dem poetisch gestimmten Menschen, dem Romantiker, begegnen.

Unter anderem solche narrative Verfahren begründen die Schwierigkeit, einzelne Texte eindeutig einer literarhistorischen Richtung zuzuordnen. Inge Stephan betont deswegen in ihrem Vorwort nicht umsonst die „Fülle und Widersprüchlichkeit des Werks, die die Rezeption des Autors bis heute erschwert“ (S. 10). Einige Beiträge sind – trotz oder gerade wegen dieser Herausforderung – der Periodisierung von Dramen, Erzählungen und Romanen gewidmet, was zu neuen Perspektiven führt: Achim Hölter macht in seiner instruktiven Analyse der *Romantischen Dichtungen* die Vertauschung der Kategorien als „Ungewißheit“ (S. 116) stiftendes Moment aus, was nicht als inhaltliche Konstante in Tiecks Werk, sondern auch als dessen poetisches Konzept verstanden werden kann. Durch die Überführung des Gewöhnlichen in Ungewöhnliches, des Tragischen in Komisches, des Nichtigen ins Bedeutsame, des Pathetischen ins Ironische und umgekehrt zerstört Tieck – um nicht zu sagen: dekonstruiert – traditionsmächtige gattungspoetische Zusammenhänge. Auf formaler Ebene entspricht dieser Darstellungsweise des „Ungewissen“ die wechselseitige Durchdringung dramatischer und epischer Elemente. Gleichzeitig erscheint die Bedeutung des literarisch Geschilderten aus der Perspektive der handelnden Figuren immer schon vielschichtig, uneindeutig, rätselhaft, der Ratio nur bedingt zugänglich.

Auch Wolfgang Rath widmet sich in seinem Beitrag Tiecks häufiger Betonung irrationaler Elemente. Rath legt dabei den Schwerpunkt auf Träume und auf die Thematisierung des Wunderbaren. In diesen inhaltlichen Konstanten sieht der Interpret eine Absage Tiecks an die ordnungschaffende Kraft des Verstandes und zieht – wie schon in seiner gründlichen Tieck-Monographie – eine weit reichende Schlussfolgerung: „Ludwig Tieck [...] hat“, so die These Wolfgang Rath, „als erster die neue Weltsicht, die Kant entwickelt hat, künstlerisch ausgewertet und darüber die Denkkoordinaten der Moderne erstellt.“ Rath erkennt Ansätze hierzu zwar „schon in der Spätaufklärung“ (S. 149), führt jedoch Tiecks Roman *William Lovell* als erste konsequente literarische Umsetzung

der von Kant formulierten erkenntnistheoretischen Problemstellungen an. So betrachtet, erweist sich Tieck einmal mehr als sensibler Diagnostiker, der die gewaltigen kulturellen und gesellschaftlichen Wandlungen seiner Zeit registriert und verarbeitet. Dies gilt sowohl für die philosophische als auch für die sozio-politische Ebene, in Bezug auf die zunehmende Verstädterung beispielsweise, wie dies Sabina Becker in ihren Anmerkungen zur „Urbanität als romantische Kategorie. Stadt-Bilder Ludwig Tiecks“ ausführt.

Weitere Beiträge sind der Ossian-Rezeption, der Entwicklung von Tiecks dramatischen Dichtungen im literarhistorischen Kontinuum, der Position des Subjekts, dem Sinn und Unsinn der Philologie, der Beziehung Tiecks zur Familie Reichardt und der Rezeption des Tieckschen Werkes in Dänemark gewidmet. Zwei bislang ungedruckte Briefe Tiecks aus der Entstehungszeit der Romantik, ein Text von Günter de Bruyn zu Tod und Bedeutung Tiecks ergänzen den informativen, gelungenen Band.

Ärgerlich sind nur einige unschöne Fehler beim Seitenumbruch und bei den Verweisen (S. 15-16, 236). Es erleichterte zudem die Orientierung, wenn die fünf Abteilungen, zu denen die Aufsätze zusammengefasst sind, eine Überschrift trügen und nicht nur durch römische Ziffern markiert wären. Es ist aber ein nicht zu unterschätzendes Verdienst der Beiträgerinnen und Beiträger, dass sie den *Runenberg* und die anderen sehr populären märchenhaften Erzählungen weitgehend ausgespart und statt dessen ihr Augenmerk auf weniger Bekanntes gerichtet haben. So stellt York-Gothart Mix die Frage, wie sich Tiecks emphatische Beziehung zur Kunst mit den Mechanismen des Buchmarktes vereinbaren ließ. Mix' Ausgangspunkt ist die Feststellung, dass das „Verhältnis von ökonomischer Praxis und ästhetischem Anspruch“ (S. 247) im ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhundert kompliziert wird: Mit dem Rückgang des Mäzenatentums gewannen Künstler an Unabhängigkeit, büßten aber soziale Stabilität ein. Zwar entstand mit der neuen geistigen Elite des Bürgertums eine neue Leserschaft und Käuferschicht, gleichzeitig aber wuchs damit die Abhängigkeit des Schriftstellers von den Erwartungen und Ansprüchen seines Publikums. Die normierende Macht des Verkäuflichen führt dazu, dass der Künstler als selbständiger Produzent einer Ware auf epochentypische Geschmacksvorlieben Rücksicht nehmen muss, wenn er seinen Lebensunterhalt allein durch schriftstellerische Tätigkeit sichern will. Mix skizziert unterschiedliche Strategien der gelegentlichen Anpassung und Abgrenzung von den Marktmechanismen bei Friedrich Schiller, August Bürger, den Schlegel-Brüdern und Ludwig



Tieck, die dem utilitaristischen Denken des Bürgertums überwiegend kritisch gegenüberstanden.

Literarisch gestaltet Tieck die „Negation des Ökonomischen und die Sakralisierung der Ästhetik“ (S. 247) in seinem Künstlerroman *Franz Sternbalds Wanderungen*. Das darin skizzierte Dürer-Zeitalter erscheint als Gegenentwurf zur eigenen Situation und zur Realität des zeitgenössischen Kunstmarktes. In Tiecks emphatischer Imagination sind damit Erinnerungen an leitbildhafte Konzepte einer alternativen – im Rückblick deutlich idealisierten – Lebenspraxis und Arbeitsform bewahrt.

Dass es im realen Geschäftsleben nicht ohne Reibereien und Schwierigkeiten abging, zeigt Doris Reimers Analyse der Beziehung Tiecks zu seinem Verleger Reimer. Bislang wenig beachtete buchhandelsgeschichtliche und biographische Zusammenhänge beleuchtet auch Christine Roger in ihrem instruktiven Aufsatz zu den Shakespeare-Übersetzungen von Schlegel und Tieck. Sie führt den Erfolg dieser beiden Übersetzer unter anderem darauf zurück, dass sie den zeitgenössischen Publikumsgeschmack stärker berücksichtigten als beispielsweise der konkurrierende Johann Heinrich Voss und seine Söhne. Deren Verzicht auf glättende Flickwörter und die Beibehaltung von Unregelmäßigkeiten im Versbau verhinderten ebenso wie ein zu hoch kalkulierter Verkaufspreis und eine zu bescheidene Ausstattung einen wirtschaftlichen Erfolg der Übersetzung. Andere Shakespeare-Übersetzer wie Carl Joseph Meyer scheiterten, weil sie den Originaltext allzu frei behandelten. So verrät diese Untersuchung des Buchmarktes auch einiges über literarische und philologische Standards, die nicht zuletzt Tieck selbst für viele Jahrzehnte durch seine Übersetzungen und auch durch sein übriges Werk nachhaltig prägte.

Inge Stephan erwähnt denn auch in ihrem Vorwort ausdrücklich Ludwig Tiecks Verdienste als Philologe und Schriftsteller, als Fürsprecher von Kleist, Novalis und Lenz und als Übersetzer Shakespeares und Cervantes'. Dass die wissenschaftliche Beschäftigung mit Leben und Werk Ludwig Tiecks auch heutzutage offensichtlich noch der Begründung bedarf, ist bedauerlich. Die einzelnen Beiträge des Bandes zeigen doch, dass und warum dies gerade nicht nötig ist! Trotzdem scheint es immer noch opportun, eine kritische Distanz recht deutlich zu signalisieren: Auch in diesem Vorwort fehlt der in der Tieck-Forschung obligatorische Hinweis auf die Zweitrangigkeit und auf die vielen Wissenschaftlern verdächtige Leichtigkeit mancher Werke nicht. Neben Tiefsinnigem auch „bloß“ Unterhaltendes geschrieben und als Lohnschreiber Gelegenheits-

werke produziert zu haben, ist in Deutschland immer noch schlecht fürs literarische Image. Und das hat Tradition: Von einer „Anti-Hagiographik“ gar (S. 18) spricht der bekannte Tieck-Forscher Roger Paulin: Das negative Tieck-Bild, dessen Herkunft und Entwicklung Paulin in seinem Beitrag zu Leben und Werk des Dichters nachzeichnet, sei auch heute noch nicht überwunden. Doch gerade der Sammelband der Humboldt-Universität mit seinen informativen Beiträgen wird hierzu beitragen.

*Anne-Rose Meyer (Hamburg)*

**Detlef Kremer (Hg.): Die Prosa Ludwig Tiecks.** (*Münstersche Arbeiten zur Internationalen Literatur, Bd. 1.*) Bielefeld: Aisthesis, 2005.

Das Ansehen Ludwig Tiecks in der Literaturwissenschaft hat sich seit einigen Jahren beträchtlich gebessert. Es ist mein Eindruck als Außenseiter gewesen, daß das frühere herablassende Urteil über den nachempfindenden, opportunistischen Literaten aus dem unterschwelligen Verdacht herrührte, daß er trotz aller zukunftssträchtigen, erzromantischen Experimente und des Weltruhms als „König der Romantik“ im Grunde kein echt gläubiger Romantiker, sondern ein ironisch-distanzierter, vielleicht noch von der Aufklärung infizierter Mime gewesen ist. Da die quasireligiöse Auffassung der Romantik inzwischen weniger zwingend geworden ist, ist es leichter geworden, gleichmütig anzuerkennen, wie er besonders in der Prosadichtung wie kaum ein anderer Schriftsteller den Übergang von der Romantik in den Vormärz absolviert hat. Diese Entwicklung wird in den Beiträgen zum Colloquium an der Universität Münster im Februar 2004 zu Ehren des hochverdienten Tieck-Spezialisten Ernst Ribbat mehr oder weniger chronologisch beleuchtet.

Claudia Stockinger betont die Nähe von Tiecks Arbeiten für Nicolais *Straußfedern* zu Moritz' Erfahrungsseelenkunde und den Unterschied zwischen dem „echten“ Selbst und dem konformierten, teilweise aus der Literatur angeeigneten Selbst; mit der „Aufwertung des Wunderbaren zu einer neuen Form der Wirklichkeit, in der sich die Phantasie wie in einer Traumwelt verliert“ (S. 28), fange Tieck schon an, über den Horizont Nicolais hinaus zu reifen. Nach Uwe Japp löst Franz Sternbald nie das Problem, ob die Kunst einen gesellschaftlichen Auftrag hat oder zwecklos sein soll, ob sie der Religion dient oder selbst Religion ist. Seine innersten Gedanken hört er von anderen Künstlern, die aber alle nicht dasselbe sagen, so daß „eine eindeutige Tendenz sich hieraus gerade

nicht ableiten läßt“ (S. 44). Ob Franz zu „einer regulären Tätigkeit“ (S. 52) kommen wird, bleibt zweifelhaft. Mit behutsam angewendeten postmodernen Werkzeugen untersucht der Herausgeber Kremer „psychosemiotische Aspekte“ von den *Phantasus*-Märchen, indem er sich wiederholende pathologische Motive konstatiert, die zur „Indifferenz von Wahrnehmung und Halluzination“ (S. 59) führen; Eckberts „projektive Halluzination fällt in einer narzisstischen Kehre auf ihn selbst zurück und entlarvt seine Beziehung zu den nächsten Mitmenschen als illusionär verstellten Autismus“ (S. 60). Kremer wehrt sich gegen psychoanalytische Reduktionen, die Übercodierungen und Unbestimmtheiten des Textes eher verdecken. „[D]ie Ununterscheidbarkeit von Traum und Wirklichkeit und die Auflösung von Figurenidentitäten [...] unterstehen einer paradoxen Logik, derzufolge eine Szene zugleich Traum und fiktive Realität und eine Figur gleichzeitig sie selbst und eine andere sein kann“ (S. 56). Die Auffassung vom *Blonden Eckbert* als Modell der Moderne, das den modernen Leser erzeugt, wird von Achim Hölter weiter ausgearbeitet: „Der postmoderne Leser erkennt das selbstreferentielle Spiel des Texts, der seinen Leser verschluckt“ (S. 80); es muß doch (gegen De Man) eine Logik im Text geben, aber wir wissen nicht, was wir zu wissen brauchen, um den Text zu verstehen, also werden die vielfältigen Interpretationen durch die Aporien ermöglicht. Es sieht zunächst aus, als ob eine Deutung möglich wäre: „Das Eigentümliche [...] besteht eher darin, daß [*Eckbert*] eine Auflösung nicht erkennbar unmöglich macht, sondern *nur knapp* vereitelt, daß er nicht jede Entweder-oder-Logik im Keim erstickt, sondern *subtil* an ihre Grenzen führt“ (S. 90). Also können wir Interpretieren nie arbeitslos werden: „Jede Hypothesenkette ist zugleich eine mögliche Variante von Tiecks Erzählung“ (S. 85). Hier dürfte man sogar an Kafka denken, dessen unpräzise geschriebenen und anscheinend durchsichtigen Texte doch zu verstehen sein *müßten*. Am Anfang faßt Hölter die verschiedenen Richtungen, den *Blonden Eckbert* zu interpretieren, zusammen und fügt am Ende eine Bibliographie hinzu.

Thomas Althaus exemplifiziert am *Runenberg* die zwar nicht streng geschiedenen Konzepte von Märchen und Novelle, wo offene, anarchische, wunderbare mit geschlossener, ordentlicher, domestizierter, man darf wohl sagen, realistischer Erfahrung konstatiert wird. *Der Runenberg* hat beide Dimensionen: Christian als Opfer der Dämonie des Geldes und als Wanderer in einer allerdings verwesten, Wahnsinn erzeugenden unterirdischen Welt. Nun aber sind die beiden Möglichkeiten gleich ominös: „Allerdings endet dann im literarischen Text die Öffnung zumeist

in der Katastrophe, die Schließung in Aussichtslosigkeit, zumindest in philiströser Enge“ (S. 103). Tiecks doppelbödige, die romantisch Rechtgläubigen irritierende Tendenz, die eigenen scheinbaren Grundpositionen in Frage zu stellen, zeigt sich nach Monika Schmitz-Emans in *Die Gemälde*, die als Parodie von den *Herzensergießungen* und *Phantasien* verstanden werden kann. Die beiden Künstler sind „ein Schwärmer und ein Betrüger“; „[d]ie zugleich originellste und klügste Figur [...] ist ein Fälscher“ (S. 115, 116, d.h., Eulenböck). Es gibt mehrere Schwindeleien; die Distinktion zwischen Original und Plagiat (und damit die Autonomie und Heiligkeit der Kunst) wird bezweifelt. Dietrich kopiert die Nazarener, „die ihrerseits Kopien literarischer Entwürfe gewesen sind“ (S. 123), nämlich aus den *Herzensergießungen*. In dieser Hinsicht deutet Schmitz-Emans einen Vergleich mit dem dritten Buch von Jean Pauls *Komet* an.

Im Gegensatz zu den anderen Beiträgern ist Michael Neumann nicht ganz frei geblieben von der herkömmlichen Skepsis über Tieck als „Vielschreiber“ mit dem „Talent, vorhandene Gattungen, Vorbilder und literarische Modeeinrichtungen mit großer technischer Geläufigkeit aufzugreifen“ (S. 137), entwickelt aber trotzdem eine freundliche Sicht auf die Affinität der Dresdener Novellen mit der Komödie, namentlich der Shakespeareschen: etwa Eulenböck in *Die Gemälde* als Transfiguration von Falstaff, oder Beziehungen vom *Jungen Tischlermeister* zu *Was ihr wollt* und *Sommernachtstraum*, um Beobachtungen über die „Anthropologie des späten Tieck“ zu machen, daß er „innerhalb der Literatur die Literatur reflektierte“; Kunst, Literatur und Theater „sind nicht länger das eigentliche Thema, sondern sie sind Mittel für eine immer neue Reflexion auf das Wesen des Menschen“ (S. 145). Die Komplexität der menschlichen Möglichkeiten werde anerkannt; in der sexuellen Repression liege Wahnsinn; Schwärmer, Phantasten und Betrüger gehen aber zu weit. Gegen Ende konstatiert Neumann den „ethische[n] Grundzug von Tiecks Anthropologie“ (148). Mit detaillierten Überlegungen zu *Vittoria Accorombona* untersucht Martina Wagner-Egelhaaf die anarchische Gesetzlosigkeit des Renaissance-Milieus, den gendertheoretischen Aspekt von den weiblichen Männern und der männlichen Frau, der in den Diskurs des „Queerness“ gestellt wird, und Vittoria als Allegorie der Poesie. Nach einer Reihe von äußerst scharfsinnigen Beobachtungen scheint es mir, daß die gewaltsame Schändung Vittorias am Ende, wo sie „von der sexualisierten Gewalt eingeholt“ werde, „der sich die Protagonistin [...] hatte entziehen wollen“ (170) etwas zu sehr als Unterwerfung und Niederlage gesehen wird. Ich begreife ihre gewaltlose Geste, wo sie ja keine Wahl hat, als ein

weiteres Zeichen von Heroismus, das die Mörder beschämt. Der Band schließt mit Jochen Strobels Rekonstruktion von der Entstehung von Karl von Holteis schwer handzuhabender Ausgabe der *Briefe an Ludwig Tieck* (1864), dessen Sonderbarkeiten sich aus den unphilologischen Prioritäten eines Liebhabers und Autographensammlers erklären lassen.

Diese Streiflichter auf die Beiträge können nur einen blassen Eindruck von den Qualitäten des ausgezeichneten Bandes geben. Die Aufsätze sind sämtlich vielseitig gehaltvoll, textnah, einleuchtend, zum weiteren Denken anregend und wohltuend gut geschrieben. Anzumerken wäre vielleicht nur, daß, trotz des willkommenen Blicks auf die späteren Werke, einige davon kaum oder überhaupt nicht beachtet werden. Nur flüchtig erwähnt sind *Des Lebens Überfluß* oder *Der Aufruhr in den Cevennen*, in dem, wie in der *Vogelscheuche*, sich Antizipierungen von Büchner finden lassen. Obwohl *Der junge Tischlermeister* gelegentlich besprochen wird, bekommt die pragmatische Liebesauffassung, die mit dem Verständnis für den Ehebruch als positives Bildungserlebnis implizit mit dem Jungen Deutschland parallel läuft, wenig Aufmerksamkeit. Wagner-Egelhaaf läßt durchblicken, das die Vittoria-Figur über „das Frauenbild der Jungdeutschen und deren Emanzipationsideal“ hinausweist (S. 160-161), was wohl stimmt; unerwähnt bleibt aber in bezug auf *Dichterleben* die gelassene Behandlung der Homosexualität Southamptons oder der homoerotischen Atmosphäre in der Beziehung zwischen Shakespeare und Southampton bzw. im Gedicht „Venus und Adonis“, die die Toleranzgrenze des Jungen Deutschland und des Vormärz, nicht zuletzt Heines, bestimmt überschreitet.<sup>9</sup> Mir scheint auch, man könnte das religiöse Chaos im *Aufruhr in den Cevennen* und das brutal-anarchische Gangstertum in Adel und Kirche des Renaissance-Italiens in *Vittoria Accorombona* als antiromantische Programme noch stärker betonen, um Tieck als frühen Realisten endlich ohne Vorbehalt zu würdigen.

Das ist aber nur ein Versuch, die Initiativen in diesem reichhaltigen Band weiterzudenken. Seine Einsichten und geistreichen Analysen müßten sich befruchtend auf die Tieckforschung auswirken.

Jeffrey L. Sammons (New Haven/USA)

<sup>9</sup> Vgl. Jeffrey L. Sammons: Der Streit zwischen Ludwig Tieck und dem Jungen Deutschland. Verpaßte Möglichkeiten in einem Dialog der Tauben. In: *Resonanzen. Festschrift für Hans-Joachim Kreutzler zum 65. Geburtstag*, hrsg. von Sabine Doering, Waltraud Maierhofer und Peter Philipp Riedl. Würzburg 2000, S. 347, 350.

**Gabriele von Glasenapp, Hans Otto Horch: Ghettoliteratur. Eine Dokumentation zur deutsch-jüdischen Literaturgeschichte des 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Teil I: Rezeptionsdokumente (1), Rezeptionsdokumente (2), Teil II: Autoren und Werke der Ghettoliteratur.** *Conditio Judaica* 53-55. Studien und Quellen zur deutsch-jüdischen Literatur- und Kulturgeschichte. Hg. von Hans Otto Horch in Verbindung mit Alfred Bodenheimer, Mark H. Gelber und Jakob Hessing. Tübingen: Max Niemeyer Verlag, 2005, XV, 1162 Seiten.

Diese Publikation ist beispielhaft und beispiellos – beispielhaft, weil sie mustergültig ihren Gegenstand nach allen Seiten hin maßgeblich aufarbeitet und der Forschung zugänglich macht, und beispiellos, weil nichts, was ihr vergleichbar wäre, existiert. Gabriele von Glasenapp und Hans Otto Horch haben sich, gemeinsam mit jenen, die ihnen bei dieser immensen Arbeit behilflich waren, Verdienste erworben, die sie in die erste Reihe literaturhistorischer Forschung stellen. Gäbe es einen angesehenen Preis für literaturwissenschaftliche Leistungen, die einerseits uneingeschränkt höchsten Ansprüchen des Faches genügen und andererseits eine hervorragende Bedeutung für das Gemeinwesen haben, dieses Werk und ihre Verfasser müssten ihn bekommen. In drei Bänden dokumentieren sie die Geschichte der Ghettoliteratur, die es in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu einer literarischen Modeform brachte und die erst nach dem Ende des Ersten Weltkrieges an Profil und Rang verlor. Von den über hundert zum Teil bedeutenden Autoren blieben wenige nur im literarischen Gedächtnis, Karl Emil Franzos vor allen, Leopold Kompert vielleicht, gewiss Berthold Auerbach als ein bedeutender Vorgänger.

Von Glasenapp, der wir schon eine vorzügliche Studie zur Ghettoliteratur verdanken, und Horch haben diese Sammlung von Dokumenten und bio- und bibliographischen Angaben rezeptionsgeschichtlich angelegt. Im ersten und zweiten Teil (die Paginierung erfolgt durchgehend, was Vorzüge hat) drucken sie Rezeptionsdokumente, zuerst allgemeine Artikel und Programmatisches (Zeitschriftenartikel, programmatische Vorworte), zeitgenössische Vorworte Dritter, Materialien zu Edition und Verlagen und endlich jene zu Recht als exemplarisch begriffene Auseinandersetzung um Leopold von Sacher-Masoch im Jahr 1877, die mit einem Briefwechsel zwischen diesem und einem Mitarbeiter des *Jüdischen Literaturblattes*, Fabius Mieses, der Sacher-Masoch Judenfeindlichkeit vorgeworfen hatte. Daran schließt sich eine Sammlung von Artikeln und Äußerungen zu einzelnen maßgebenden Autoren an (zum Beispiel Emil

Lehmann und Ludwig Geiger über Berthold Auerbach oder über Aron Bernstein). Diese Zusammenstellung reicht von Aufsätzen über Leserbriefen bis zu Tagebucheinträgen wie dem Karl August Varnhagen von Enses (über Bernsteins *Vögele, der Maggid*). Unter Rezeptionsdokumente (2) haben von Glasenapp und Horch zuerst Rezensionen zu einzelnen Werken gesammelt, dann Artikel zur deutschen Ghettoliteratur in Frankreich und in einem großen Kapitel schließlich die Einträge in Literaturgeschichten, Lexika und Nachschlagewerken. Das reicht von Gustav Karpeles frühen und einschlägigen Arbeiten (z.B. Auszüge aus seiner 1886 und 1909 erschienenen *Geschichte der jüdischen Literatur*) über Arthur Eloessers *Vom Ghetto nach Europa* (1936) und schließt die entsprechenden Abschnitte aus den literaturgeschichtlichen Darstellungen von Franz Hirsch, Adolf Stern über Ludwig Salomon, Otto von Leixner und Richard M. Meyer bis zu Josef Nadlers *Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften* aus dem Jahr 1932 ein. Dies alles wurde in Teil I vereint (diese Zählung ist etwas verwirrend), während in Teil II Autoren/Autorinnen und Werke der Ghettoliteratur alphabetisch behandelt werden. Der erste Eintrag nennt Regine Rosa Adler, geboren am 20. März 1870 im mährischen Trebitsch, gestorben am 12. Juni 1943 im KZ Theresienstadt, der letzte Stefan Zweig, dessen Todesort – Petropolis, Brasilien angegeben und mit dem Klammerhinweis „(Freitod)“ (S. 1083) versehen wird. Jeder dieser Artikel bietet knappe Angaben zur Person, um in einem zweiten Schritt referierend auf die von ihr verfasste Ghettoliteratur einzugehen. Der Leser wird über den Erstdruck informiert (die Verfasser stellten sich unter das Diktum der Autopsie!), über den heutigen Standort dieses Erstdrucks und in einem kurzen Abriss über den Inhalt des jeweiligen Textes. Wo ermittelt, sind bibliographische Verweise auf Rezensionen beigelegt, wird die maßgebliche Literatur bis in die Gegenwart mit Kurztiteln aufgelistet und auf Übersetzungen hingewiesen.

Es mag sein, dass die knappen Nacherzählungen leises Misstrauen oder ein Gefühl für deren Grenzen wecken. Wer aber beginnt, mit etwas Systematik und Aufmerksamkeit diese orientierenden inhaltlichen Skizzen durchzusehen, wird erkennen, wie hilfreich sie sind. Nicht allein, dass zahllose Texte schon enorme Probleme bei ihrer Beschaffung aufwerfen würden – die Inhaltserschließung leistet auch einen unerlässlichen und ergiebigen Erschließungsbeitrag. Oft bedeutet der Verweis auf die jeweilige Drucklegung schon einen weiteren Schritt in dieser Richtung. Mit diesen Periodika wird eine außerordentliche Blickerweiterung bewirkt, Vergessenes gerät mit einem Mal wieder an die Öffentlichkeit.

Was begraben schien unter dem Berg von oft einförmigen literaturgeschichtlichem Schutt, kommt wieder ans Tageslicht und verlangt, nein: verführt zu Verknüpfungen aller Art. Anders als in Bibliographien, die sich auf die präzise Titelangabe beschränken (was allemal schon von großem Wert ist), wird mit der erweiterten Erschließung ein Fenster aufgestoßen, durch das man in diese Welt literarisch-jüdischen Lebens blickt und aus dem Staunen nicht herauskommt. Das geschieht dem Lesenden bei den inhaltlichen Erläuterungen, aber fast noch stärker bei den umfangreicheren Artikel aus Zeitschriften und Vorworten. Wer einen Begriff haben will, wo und wie ‚die Juden‘ in die Literatur kamen, wie sie zu der deutschen Literatur geschlagen oder aus ihr fortgejagt wurden, der stößt auf eine Fülle von historischen Texten, die überwältigend ist. Das grobschlächlige Raster, mit dem herkömmlicher Weise gearbeitet wurde – nicht zuletzt weil kein Mensch gewichtige Teile der hier versammelten Texte überhaupt nur kannte –, muss von nun an beiseite gelegt werden. Es hat der endlich erkennbar werdenden Mikrostruktur zu weichen, die erst ein eigentliches Bild von der Ganzheit dieser Literatur erlaubt. Diese Texte lesen sich, weil sie derart unglaublich verschiedenartig abgefasst und nicht selten auch für unterschiedlichste Zwecke niedergeschrieben wurden, durchweg aufregend. Karl Emil Franzos’ Einleitung zu seinen *Culturbildern aus Galizien, der Bukowina, Südrußland und Rumänien* von 1876 oder sein Vorwort zu *Die Juden von Barnow*, die man kennt (obgleich auch zum Beispiel *Aus Halb-Asien* eine kostspielige und entsprechend schwierige Besorgung erfordert), erfahren durch die literarische Nachbarschaft, in die sie gerückt werden, zum Teil verblüffende Verwandlungen und mögliche Neudeutungen. Dass wir diese Grundtexte mit einem Mal beieinander haben, sie auf einen Blick prüfen und wägen können, ist ein Glücksumstand für Forschung und interessierte Leserschaft. Wenn diese mit dem ersten Tag ihres Erscheinens unverzichtbare Dokumentation keinen Forschungsschub bewirkt und auf lebhaftes Interesse stößt, ist ein tief reichendes Bedenken angezeigt. Von diesem erreichten Punkt aus kann etwas Neues beginnen. Alles Ausweichen auf schwierige Materiallage und eingeschränkte Gesamtkenntnis hat sich erledigt. Ob und wie es erreicht wird, entscheidet die Bereitschaft, sich auf dieses nun verfügbare und entfaltete Material einzulassen und es auch als einen überraschenden Zugang zu scheinbar bekannten und vertrauten Forschungsfeldern der Literaturgeschichte zu aktivieren. In dem konzentrierten Abschlusswort, das mit „Ghettoliteratur. Ein hybrides Genre der deutsch-jüdischen Literatur“ überschrieben ist (S. 1105-1127), deu-



tet sich diese Chance aus dem Analysierten an. Die entspannte, offene und sachbetonte Definition, die für den Begriff der Dokumentation vorgeschlagen wird, bezeichnet sie als „in einem eminenten Maße transnational und interkulturell“, verkennt nicht deren Beschaffenheit als ein Ensemble unterschiedlicher Texte, die jedoch „gleichwohl in ihrer Summe einen spezifischen Diskurs bezeichnen“ (S. 1126). Diesem Diskurs eignet ein Wandlungsprozess, deren, wie formuliert wird, leitenden Kategorien die Akteure sind – also die Autoren, Herausgeber, Verleger, Redakteure etc. Am Ende schließlich wird ein Grund vor anderen hervorgehoben, der als bestaunenswertes Faktum dieses beliebten Genres erscheint: seine „Kraft des Erinnerns, der Vergegenwärtigung des Vergangenen [...]“ (S. 1127). In diesen drei Bänden steckt mehr Literaturgeschichte und mehr Literatur als in Hunderten von redseligen und fragwürdigen Projektbänden, die sich an modernen Schlagwörtern abarbeiten und schon immer Ausschau nach dem nächsten halten. Wenn irgendetwas an dieser Dokumentation zu beklagen ist, dann die kümmerliche Gestalt, mit der sie in ihr Buchleben tritt. Der Verlag, der auf seinen Namen so viel gibt und auf dessen Namen so viel gegeben wird (vor allem hohe Druckkostenzuschüsse), stellt sich damit ein kümmerliches, wenn nicht beschämendes Zeugnis aus – zumal er beim veranschlagten Preis zeigt, dass er weiß, was für eine wissenschaftliche Kostbarkeit hier auf den Buchmarkt kommt ...

Roland Berbig (Berlin)

**Lothar Schneider: Realistische Literaturpolitik und naturalistische Kritik. Über die Situierung der Literatur in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und die Vorgeschichte der Moderne.** Tübingen: Max Niemeyer, 2005 (Studien zur deutschen Literatur, Bd. 178).

Als in den 1886 im *Magazin für die Literatur des In- und Auslandes* publizierten Thesen der „Freien litterarischen Vereinigung ‚Durch!‘“ die Moderne als Epoche ausgerufen wurde, war diese bereits ein alter Hut. Wie einst Erwin Panofsky von den „Renaissancen“ in der europäischen Kunstgeschichte gesprochen hat, so wird die literarische Moderne schon lange nicht mehr als eine singuläre Formation am Ende des 19. Jahrhunderts gesehen. Vielmehr wurde gerade von der Moderne-Forschung der letzten Jahre der Blick auf die „Makroepoche Moderne“ gelenkt und auf deren Wurzeln in der deutschen Frühromantik hingewiesen, die sich mit

den Stichworten Selbstreflexivität, Kunstautonomie und Progressivität umschreiben, vor allem aber mit Friedrich Schlegels berühmten Athenäumsfragmenten in Verbindung bringen lassen.<sup>1</sup>

Einen Beitrag zur „Vorgeschichte der Moderne“ leistet auch die von Lothar Schneider bereits im Jahr 2000 vorgelegte Gießener Habilitationsschrift (Justus-Liebig-Universität), wobei der Verfasser den Schwerpunkt auf die deutsche Literatur der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts legt. In seiner knappen Einleitung skizziert Schneider den zeitgeschichtlichen Hintergrund seines Untersuchungsrahmens, beginnend mit der gescheiterten Revolution von 1848/49, und bezeichnet die „Konzentration auf das Machbare“ für die Bereiche Politik, Literatur und Ästhetik als „Signum der Epoche“ (S. 1). Schneider versäumt es indessen, seine Diagnosen in den Zusammenhang der Nachmärz-Forschung der letzten Jahre zu stellen, was um so erstaunlicher ist, als Schneider selbst von 1996-1999 Mitglied der Internationalen Forschungsgruppen „Vormärz in europäischer Perspektive“ und „Nachmärz“ gewesen ist.<sup>2</sup> Ziel der Arbeit ist es, „den Erosionsprozeß der realistischen Literaturkonzeption“ (S. 5) zu zeigen, was Schneider mit ausgesprochen großer Detailfülle gelingt. Grundlegend für seine Studie ist die penible Trennung von

<sup>1</sup> Vgl. das Standardwerk zum Thema: Ästhetische Moderne in Europa. Grundzüge und Problemzusammenhänge seit der Romantik. Hg. von Silvio Vietta und Dirk Kemper. München 1998. Ebenfalls grundlegend ist das Buch von Helmuth Kiesel, der allerdings einen engeren zeitlichen Rahmen setzt und seine Geschichte der Moderne mit den „Durch-Thesen“ beginnen läßt, vgl. Helmuth Kiesel: Geschichte der literarischen Moderne. Sprache, Ästhetik, Dichtung im zwanzigsten Jahrhundert. München 2004.

<sup>2</sup> Exemplarisch sei hier auf folgende Bände verwiesen, die eine große Bandbreite von Beiträgen versammeln und auf den aktuellen Forschungsstand verweisen: Formen der Wirklichkeitserfahrung nach 1848. Deutsche Literatur und Kultur vom Nachmärz bis zur Gründerzeit, Bd. 1. Hg. von Helmut Kopmann und Michael Perraudin unter Mitarbeit von Andrea Bartl. Bielefeld 2003 (Deutsche Literatur und Kultur vom Nachmärz bis zur Gründerzeit in europäischer Perspektive, Bd. 1); Vormärz – Nachmärz. Bruch oder Kontinuität? Vorträge des Symposiums des Forum Vormärz Forschung e.V. vom 19.-21. November 1998 an der Universität Paderborn. Unter Mitarbeit von Tanja Coppola hg. von Norbert Otto Eke und Renate Werner. Bielefeld 2000 (Forum Vormärz Forschung. Vormärz-Studien, V); merkwürdig ist auch, daß in der Arbeit ein Hinweis darauf fehlt, daß es sich um eine Habilitationsschrift aus dem Jahre 2000 handelt und man einen Kommentar zum Stand der Forschung daher vergeblich sucht.

„Programm und literarischer Realisation“, wobei Schneider sich auf die Darstellung der vielfältigen Schattierungen realistischer Schreibkonzepte innerhalb der Literaturprogrammatisierung konzentriert, die er als „Absichtserklärungen und Selbstvergewisserungen“ (S. 9) begreift, deren praktische Umsetzung hier aber ausdrücklich nicht zum Gegenstand seiner Überlegungen erhoben wurde.

Im ersten Teil („Der programmatische Realismus“) seiner insgesamt in drei Hauptkapitel gegliederten Studie stellt Schneider das Verhältnis von Dichtung und Sprache einerseits und Gesellschaft andererseits im Horizont von Hegels Konzept einer bürgerlichen Gesellschaft und Fichtes Kulturnation dar, die er als maßgebliche Stichwortgeber eines „bürgerlichen Selbst- und Kunstverständnisses“ (S. 17) nach 1850 bezeichnet. Konsequenterweise beschränkt sich Schneider auch nicht auf die bekannten Autoren des programmatischen Realismus wie Julian Schmidt oder Rudolf Gottschall, sondern arbeitet die Interferenzen zwischen realistischer Poetik und idealistischer Ästhetik, aber auch die Profilbildungen neuer ästhetischer und ideologischer Vorstellungsinhalte anhand unbekannter Texte, wie etwa Rudolf Hayms Artikel „Philosophie“ in der Ersch-Gruberschen *Encyclopädie* (1848), anschaulich heraus, dem er in den anschließenden Unterkapiteln die Realismus-Konzepte von Gustav Freytag und Friedrich Spielhagen gegenüberstellt. Als wichtige Grundlage für die Beurteilung und Analyse der immer wiederkehrenden Diskussionen um das Verhältnis von Kunst und Wirklichkeit, Stil, Figurenkonstellation und Autorrolle erweisen sich hierbei die Rezensionen von Wilhelm Scherer und Paul Lindau, etwa zu Freytags großangelegtem Roman *Die Ahnen*, aus denen Schneider ausführliche und signifikante Passagen zitiert und diese erläutert.

Einen Wendepunkt in der „realistischen Literaturpolitik“ markiert für Schneider die Eliot-Rezeption Friedrich Spielhagens, die das Kernstück dieses ersten Teils bildet. In seinem 1874 erschienenen Aufsatz *Der Held im Roman. Mit besonderer Beziehung auf George Eliots Middlemarch* bescheinigt Spielhagen der englischen Autorin zwar Fähigkeiten im Hinblick auf einzelne Elemente, wertet den Roman als Ganzes aber ab und formuliert dabei gleichsam seine Forderungen nach einer überschaubaren Personenzahl, einer verklärend-erbaulichen Wirkung und der Darstellung einer harmonischen Totalität im Sinne einer stringenten und zusammenhängenden Komposition.<sup>3</sup> Nach Schneiders Ansicht stellt Spielhagens Auf-

<sup>3</sup> Mit Spielhagens teils widersprüchlichen poetologischen Positionen, seiner eigenen Romanproduktion und seiner Stellung zur Vormärz-Literatur hat sich

satz ein „Dokument der Verweigerung“ dar, „die das idealistisch gestützte Konzept realistischer Literatur an der Integration und poetologischen Umsetzung moderner Wirklichkeit scheitern ließ“ (S. 104). In der Tat birgt gerade diese Frage, wie eine in ihren Grundzügen abbildend verstandene Literaturkonzeption mit den wechselnden Verhältnissen der Wirklichkeit umzugehen habe, das Konfliktpotential der folgenden Auseinandersetzungen, die vor allem mit dem Namen und den Schriften des zu wenig beachteten Wilhelm Scherer verbunden sind – daß Schneider eine neue Edition ausgewählter Werke Scherers nicht in sein Literaturverzeichnis aufgenommen hat, mag wohl dem Publikationstermin geschuldet sein.<sup>4</sup>

Die Bedeutung Wilhelm Scherers und seiner Schüler auch für die naturalistische Poetik, vor allem aber „für den Erosionsprozeß der realistischen Literaturkonzeption“ (S. 5) zeigt sich besonders deutlich in seiner 1877 publizierten Rezension zu Eliots Roman *Daniel Deronda*, die nach Schneider auch als eine indirekte Replik auf Spielhagens vernichtende Kritik an *Middlemarch* zu verstehen ist. Die von Spielhagen angeführten Kritikpunkte wie mangelnde (geschlossene) Komposition und Figurenvielfalt greift Scherer auf und positiviert sie, indem er sie als die Grundlagen einer den modernen Lebensverhältnissen angemesseneren Literaturkonzeption identifiziert. Bei der Fülle des ausgebreiteten Quellenmaterials, das die gesamte Studie kennzeichnet, verliert der Leser bisweilen den Blick für den Zusammenhang und die Unterschiede der einzelnen Positionen, die nicht selten erst auf den zweiten Blick zu erkennen sind.

Die Qualität von Schneiders Analysen liegt nun gerade in der Verbindung von soliden textnahen Interpretationen – die auch unbekanntere Texte in den Mittelpunkt rücken – und dem Blick für epochale Konstel-

---

jüngst Hugh Ridley auseinandergesetzt, vgl.: ‚Der Halbbruder des Vormärz‘: Friedrich Spielhagen. Reflexionen zu den Kontinuitäten seines Werkes, in: Formen der Wirklichkeitserfahrung nach 1848. Deutsche Literatur und Kultur vom Nachmärz bis zur Gründerzeit, Bd. 1. Hg. von Helmut Koopmann und Michael Perraudin unter Mitarbeit von Andrea Bartl. Bielefeld 2003, S. 217-231.

<sup>4</sup> Vgl. Wilhelm Scherer: Briefe und Dokumente aus den Jahren 1853-1886. Hg. und kommentiert von Mirko Nottscheid und Hans-Harald Müller. Göttingen 2005 (Marbacher Wissenschaftsgeschichte. Eine Schriftenreihe der Arbeitsstelle für die Erforschung der Geschichte der Germanistik im Deutschen Literaturarchiv Marbach, Bd. 5); siehe hierzu auch die Rezension von Wolfgang Höppner in: Zeitschrift für Germanistik 16 (2006), S. 161-163.

lationen, die dem Leser immer wieder Orientierung über die ausführlichen Zitate verschaffen. So schreibt er zu Scherers Eliot-Rezension: „Aus dem Nachteil, dass *Middlemarch* seine Figuren und Beschreibungen nicht zum geschlossenen Modell runden könne, wird der Vorteil, dass diese Offenheit dem dargestellten Charakter besser entspreche. Damit ist ein zweiter Pfeiler der realistischen Poetik zum Einsturz gebracht: Zerstörte die Positivierung des Pessimismus die erbauliche Wirkung des Kunstwerks, so vernichtet die Sprengung der Geschlossenheit die Einheit des ästhetischen Subjekts.“ (S. 109) Interessant wäre es freilich gewesen, nicht nur etwas über die Beurteilung Eliots, sondern auch über die Stellung Spielhagens und Scherers zu Ludwig Feuerbach, dessen Philosophie ja bekanntlich für die englische Autorin überaus bedeutsam war, zu erfahren.

Dennoch gelingt dem Verfasser in diesem Kapitel nicht nur eine präzise und quellenfundierte Binnendifferenzierung des Realismus, sondern er gibt auch einen Einblick in die personellen und ‚ideologischen‘ Verhältnisse der wichtigsten Publikationsorgane der Zeit, die als Austragungsorte der Frage nach den Deutungskompetenzen für die Literatur eine wichtige Rolle spielten.

Es ist nicht ganz unwichtig, daß die maßgeblichen Auseinandersetzungen – von denen hier nur wenige besprochen werden konnten – im Medium der Rezension oder Literaturkritik ausgetragen wurden. Schon 1835 sprach Karl Gutzkow von einer Verwissenschaftlichung der Literaturkritik: man denke nur an die Zeitschriften- und Zeitungsbeiträge von Gustav Freytag.<sup>5</sup> Gegen diesen professoralen Ton in den Feuilletons richten sich immer wieder die Literatur- und Theaterkritiken des in der Gründerzeit wohl bekanntesten Kritikers, Paul Lindau, dem Schneider seine Hauptaufmerksamkeit im zweiten Teil seiner Studie („Die Gründerzeit“) widmet. Im Spannungsfeld einer durch Wilhelm Scherer, der auch zu den Gründungsmitgliedern der anti-philologisch gesinnten Junggrammatiker gehörte, „neu etablierten Literaturwissenschaft“ (S. 130) den Namen Theodor Mundt erwähnt Schneider hier merkwürdigerweise nicht – die sich „die Gegenwartsliteratur als Gegenstand erschließt“ und dadurch „tendenziell in Konkurrenz zur Publizistik der Tageszeitungen und Periodika“ (S. 6) tritt und der Konzeption von Literaturkritik der

<sup>5</sup> Zum Überblick vgl. Peter Uwe Hohendahl: Literaturkritik in der Epoche des Liberalismus (1820-1870), in: Geschichte der deutschen Literaturkritik (1730-1980). Hg. von Peter Uwe Hohendahl. Stuttgart 1985, S. 129-204, bes. S. 145.

Brüder Hart im zweiten Heft ihrer *Kritischen Waffengänge* (1882) entwirft Schneider das facettenreiche Lebensbild und Wirkungsfeld eines Gründerzeitkritikers und schreibt damit auch nebenbei ein Stück Literaturwissenschaftsgeschichte. Beleuchtet werden hierbei dieselben Aspekte, die schon den Diskussionrahmen des ersten Teils ausmachten und wiederum in ausführlichen Quellenzitatzen zur Sprache kommen. Hinzu kommt gerade in der Auseinandersetzung zwischen Lindau und den Brüdern Hart die breiten Raum einnehmende Frage der Trennung von Ethik und Ästhetik. Neben seinen beiden Zeitschriften-Gründungen (*Die Gegenwart* und *Nord und Süd*) verdient Lindau indessen besondere Beachtung wegen seiner Überlegungen zum Theater, in denen er zwischen „Inhaltsregie, der Regie im heutigen Sinne, und Formregie, der Inszenierung“ unterscheidet (S. 160).

Im abschließenden 3. Teil der Arbeit („Die naturalistische Kritik“) werden im Prinzip bekannte Programme und Leitbilder (früh-)naturalistischer Kritik im Umkreis des Berliner Naturalismus der Brüder Hart und den Mitgliedern der schon eingangs erwähnten „Freien litterarischen Vereinigung „Durch!“ – von denen hier nur Wilhelm Bölsche, Bruno Wille und Adalbert von Hanstein genannt seien – in den Zusammenhang des bisher Dargestellten gebracht. Dabei gilt Schneiders Hauptinteresse nicht so sehr den nur „vagen poetologischen Aussagen“ (S. 216) der „Durch“-Thesen, sondern vielmehr der personellen Zusammensetzung der Gruppe aus „Hartscher Bohème“ und politischen Studenten – von denen sich etwa Leo Berg doch sehr schnell dem Naturalismus ab- und Nietzsche zuwandte. Die Leistung der Gruppe lag nach Schneider vor allem darin, „die Entwicklung und vor allem die Mechanismen der kulturellen Sphäre in jenem produktiven Wechselspiel von Poetik und Kritik formuliert zu haben“ (S. 215). Daß die Durchsetzung naturalistischer Poetik und Vorstellungen nicht nur eine literarhistorische Dimension birgt, sondern auch in höchstem Maße von Geschmacks- und Sittlichkeitsvorstellungen bestimmter Gesellschaftsmodelle geprägt war, zeigt Schneider eindrucklich und wiederum anhand ausführlicher Quellenpassagen aus Lindaus „Nana-Kritik“ und dem „Zola-Aufsatz“ der Brüder Hart. Sah Lindau in Zolas Roman das Sittliche verletzt, so wehrten sich die Brüder Hart gegen eine Indienstnahme der Kunst durch die öffentliche Moral. Nicht als selbstverständlich darf daher auch die Durchsetzung naturalistischer Interessen auf institutioneller Ebene gesehen werden, die sich etwa mit der Ablösung Adolf L'Arronges durch den bekennenden Naturalisten Otto Brahm 1894 als Direktor des „Deutschen Theaters“ manifestiert.

Schneider ist es gelungen, eine Vorgeschichte der Moderne zu schreiben, die nicht ein bestimmtes Telos vor Augen hat und die Auswahl der als Interpretationsgrundlage dienenden Textbeispiele auf dieses hin ausgerichtet, sondern die Moderne als durchaus zwiespältiges Phänomen und mitnichten immer nur als progressive Strömung erscheinen lässt. Bei aller in den einzelnen Schriften proklamierten Modernität finden bei Schneider auch die – scheinbar – traditionsverhafteten Momente nicht nur Beachtung, sondern werden zum unverzichtbaren Hintergrund für das Verständnis von Herkunft, Entwicklung und Ausprägung ‚moderner‘ Ästhetik und Literaturprogrammatis. Wer wissen will, was sich in all jenen Bereichen, die mit Literatur in Zusammenhang gebracht werden können – sei es Literaturkritik, Literaturtheorie, Theater oder akademische Literaturwissenschaft – bekommt bei Schneider einen lehrreichen Eindruck über Argumentationsweisen und Standpunkte von heute teils kaum behandelten aber dennoch wichtigen Repräsentanten der Literaturprogrammatis in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

*Bernhard Walcher (Heidelberg)*

***Vom Salon zur Barrikade. Frauen der Heinezeit.*** Hg. Irina Hundt. Mit einem Geleitwort von Joseph A. Kruse. Stuttgart/Weimar: Metzler, 2002. 460 Seiten.  
**„Kommen Sie, wir wollen 'mal Hausmutterles spielen.“ Der Briefwechsel zwischen den Schriftstellerinnen Therese Huber (1764-1829) und Helmina von Chézy (1783-1856).** Hg. Jessica Kewitz. Marburg: Tectum, 2004. 108 Seiten.

Zwischen der liberalen Geselligkeit des Salons und eines – im engeren oder weiteren Sinne – politischen Engagements im Umkreis der 48er Revolution bewegen sich die Frauen des 19. Jahrhunderts, die in dem überaus reichhaltigen, von Irina Hundt herausgegebenen Band vorgestellt werden. Der Großteil der insgesamt 25 behandelten Frauen war literarisch tätig; enthalten sind aber auch Beiträge über in anderer Weise künstlerisch oder öffentlich wirkende und verschiedene Formen von Selbstbestimmung erprobende Frauen, so über die Komponistin Fanny Hensel, die Schauspielerinnen Anna Milder-Hauptmann und Wilhelmine Schröder-Devrient, die Malerin Louise Henry, die als Malerin wie als Schriftstellerin hervorgetretene Adele Schopenhauer, die Pädagogin Bertha Traun-Ronge, die Hydrotherapeutin Marie von Colomb oder die einer bedeutenden Familie vorstehende Lea Mendelssohn-Bar-

tholdy. In der zweiten Hälfte des Bandes werden dann vor allem politisch aktive und schriftstellerisch tätige Frauen wie Louise Otto, Johanna Kinkel, Kathinka Zitz-Halein und schließlich auch – als einzige Vertreterin der unteren Schichten – die als Dienstmädchen und Vertraute bei der Familie Marx und später bei Friedrich Engels beschäftigte Helena Demuth vorgestellt, so dass im Ganzen ein äußerst komplexes Bild weiblicher Handlungs- und Artikulationsmöglichkeiten in der Zeit des Vor- und Nachmärz entsteht.

Ungefähr die Hälfte der Beiträge ist heute weitgehend unbekanntes Frauen gewidmet, die andere Hälfte präsentiert dagegen neue Erkenntnisse über oder spezielle Fragestellungen in Bezug auf bekanntere weibliche Gestalten des 19. Jahrhunderts. In diesen Zusammenhang gehören die Aufsätze über Rahel Varnhagen von Enses Rezeption in Frankreich, über Charlotte Birch-Pfeiffer und die Amazonendramen der Zeit, über Charlotte Stieglitz als Kunstfigur und über Louise Dittmars Verhältnis zu Ludwig Feuerbach. Zugleich werden auch neue Quellenfunde vorgestellt; so liefert bspw. das unveröffentlichte Tagebuch der Friederike Robert, der Schwägerin Rahel Varnhagens, neue Einsichten über ihr Leben; Louise Ottos Briefe an die nicht lange erschienene Zeitschrift „Veilchen“ verdeutlichen ihr Verständnis eines politisch ambitionierten Schreibens.

Anhand der vielen Porträts zeigt sich, wie reich die 30er und 40er Jahre an künstlerischen Äußerungen von Frauen waren und wie entschlossen und mit welcher „Schreibewut“ diese teilnahmen am – in Freundeskreisen, Frauenvereinen oder Zeitschriften organisierten – gesellschaftlichen Leben, aber auch an der politischen Aufbruchstimmung. So demonstrieren die Beiträge einerseits, in welchem Maße Frauen im 19. Jahrhundert aktiv am literarischen Leben ihrer Zeit beteiligt waren, Zeitschriften begründeten oder als Mitherausgeberinnen von literarischen Zeitschriften wirkten. Dabei treten gerade in der Verbindung der einzelnen Beiträge die vielfältigen Bezüge zwischen Autorinnen und ihren Freundeskreisen vor Augen – so bspw. zwischen Amalia Schoppe, Rosa Maria Assing, Friederike Robert – und es wird deutlich, welch großes Gewicht diese Freundschaftszirkel hatten. Aber auch in anderer Hinsicht stellen sich immer wieder Zusammenhänge zwischen den einzelnen Porträtierten her, so durch die häufige Bezugnahme auf Heinrich Heine etwa, durch die vielfältigen Verbindungen zu Johannes Ronge, dem Begründer des Deutschkatholizismus, oder auch durch die große Bedeutung, die die Gründung des Schiller-Vereins in Dresden im Jahre 1842 für einige der Autorinnen besaß.



Zum andern verweisen fast alle Porträts darauf, in welchem starkem Maße „Ahnungen von einer Reform der Gesellschaft“<sup>1</sup>, wie Karl Gutzkow in einem Artikel über Rosa Maria Assing und ihren Mann schreibt, das geistige Leben dieser Zeit motivierten. Dies gilt natürlich in besonderem Maße für die im Umkreis oder direkt in der 48er Revolution tätigen Autorinnen, wie Johanna Kinkel, Kathinka Zitz-Halein oder Emma Emilie von Hallberg. Hierbei wird durch die Beiträge einmal wieder besonders anschaulich, welchen großen Verlust die gescheiterte Revolution darstellte und wie viel praktische Tatkraft und geistiges Potential nach der Aufbruchsstimmung und dem Enthusiasmus der Vormärz-Jahre dadurch verloren gingen, dass viele der hier vorgestellten Protagonistinnen nach 1848 entweder emigrierten oder aufgrund der Zensur und der Gefahren für ihr eigenes Leben aus der Öffentlichkeit verschwanden.

Da der Band vor allem die Perspektive der historischen Frauenforschung vertritt, enthält er folgerichtig nur vereinzelte intensivere Analysen literarischer Werke; dies sind bspw. die Beiträge über Marie Nordens Roman *Dresdens Maitage. Ein Zeitbild*, über Johanna Kinkels Roman *Hans Ibeles in London*, und über Caroline de la Motte Fouqués posthum veröffentlichte Schrift „Der Schreibtisch“. Insofern sind dieser so reichhaltigen Publikation nicht nur viele Leserinnen und Leser zu wünschen, es ist darüber hinaus vielmehr zu hoffen, dass die Beiträge zu weitergehender Auseinandersetzung mit der literarischen Produktion der zahlreichen hier vorgestellten Autorinnen anregen!<sup>2</sup>

Einen engeren Ausschnitt aus dem weiblichen literarischen Leben des frühen 19. Jahrhunderts präsentiert der Briefwechsel zwischen Therese Huber und Helmina von Chézy, der die insgesamt 33 erhaltenen Briefe beider Autorinnen versammelt, die im Deutschen Literaturarchiv Marbach und in der Biblioteka Jagiellonska in Krakau erhalten sind. Der überaus interessante Briefwechsel bietet eine Fülle von Einsichten in das Schreiben von Frauen dieser Zeit, in Legitimationsstrategien und das jeweilige Selbstverständnis sowie die Verbindungen und Zerwürfnisse zwi-

<sup>1</sup> S. 96 in dem besprochenen Band.

<sup>2</sup> Ein Fehler wurde der Rezensentin durch den Vergleich mit dem zweiten hier zu besprechenden Band deutlich: die von Fanny Tarnow und Helmina von Chézy herausgegebene Zeitschrift „Iduna“ erschien nicht sieben Jahre lang, sondern nur zwei, und meines Wissens war Amalia Schoppe keine der Herausgeberinnen, wie Lorely French in ihrem Aufsatz über Amalia Schoppe schreibt (S. 132).

schen einzelnen Schriftstellerinnen; die umfangreichen Erläuterungen sowie das Personen- und Werkregister verleihen dem Band den Charakter einer umfänglichen Einführung in einen zu Unrecht vernachlässigten Ausschnitt der deutschen literarischen Welt der 1820er Jahre.

Beide Autorinnen kannten sich über ihre Mitarbeit an Cottas „Morgenblatt für gebildete Stände“, und der überlieferte Teil des Briefwechsels beginnt mit Helmina von Chézys Anfrage, ob Therese Huber sich an ihrer neu gegründeten Zeitschrift „Iduna, Schriften deutscher Frauen, gewidmet den Frauen“ beteiligen möchte. Insofern bildet die Auseinandersetzung mit Fragen der Praxis und der Positionierung des eigenen Schreibens einen wesentlichen inhaltlichen Schwerpunkt dieser Briefe. Während Therese Huber zunächst mit folgender Charakterisierung Helmina von Chézys abwehrend reagierte: „sie weiß 100 mal mehr wie ich und ist Genialisch, ich weiß sehr wenig und bin sehr altväterisch“<sup>3</sup>, kommt es wegen geplanter Beiträge in den nächsten Jahren doch zu einer intensiven Korrespondenz, in der sowohl die jeweilige literarische Produktion, Klatsch und Tratsch der Literatenwelt (vor allem nach dem Zerwürfnis zwischen Helmina von Chézy und Fanny Tarnow), Informationen über die familiäre Situation, aber vor allem die Probleme der Vereinbarkeit von Schreiben und Frauenrolle thematisiert werden. Therese Huber wählt dabei den Weg einer scheinbaren Anpassung an vorgegebene Weiblichkeitskonventionen und verweist immer wieder auf ihre Identität als „Hausmutter“, wozu auch die Tatsache passt, dass sie lange Zeit anonym veröffentlicht. Helmina von Chézy, die einer jüngeren Generation angehört, lässt ihre Werke dagegen unter ihrem eigenen Namen drucken und artikuliert weitaus deutlicher ihre Ansprüche auf eine Rolle innerhalb der literarischen Welt. Dieser bewusst inszenierte Anspruch führte u.a. dazu, dass die Wahrnehmung ihrer Person durch die Öffentlichkeit zumindest als ambivalent bezeichnet werden kann, sie „gar keine persönliche Achtung auf sich“<sup>4</sup> zieht, wie Therese Huber in einem Brief an Karoline Pichler schreibt. Wie einerseits die ältere Autorin immer wieder versucht, der jüngeren Kollegin eine größere Anpassung an ihre Rolle als Frau nahe zu legen, um – im Schutz der Konvention – ungestörter schreiben zu können, so erscheint Helmina von Chézy andererseits zunehmend verunsichert und irritiert in ihrem selbstbewussten Auf-

<sup>3</sup> Das schreibt sie in einem Brief an Carl August Böttiger, den Jessica Kewitz in ihrer Einleitung zitiert. S. 10 in dem besprochenen Band.

<sup>4</sup> S. 18 in dem besprochenen Band.

treten. Insofern demonstrieren diese Briefe sehr deutlich die Zunahme an innerer Ambivalenz und äußeren Konflikten gleichermaßen, wie sie sich bei Autorinnen des 19. Jahrhunderts – aufgrund komplexer ursächlicher Zusammenhänge – synchron mit dem Anwachsen ihres Anspruchs auf öffentliche literarische Betätigung entwickelte.

Die Frage nach der eigenen und der fremden literarischen Qualität erscheint folgerichtig immer in der oder im Gegenzug zur Überblendung mit gesellschaftlichen Zuschreibungen und geschlechtsbedingten, teils abwertenden Selbsteinschätzungen der Autorinnen. Während also z.B. Therese Huber ihr Schreiben als „so kleine Kipelkapelkehrichen“<sup>5</sup> abwertet, konstatiert Helmina von Chézy: „Sie aber treffen mit einem Schlag den Nagel auf den Kopf, [...] wie Margarethe den Drachen, dies eine Wort, so ganz das Rechte, das einzige Große u Wahre, das Einzige, was darauf gehörte.“<sup>6</sup> Leserinnen und Lesern des vorliegenden Bandes sollte es nicht allzu schwer fallen, in solches Lob einzustimmen.

*Ulrike Stamm (Berlin)*

***Therese von Bacheracht: „Heute werde ich Absonderliches sehen“. Briefe aus Java 1850-1852.*** Hg. von Renate Sternagel. Königstein/Ts.: Ulrike Helmer Verlag, 2006, 323 Seiten.

Mit der Edition der Briefe des „indischen Lebens“ von Therese, geb. von Struve, verheiratete und geschiedene von Bacheracht, wiederverheiratete von Lützow, setzt sich die Herausgeberin eine doppelte Aufgabe: Sie folgt dem ausdrücklichen Wunsch der Briefschreiberin, das Manuskript der „Briefe aus Java“ aus dem Berliner Nachlass der Autorin – mehr als 150 Jahre nach seinem Abschluss – endlich der Öffentlichkeit zuzuführen. Gleichzeitig lässt sie eine erfolgreiche Schriftstellerin des 19. Jahrhunderts sich mit ihrem eindrucksvollsten Genre – dem der Reisebriefe – selbst unmittelbar an ihr Lesepublikum wenden und beweist damit, dass sie eben doch mehr ist als „Gutzkows Therese“ oder Fanny Lewalds Freundin, dass sie einen eigenen Namen im Kreis der Vormärzautoren verdient.

Entstanden sind die Briefe in einer Zeit privater Enttäuschungen (späte Schwangerschaft, Schulden und Untreue des Ehemanns, Einsamkeit),

---

<sup>5</sup> S. 58 ibd.

<sup>6</sup> S. 48 ibd.

die an keiner Stelle erwähnt werden. Schreiben und Reisen halfen hinweg über die Erkenntnis, dass die Reise ans andere Ende der Welt mit dem Jugendgeliebten nicht das erhoffte Glück gebracht hatte, wenngleich eine Erweiterung des Horizont. Therese von Bacheracht beschreibt als eine der wenigen Reisenden dieser Zeit das unbekannte Ostjava ohne zivilisatorischen Dünkel, sondern übt vielmehr Kritik am Kolonialismus der Holländer – „Wegelagerer“ – und ihrer drei militärischen Expeditionen nach Bali zwischen 1846 und 1849. War das Anlass für Heinrich von Lützwow, Kommandeur der dritten Militärabteilung der Kolonialarmee in Surabaya, nach dem Tod seiner Frau eine Publikation ihrer Briefe zu vereiteln? Schon möglich, wenn man Stellen wie diese liest: „Wäre es nicht besser, dass die Europäer, die hier leben, den Ton angeben, wirken und Rat erteilen, dahin arbeiteten, dass die Eingeborenen sich naturgemäß entwickeln, nicht aber, dass sie dieselben, die braun sind, gleichsam weiß machen wollen!“ (S. 52)

Fanny Lewalds Urteil über die Qualität der Reisebriefe – „das Beste, was Therese je geschrieben“ (S. 43) – kann man sich nur anschließen, sie sind in der Tat sehr präzise und anschaulich geschrieben. Offenen Auges erlebt Therese den Alltag in ihrer neuen Heimat, sie freut sich an der Exotik von Mensch und Natur, die eine ungeheure Harmonie ausstrahlen. Sie beschreibt bunte Markt- und Gesellschaftsszenen ebenso sowie den religiösen Kult, registriert aufmerksam die sozialen Mechanismen der Einwohner Javas – so vergleicht sie etwa die Stellung der chinesischen Händler mit denen der Juden in Deutschland – und sieht die rapide Vergänglichkeit weiblicher Schönheit im Kreislauf von früher Heirat und zahlreichen Geburten. Sehr schnell wird aus den Briefen deutlich, dass der Blick der Schreiberin geleitet ist von der Freude, ungeliebte Verhältnisse hinter sich gelassen zu haben. Das javanische Gebirge erscheint ihr als ein „Paradies“ (S. 64), in dem es exotisch duftet (nach Vanille, Zimt und Gewürznelken) und blüht (Orchideen und Lotusblüten). Indem Therese dieses irdische Paradies idealisiert, kritisiert sie die zivilisierten Verhältnisse des Landes, das sie gerade verlassen hat und in dem sie eine fehlgeschlagene Revolution erlebt hat: „[...] wie verdreht ist unsere Existenz! – Welch ein entartetes, übermütiges Geschlecht, welch eine Masse von Lügen und tyrannischer Gewohnheit bilden wir im Vergleich mit diesen Kindern der Natur“ (S. 60).

Das romantische Ideal der nicht entfremdeten Natur und Lebensweise, wie sie zuvor z.B. von Thereses Zeitgenossin George Sand in „Indiana“ (1832) als Mittel zur Beschreibung von Gesellschaftskritik dargestellt

wurde, bildet die Folie für Thereses Antikolonialismus, wie man ihn später, zu Beginn des 20. Jahrhunderts, von Karen Blixen in „*Jenseits von Afrika*“ oder zu Beginn des 21. Jahrhunderts romanhaft von Daniel Mason im „*Klavierspieler ihrer Majestät*“ (2002) kennen lernen wird, wo jeweils der englische Kolonialismus kritisiert wird. Sehr schnell hat Therese die Spielregeln des holländischen Kolonialismus durchschaut: Der Gouverneur befindet sich in einer immerwährenden Zwangslage: „Der Gouverneur steht ewig zwischen der Alternative, Hollands Einkommen durch hier vorzunehmende Verbesserungen zu schmälern oder den ostindischen Besitzungen nicht gerecht zu werden.“ (S. 57) Es zählt eben nur, was eine Kolonie an Gewinn erwirtschaftet. Den dort lebenden Menschen werden die Gewohnheiten der Kolonialherren aufgezwungen, als Schaltstellen zwischen Kolonialregierung und Bevölkerung werden Regenten eingesetzt, die zwar auch die nationale Lebensart bewahren, aber vor allem „ein sicheres Mittel, Ruhe zu haben“ (S. 67). Die Kolonialherren lassen sich wie absolute Herrscher Paläste errichten – so erinnert der Palast „Buitenzorg“ sicher nicht nur im Namen (ndl. = ohne Sorge) an das preußische Vorbild „Sanssouci“.

Es gibt nur ein positives Beispiel für einen Kolonialbeamten, der auch einen „eisernen Willen zu verbessern und zu helfen“ (S. 55) hat, und das ist Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar, Kommandierender General der indischen Armee; ein Mitglied seiner Familie hat Therese in Deutschland bereits kennengelernt: Großherzog Carl-Alexander von Sachsen-Weimar, für die Schreiberin der Briefe und ihre Freundin Fanny Lewald, die eine lebenslange Freundschaft zu dem Regenten aufrechterhält, der Inbegriff des guten Fürsten.

Doch nicht alles, was die holländische Kolonialmacht, die mit England rivalisiert, unternimmt, ist nach Ansicht der Reisenden schlecht: Gelobt wird die Änderung des Anbausystems, das das Land ertragreicher macht, ebenso wie die Verbesserung der Infrastruktur. Therese zeigt Verständnis für die Lage der Kolonialbeamten, die in mancherlei Hinsicht beschwerlich ist – man denke an Hitze, Luftfeuchtigkeit, Moskitos, unbequeme Haushaltsführung, Einsamkeit und Monotonie.

Therese bereist die Inseln per Wagen, Pferd, Tragsessel und zu Fuß, sie unternimmt Gebirgsexpeditionen, besucht Zuckerfabriken und Pflanzungen, Stierwettrennen, Tigergefechte und Opiumhäuser, nimmt an Beerdigungen, Jagden, Kaffeeernten und Festlichkeiten zur Feier des chinesischen Neujahresfestes teil, berichtet von Choleraepidemien und Unruhen auf Sumatra.

Reiseberichte von Paris und Rom gibt es hinreichend aus dieser Zeit, ebenso aus Italien und Griechenland; selbst bis in den Orient sind schreibende und reisende Frauen wie Ida Hahn-Hahn vorgedrungen, doch Thereses Briefe aus Java sind Berichte aus einer völlig fremden Welt, einer terra incognita. Fachkundig ediert und kommentiert sind sie ein reines Lesevergnügen. Schön, dass sie endlich den Weg aus den Bibliotheksmagazinen an die Öffentlichkeit gefunden haben.

*Gabriele Schneider (Mettmann)*

**Martin Friedrich: Kirche im gesellschaftlichen Umbruch. Das 19. Jahrhundert.** Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2006, 293 Seiten (= Zugänge zur Kirchengeschichte. Herausgegeben von Horst F. Rupp, Bd. 8).

Jede Diskussion um Schwund, Überleben oder Renaissance von Religion bzw. Religionen bedarf der Untersuchung der jeweiligen institutionellen *hardware*, bedarf einer Institutionenanalyse. Einerseits sind diese institutionellen Trägerelemente die Basis dessen, was sich als religiöse Praxis oder Bekenntnis manifestiert; andererseits führen Wandlungen im Feld religiöser Praktiken und Bekenntnisse zu Veränderungen der institutionellen Voraussetzungen. Sie transformieren Religion und können religiös transformiert werden. In beiden Fällen sind Institutionen die still wirkenden Maulwürfe unterhalb einer geschäftigen Oberfläche. Sie determinieren nachhaltig das religiöse Geschehen, können religiöse Transformation lenken und kanalisieren, können es be- oder entschleunigen. Insofern ist Religionsanalyse unbedingt immer auch Institutionenanalyse, und daß eine solche Analyse sich nicht in Ämter- oder Strukturpositivismus erschöpfen muß, belegt diese Studie auf anschauliche Weise.

Das Thema ist klar: Kirche meint *christliche* Kirche(n), und den generalisierenden Anspruch des Titels möchte die Überblicksstudie einlösen, indem sie nicht lediglich die Geschichte der Kirchen in Deutschland, sondern in *Europa* behandelt (diese Internationalisierung ist gegenüber vergleichbaren älteren Studien von Nowak und Besier als einer der Zugewinne anzusehen). Eine solche Überblicksdarstellung macht es sinnvoll, einen inhaltlichen Kern zu behandeln (in diesem Fall Deutschland), und, daran anschließend, auch andere Regionen miteinzubeziehen. So liegt eine klug angelegte Untersuchung vor, die ausgehend von den Entwicklungen in den deutschen Staaten komparatistisch auf andere europäische Gebiete ausgreift (wobei orthodoxe Kirchen des Südens und

Ostens gewollt unberücksichtigt bleiben). Der zeitliche Rahmen ist das „lange 19. Jahrhundert“, also die Periode mit den Eckdaten 1789 und 1914/18, und für diesen Zeitraum und die genannten europäischen Regionen gilt das, was der Autor im Anschluß an seine bisherigen kirchengeschichtlichen Arbeiten pointiert als „Kirchwerdung“ bezeichnet (S. 12).

*Kirchwerdung* – im 19. Jahrhundert?! Müßte es nicht Entkirchlichung heißen? Der Topos könnte noch immer provozieren. Noch immer werden bestimmte religionsgeschichtliche Debatten von der Mythe einer Säkularisierung bzw. Säkularisation getragen, einem gefälligen Theorem, das mehr Schlagwortcharakter als historische Schärfe und analytische Stringenz besitzt. Und wenn man sich auf einen semantischen Kern einigen könnte, der etwa den *Einflußschwund* von christlichen Praktiken, Glaubensinhalten und Institutionen beinhaltet, stünde genau diese Diagnose eines vermeintlichen Einflußschwunds im 19. Jahrhundert zur Disposition. Unter anderem haben neuere Arbeiten von Olaf Blaschke und anderen zu einem sog. „Zweiten konfessionellen Zeitalter“, als welches das 19. Jahrhundert anzusehen sei, den Blick für die Persistenz und für die Renaissance des Christentums (als kultische Praxis, Glaubensinhalt und Institution) geschärft. Martin Friedrich, der zu dieser relativ weitgehenden These eines zweiten konfessionellen Zeitalters vor einigen Jahren unaufgeregt auf Distanz ging, sieht aber gleichfalls bestimmte Erneuerungstendenzen: eben „Kirchwerdung“. Aus den Wirren der massiven napoleonischen Demütigung und Erdrosselung der katholischen Kirche entstand im Lauf des 19. Jahrhunderts eine mächtige politisch-religiöse Institution; die protestantischen Kirchen, ungleich stärker in selbstgewollter politisch-staatlicher Umarmung befindlich, nahmen gleichfalls den Weg in die relative Autonomie und standen am Ende dieses Wegs ebenfalls als relativ selbständige (und von staatlicher Fürsorge wie Bevormundung relativ unabhängige) Institution da. Gerade die *Trennung* von Staat und Kirche, von welcher Seite des einstigen Symbioseverhältnisses sie auch immer ausging, führte zur Kirchwerdung. Kirchen wurden paradoxerweise erst dann Kirchen, als sie sich gezielt gegen staatlich-politische Institutionen emanzipierten bzw. von diesen verstoßen wurden. Erst mit relativ deutlicher Abspaltung von ihrem Zwilling Staat wurden sie wirkliche Kirchen, und, um ein Diktum von Marx zu extrapolieren: *doppelt freie* Kirchen, frei von Bevormundung, aber auch frei von regelnder Zuwendung und schützender Obhut. Daß sich für die kirchlichen Institutionen und ihre Träger dadurch Gewinne und Verluste auf verschiedene Weise und auf verschiedenen Ebenen ergaben, liegt auf

der Hand; daß Kirchengeschichte im 19. Jahrhundert keinesfalls als Schwundgeschichte per se anzusehen ist, ebenfalls.

Wie kann man – noch dazu auf knappem Raum und mit komparatistischen Ausgriffen – Kirchengeschichte schreiben? Beschreibt man statistisch Veränderungen, etwa die Zahl von Angestellten oder Größe des Grundbesitzes? Läßt man Synoden und Konzile mit ihren Ergebnissen Revue passieren? Schreibt man eine Rechtsgeschichte, d.h. des innerkirchlichen Rechts bzw. des staatlichen Kirchenrechts? Oder begibt man sich auf das religionssoziologisch nach wie vor vage und methodisch umstrittene Gebiet der gesellschaftlichen Einflußerfassung? Der Autor schreibt, ausgehend von einem „weichen“ Institutionsbegriff – „Kirche (nicht identifiziert mit einer Institution, aber doch auch nicht von den Institutionen zu lösen)“ (S. 9f.) – eine dreifache Geschichte, eine dreifach aufeinanderfolgende Geschichte: eine *politische* Geschichte, eine *Kulturgeschichte*, eine *Sozialgeschichte*. Dieses methodisch-theoretisch charmante Herangehen kann in ein nachvollziehbares Nacheinander bringen, was von der Sache her ein Zugleich und Nebeneinander wäre, und es kann Komplexität in Unterkomplexe auflösen, ohne jemals unterkomplex vorzugehen.

„Politische Geschichte“ ist die der Verflechtung von Kirchen und Staat unter wechselndem Druck – napoleonische Eroberungen, Befreiungskriege, Unionsbestrebungen in vielen europäischen Staaten, Restauration, französischer Liberalerkatholizismus, Kölner Wirren, bayrischer Kniebeugestreit, altlutheranischer Widerstand gegen Unionspläne, anti- bzw. innerkirchliche Reformbewegungen (wie protestantische Lichtfreunde oder Deutschkatholiken im Vormärz), verfassungsmäßige Rechte für Gläubige und Toleranzgebote in den Verfassungen im Zug von 1848, Freikirchen; schließlich das Ereignis, das als äußeres Symbol für Kirchwerdung im 19. Jahrhundert angesehen werden kann: der sog. „Kulturkampf“ in vielen europäischen Staaten in den sechziger und siebziger Jahren.

„Kulturgeschichte“, also ein zweiter chronologischer Durchgang durch das Jahrhundert, ist, wie der Autor einräumt (S. 11), ein schwieriges Unterfangen. Hier sind, und das ist die Crux des heuristisch dennoch sinnvollen Konstrukts „Kultur“, eingrenzende Schnitte am schwersten vorzunehmen. Kulturgeschichte in dieser Monographie konzentriert sich vor allem auf das, was als Glaubensgeschichte oder als kollektiver Mentalhaushalt bezeichnet werden kann. Hier geht es um religiöse Transformationswellen mit Blick auf Rezipienten, die gleichwohl Produzenten religiöser Dynamik sind. Ergebnis sind romantische Gefühlsreligionen, pietistische Er-



weckungsbewegungen, Rekonfessionalisierungstendenzen und Wallfahrtsbewegungen ca. seit der Jahrhundertmitte (parallel zu Frühformen des Freidenkertums), schließlich bürgerlicher Kulturprotestantismus.

„Sozialgeschichte“ der Kirche, der letzte Teil des Buchs, widmet sich der Stellung der Kirche in und zu den gravierenden sozialen Veränderungen, die das 19. Jahrhundert auszeichnen. Die weitgehend agrarischen Gesellschaften wandeln sich in städtische mit großen Metropolen, neuen Klassenverhältnissen, neuen Milieus, neuen Organisations- und Kommunikationsstrukturen. Diese neuen Herausforderungen führen u.a. zu Diakonie, innerer Mission und Wohlfahrtspflege beider christlicher Großkirchen, münden auch in koloniales Engagement. Nicht zuletzt entstehen christliche Gewerkschaften und christliche Arbeiterparteien. Kirchen machen sich zum Krisenhelfer und erlangen neue Kompetenzen. Sie geraten aber auch in die Lage, nicht immer eigenauthentisch zu handeln, sondern Felder zu besetzen, die ihrer Kompetenz nicht eigens entspringen bzw. entgegenkommen. Der Ausgang dieser Entwicklung ist insgesamt offen. Zumindest, so der Autor, haben sich die Kirchen Ende des Jahrhunderts soweit gefestigt, daß sie, strukturell gesehen, den Totalitarismen des 20. Jahrhunderts auf relativ eigenständige Weise begegnen konnten.

Fazit: eine informative Studie, die ihre Hauptthese von einer „Kirchwerdung“ überzeugend belegt, die darüber hinaus knapp und gebündelt Sachinformationen auch für „Einsteiger“ gibt und durch Sach- und Namensregister sowie einen thematischen Literaturanhang einen solchen „Einstieg“ erleichtert. Fehlende Details – wie etwa das nicht unwichtige konkurrierende europäisch-kirchliche Engagement in Jerusalem/Palästina seit 1840 unter präimperialen Vorzeichen – scheinen der Umfangsbeschränkung geschuldet. Aber ohnehin ermuntert diese sehr lesenswerte und empfehlenswerte Arbeit dazu, sich in weitere Themen aus dem Umkreis „Kirchengeschichte“ einzuarbeiten.

*Olaf Briese (Berlin)*

**Ansgar Reiß: *Radikalismus und Exil. Gustav Struve und die Demokratie in Deutschland und Amerika.*** (*Transatlantische Historische Studien, Bd. 15.*) Stuttgart: Franz Steiner 2004.

Mit seiner intellektuellen und politischen Biographie Gustav Struves (1805-1870) will Reiß einen Beitrag zum kulturhistorischen Vergleich

Deutschlands bzw. Europas und der USA im 19. Jahrhundert leisten. Struve entwickelt im vormärzlichen Baden als radikaler Demokrat seine politischen Vorstellungen oft unter Bezug auf die als Ideal gesehene amerikanische Republik. Nach dem Scheitern der Revolution von 1848/ 49 ist Struve schließlich als Exilant in New York mit der politischen Kultur der Vereinigten Staaten konfrontiert, die sich von europäischen Konzepten und Handlungsmustern deutlich unterscheidet. Diese Konfrontation will Reiß untersuchen, um in der Analyse der politischen Praxis Struves die kulturellen Welten zu fassen, in denen Struve agiert.

Reiß konzentriert sich auf den Zeitraum des öffentlichen Wirkens Struves, die 1845 in Mannheim beginnt und mit seiner Rückkehr aus den USA 1863 endet. Er charakterisiert Struve als selbstgerechte, von ihrem Denken und Handeln zutiefst überzeugte Person, die in ihrem Hang zur Polemik als querulatorisch gekennzeichnet werden kann.

Struves vormärzliches politisches Denken ist geprägt vom Idealbild direkter Demokratie, das er in den USA verwirklicht sieht, vom Glauben an die umfassende Beeinflussbarkeit aller gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Bereiche durch die Staatsordnung und vom Vertrauen in die tätige Anteilnahme des „Volkes“ an der Veränderung und Gestaltung des Staates. Das öffentliche Auftreten Struves richtet sich gegen von der Obrigkeit gebrochenes oder verweigertes Recht. Die Kritik am bestehenden Staat tritt dabei nach vorn, die angestrebten Zustände bleiben unscharf. Insbesondere sein hartnäckiger Kampf mit der Zensur macht Struve zur historischen Figur.

Für die Revolutionszeit 1848/49 schildert Reiß die wenig erfolgreiche Tätigkeit und Programmatik Struves, die sich oft in radikaler Agitation und Rhetorik erschöpft und auf Fehleinschätzungen z.B. der Volksstimmung beruht. Die bis Anfang 1851 dauernde Emigrationszeit in England ist geprägt von Hoffnungen auf neue politische Bewegungen in Deutschland und Europa, aber auch von der politischen Fraktionierung der Emigration. Struve setzt in der nachrevolutionären Zeit vermehrt auf die materiellen Nöte der unteren Schichten als Agens der Revolution, die die Republik und ihr neues Recht bringen und die Fürsten und Feinde der Republik enteignen soll, er bleibt aber dem Ideal einer bürgerlich-mittelständischen Gesellschaft verhaftet.

Vom gesellschaftlichen Leben in den USA ist Struve enttäuscht, er vermisst dort das in Europa verbreitete vielfältige, auch von politischen Bestrebungen geprägte gesellschaftliche Leben. In der Neuen Welt sieht

er dagegen den Kontakt zwischen Menschen auf die geschäftliche und die religiöse Sphäre beschränkt, und viele Amerikaner haben in den Augen Struves die wahre, an die Bezwingung niederer Leidenschaften gebundene Freiheit noch nicht errungen. Die publizistische Tätigkeit Gustav Struves in seinem wöchentlich in New York erscheinenden „Deutschen Zuschauer“ in den USA entwickelt sich nach der Analyse Reiß' immer mehr zur Bildungsarbeit für eine wahrhaft freie Gesellschaft in seinem Sinne, die zugleich die republikanische Umgestaltung Europas befördern helfen soll. Amalie Struve wirbt in gleicher Absicht journalistisch für die Frauenemanzipation und für die Bildung von Frauenvereinen. Beide arbeiten ab 1852 vorrangig an der Herausgabe von Struves umfangreicher „Weltgeschichte“, die kontinuierlich in einzelnen Heften erscheint und im Abonnement vertrieben wird. Diese Arbeit sieht Reiß als Rückzug aus dem politischen Tagesgeschäft.

Auch wenn Struve gelegentlich weiterhin agitierend und organisierend in aktuelles Geschehen einzugreifen versucht, kommt er doch in den USA und ihren gesellschaftlichen Strukturen mental nicht wirklich an, sein Blick bleibt nach Europa gerichtet. Die Ressentiments der Nativisten in den USA gegenüber Einwanderern verstärkten Struves Bemühungen, die Deutschen dort zu einer eigenen, für die soziale Republik eintretenden „Partei der Freiheit“ zu verbinden, sie überlagern immer wieder auch die Sklavenfrage. Der Amerikanische Bürgerkrieg ließ den 55jährigen Struve freiwillig in ein aus Deutschen gebildetes Unions-Regiment eintreten, doch veranlasste ihn ein Konglomerat verschiedener Querelen zum Abschied von der Armee.

Reiß bilanziert, dass Struve für sein Programm einer mittelständischen, sittlich-disziplinierten Republik auch in den USA noch das vormärzliche Konzept des Appellierens an eine als Gemeinschaft imaginierte Öffentlichkeit praktizierte. Konnte er sich in Baden während des Vormärz und der ersten Revolutionsphase von 1848/49 in bestimmten Situationen als einig mit dem „Volk“ fühlen, so fand er schließlich in den USA immer weniger Zugang zu einem relevanten Publikum. Struve agierte weitgehend in einer von ihm konstruierten Welt, die Interpretation des Geschehens beruhte oft nicht auf sorgfältigen Analysen, sondern das Geschehen wurde zur Bestätigung vorgegebener Auffassungen verwendet. Die Bedeutung Struves als Praktiker und Theoretiker bzw. Historiker veranschlagt Reiß als gering. Die gewählte Form einer politisch-intellektuellen Biographie Struves aber biete einen „Spiegel seiner Zeit“ (S. 448).

Nicht nur die zahlreichen Schriften Struves wertet Reiß intensiv aus, er sucht auch die zugrunde liegenden geistigen Quellen und Vorlagen aufzufinden und auszubreiten. Es entsteht so ein differenziertes Bild Struves, wobei das Buch durch seine Verzeichnisse und Register vielfache Zugriffs- und Nutzungsmöglichkeiten eröffnet. Allerdings sind in den zahlreichen Anmerkungen neben Quellenverweisen oft noch inhaltliche Aussagen und bedeutsame Zitate versteckt, so dass der Autor das Dilemma, aus der Unzahl der Aspekte und Bezüge Relevantes auszuwählen und weniger Relevantes beiseite zu lassen, in nicht unerheblichem Maße auf die Leserschaft verlagert hat. Dabei überzeugen nicht alle Fußnoten. So wird zum Londoner Streit zwischen Karl Heinzen und Struve auf kaum aussagekräftige MEGA-Quellen verwiesen (S. 214, Anm. 24). Viel ergiebiger ist Heinzens polemische Darstellung in seinem Buch „Erlebtes“ (2. Teil, Boston 1874, S. 378ff.), das trotz der vielfachen Verbindungen zwischen Struve und Heinzen im Quellenverzeichnis fehlt. Es geht bei diesen beiden Revolutionsmännern immer wieder um die Rechtfertigung blutiger Gewalt. Dieser gerade für Struve als Praktiker der Revolution und des Kampfes nicht unwesentliche Aspekt bleibt unerörtert, er klingt bei Reiß immerhin in einer mehrgliedrigen Anmerkung an, wonach Europa laut Struve nur „über Leichenhügel“ zur Freiheit gelangen könne (S. 189, Anm. 14).

Eine derart eigenwillige, verkopfte und selbstgerechte Person wie Gustav Struve, die so sehr für sich alleine steht und die ihre Bedeutung vor allem der zähen, unermüdlichen Aktivität für eine bürgerliche Republik verdankt, kann ihre Zeit zwangsläufig nur vermittelt spiegeln. Diese Biographie kennzeichnet breit die geistigen, politisch-gesellschaftlichen, personellen und wirtschaftlichen Rahmenbedingungen, in denen Struve agiert. Sie setzt deutliche thematische Schwerpunkte und bietet fundierte Interpretationen an.

*Wilfried Santer (Essen)*



### III. Mitteilungen



Personalia

### **Verstorben**

Prof. Dr. Helmut Brandt (Jena)

Prof. Dr. Ernst Keller (Greven)

### **Ausgeschiedene Mitglieder**

Ulrich Walter (Waiblingen)

Dr. Werner Weiland (Marburg)

Dr. Jan-Christoph Hauschild (Düsseldorf)

### **Neue Mitglieder** (seit 1.4.2006)

Institut für Germanistik der Uni Bonn

Dr. Ulrike Stamm (Berlin)

Gerda Stockbrügger (Gießen)

Jenny Warnecke (Freiburg)



**Die ordentliche Mitgliederversammlung wählte am 13. Januar 2007  
in Bielefeld in Vorstand und Wissenschaftlichen Beirat:**

## Vorstand

Dr. Michael Vogt, Am Großen Holz 22, 32107 Bad Salzufen

1. Vorsitzender

Dr. Fritz Wahrenburg, Gartenstadt 4, 33104 Paderborn

2. Vorsitzender

Dr. Detlev Kopp, Melanchthonstr. 57, 33615 Bielefeld

Geschäftsführer

Dr. Renate Werner, Ferdinandstr. 10, 48147 Münster

Schriftführerin

Dr. Bernd Füllner, Urdenbacher Dorfstr. 30, 40593 Düsseldorf

Schatzmeister

## Wissenschaftlicher Beirat

PD Dr. Olaf Briese (Berlin)

Erika Brokmann (Detmold)

Birgit Bublies-Godau (Dortmund/Bochum)

Dr. Claude Conter (München)

Prof. Dr. Norbert Otto Eke (Paderborn)

Prof. Dr. Jürgen Fohrmann (Bonn)

Prof. Dr. Martin Friedrich (Wien)

Prof. Dr. Rainer Kolk (Bonn)

Dr. Hans-Martin Kruckis (Bielefeld)

Christian Liedtke (Düsseldorf)

Prof. Dr. Harro Müller (New York)

Dr. Maria Porrmann (Köln)

Prof. Dr. Rainer Rosenberg (Berlin)

Prof. Dr. Peter Stein (Lüneburg)

Prof. Dr. Florian Vaßen (Hannover)

## Rechnungsprüfer

Erika Brokmann (Detmold)

Dr. Hans-Martin Kruckis (Bielefeld)

## Tätigkeitsbericht 2005/06

(13. Januar 2007: Mitgliederversammlung)

Der vorliegende Bericht schließt an den des Jahres 2004 an, den ich am 11. Dezember 2004 im Heinrich-Heine-Institut, Düsseldorf, erstattet habe. Wie üblich wird Bilanz gezogen in bezug auf Tagungen, Veröffentlichungen und allgemeine Entwicklungstendenzen des Forums.

Die Beiträge zur Düsseldorfer Tagung *Von Sommerträumen und Wintermärchen. Versepen im Vormärz* liegen inzwischen sämtlich vor. In den seltensten Fällen erscheint ein Tagungsband direkt im Folgejahr, und vielfältige Ursachen können für Verzögerungen verantwortlich sein. Da der sorgfältigen Bearbeitung, darüber besteht wohl Konsens, dem Tempo einer Veröffentlichung allemal der Vorzug zu geben ist, fassen wir uns in Geduld – zumal das Thema gegenwärtig nicht gerade einer andrängenden Publikationsflut ausgesetzt ist. Gleichwohl konnten die Beiträge, die von Karin und Bernd Füllner herausgegeben werden, in ihrer Gesamtheit plausibel machen, weshalb gerade diese traditionelle literarische Form um 1830 eine späte Konjunktur hatte und dazu angetan war, aktuelle politische Ideen durchsetzen zu helfen.

Das Schwerpunktthema des Jahrbuchs 2005, *Europäische Karikaturen im Vor- und Nachmärz*, herausgegeben von Hubertus Fischer und Florian Vaßen, hat sich als so ergiebig erwiesen, daß es sich anbietet, über einen Folgeband nachzudenken. Das aktuelle Jahrbuch, das nämlich für 2006, zum Thema *Jugend im Vormärz*, steht unmittelbar vor der Drucklegung und geht allen Mitgliedern in den nächsten Wochen zu.

In Zusammenarbeit mit der Detmolder Grabbe-Gesellschaft und in Verbindung mit dem Lippischen Landestheater wurde Interessierten am 29. April 2006 eine Kurztagung zum Thema „Grabbes komisches Werk“ angeboten. Anlaß war die Detmolder Inszenierung von *Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung*. Geboten wurden zwei Referate, nämlich von Dr. Klaus Ferentschik (Berlin) über „Pataphysik – die tiefere Bedeutung“ und von Prof. Dr. Rudolf Drux (Köln) zum Thema „Die Selbstreflexion des Theaters auf der Bühne. Spielarten der Ironie in Chr. D. Grabbes Komödie“.

Eine lebhaft Podiumsdiskussion, geführt zwischen den beiden Referenten sowie Marcus Everding, dem Detmolder Schauspielregisseur, Dr. Jörg W. Gronius (Hannover), dem Librettisten der Oper *Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung*, Dr. Maria Porrmann und Dr. Detlev Kopp

vom FVF sowie Dr. Peter Schütze, dem Präsidenten der Grabbe-Gesellschaft, wurde gefolgt von der Vorführung einer Aufzeichnung der ‚Welturaufführung‘ des Grabbeschen *Cid*, einer die ‚Pataphysik auf die Spitze treibenden ‚Großen Oper‘, eines vorweggenommenen Meisterwerks der *Oulipo* (ouvrages de la littérature potentielle), realisiert am 19. Juli 2002 in einem kleinen Ort nahe München. Die Einführung übernahm unser langjähriges Beiratsmitglied, Maria Porrmann aus Köln, die diese Aufführung *live* gesehen und im Jahrbuch 2002 darüber berichtet hat. Den Abschluß der Tagung bildete Peter Schützes Darbietung des Rattengift-Monologs aus *Scherz, Satire...* Leider gilt der Prophet bekanntermaßen im eigenen Lande nichts, und so blieben die wenigen versammelten Grabbe-Enthusiasten weitgehend unter sich – aber auch zu Grabbes Lebzeiten hatten die Detmolder ja schon ihre Schwierigkeiten im Umgang mit dieser eigenwilligen Persönlichkeit.

Ins späte Frühjahr fiel die Auslieferung der von Insidern langerwarteten *Georg-Weerth-Chronik*, einer detaillierten biographischen Rekonstruktion in der Art eines Kalenders, in dem alle bekannten und erschließbaren Lebensumstände Georg Weerths verzeichnet sind – nicht zuletzt angesichts dessen lebhafter Bewegung im geographischen Raum – eine höchst beeindruckende philologische Leistung des Autors dieser Chronik, Bernd Füllner. Als zuverlässiges Arbeitsmittel zur biographischen Situierung Weerthscher Werke und Briefe stellt dieser von der in Münster ansässigen ‚Literaturkommission für Westfalen‘ herausgegebene Band eine unschätzbare Hilfe dar.

Vom 16. bis zum 18. Juni 2006 wurde – wegen der Fußball-Weltmeisterschaft war der Termin etwas vorgezogen – der 150. Todestag Georg Weerths mit einem Kolloquium zum Thema *Georg Weerth und die Satire im Vormärz* begangen, ausgerichtet wiederum gemeinsam von der FVF und der Grabbe-Gesellschaft, finanziell unterstützt von der ALG Berlin; die Federführung lag beim FVF. Tagungsort war wieder einmal und in bewährter Gastfreundschaft – die Lippische Landesbibliothek in Detmold.

Insgesamt zwölf Vorträge wurden gehalten, die sich im Ablauf der Tagung thematisch immer mehr auf Weerth und einzelne seiner Texte, etwa das *Blumenfest der englischen Arbeiter* oder den *Schnapphahnski*, zubewegten.

Zu Beginn beleuchtete Norbert Eke Aspekte des Satirischen resp. Ironischen im Drama des Vormärz, gefolgt von Claude Conter, der die Personalsatire, insbesondere den Fürsten Lichnowski betreffend, auf literarische und juristische Implikationen hin untersuchte. Inge Rippmann

stellte in einer Miszelle Briefäußerungen u.a. des Fürsten von Pückler-Muskau, Heinrich Laubes und August Varnhagens über Lichnowski vor, die dazu beitrugen, dessen Bild auszudifferenzieren. Auch Olaf Brieses Beitrag bezog sich unter dem Titel „Der Ritter. Spuren eines literarischen Auslaufmodells“ auf Weerths Lichnowski-Satire, den *Schnappkabnski*. Anschließend erläuterte Inge Rippmann Ludwig Börnes Literaturfehde mit Willibald Alexis, mit dem er in seinem bissigen Text „Häringssalat“ abrechnete. Raphael Hörmann kontrastierte die bürgerliche Protestbewegung um 1848, die von den radikalen Kräften als ‚lumpige Farce‘ denunziert wurde, mit der proletarischen Bewegung, deren Exponenten u.a. Weerth, Marx und Büchner waren und die demgegenüber als ‚große Tragödie‘ eingestuft wurde. Fritz Wahrenburg stellte – wiederum vor dem Hintergrund des Weerthschen *Schnappkabnski* – den Satiriker und Zeichner Johann Hermann Detmold vor, der mit der Figur des Paulskirchen-Abgeordneten Piepmeyer umfassende Kritik an opportunistischen Einstellungen manch eines Parlamentariers übt. Bernd Füllner und François Melis wandten sich Weerths Tätigkeit als Redakteur der ‚Neuen Rheinischen Zeitung‘ zu. Füllners Referat beschäftigte sich mit der Rubrik ‚Blödsinn deutscher Zeitungen‘, in der, ähnlich wie heute im ‚Hohlspiegel‘, skurrile Zeitungsschnipsel der Lächerlichkeit preisgegeben werden. Melis richtet sein Interesse auf satirische Texte Weerths ‚über dem Strich‘; in der Regel handelt es sich dabei um die Verspottung konservativer Politiker und Juristen. Michael Perraudin las das ‚Blumenfest der englischen Arbeiter‘ als elegisches ‚Gegenprogramm‘ zur Weerthschen Satire. Florian Vaßen analysierte und kommentierte die *Humoristische[n] Skizzen aus dem deutschen Handelsleben* in bezug auf satirische und karikierende Elemente, und der Verfasser dieses Berichts erläuterte unter dem Titel ‚Biblische Keuschheit im satirischen Gegenlicht‘ das Gedicht ‚Herr Joseph und Frau Potiphar‘, wobei er motivgleiche Texte aus dem Barock und dem frühen zwanzigsten Jahrhundert einbezog.

Drei Ereignisse flankierten den wissenschaftlichen Dialog, nämlich zum einen die Ausstellung der Lippischen Landesbibliothek. „Hätt ich Siebenmeilenstiefel, da wüßte ich, was ich tätel!“. Ein Leben auf Reisen“. Die Stellvertretende Direktorin, Dr. Julia Freifrau Hiller von Gaertringen, führte die Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Tagung durch die Ausstellung, die sie konzipiert hatte. Auffälligstes Exponat war sicherlich der Königsgeier, den Werth in den 1850er Jahren seinem Bruder Carl für dessen Naturkundemuseum aus Südamerika geschickt hatte. Die virtuelle Fassung dieser Ausstellung ist bis auf weiteres unter

www.llb.detmold.de und dort wiederum unter dem Stichwort ‚Ausstellungen‘ abrufbar. Zweitens sang am ersten Abend der Tagung Karin Füllner, Düsseldorf, Weerth- und Heine-Vertonungen, am Klavier begleitet von Helmut Götzing. Den zweiten Abend bestritt (drittens) das Detmolder ‚Musikalisch-Literarische Quartett‘ im Zusammenspiel mit dem Rezitator Peter Schütze.

Die Referate der Tagung sollen nach Möglichkeit schon im Frühjahr 2007 in der Reihe der ‚Vormärz-Studien‘ des FVF als Band XIII erscheinen.

Dr. Michael Vogt  
1. Vorsitzender des FVF

## Begründung für den Antrag, Frau Erika Brokmann zum Ehrenmitglied zu ernennen

Frau Erika Brokmann ist Gründungsmitglied des FVF; sie war seither, d.h. seit dem 16. April 1994, mehr als 12 Jahre lang, die Geschäftsführerin unseres Forums. Die Erfahrungen und Kenntnisse eines langen Berufslebens in der öffentlichen Verwaltung stellte sie dem im Aufbau befindlichen Verein zur Verfügung, legte Akten an, deren System später an keiner Stelle korrigiert werden mußte, und führte auch über die laufenden Geschäftsausgaben, gleichermaßen die Budgets von Tagungen, genau Buch. Mustergültiger kann das Amt der Geschäftsführung nicht wahrgenommen werden.

Dabei war ihr damals, 1994, wie sich denken läßt, die ehrenamtliche Arbeit in einer literarischen Gesellschaft längst nichts Neues. 1982, also zwölf Jahre zuvor, war sie Geschäftsführerin der in Detmold ansässigen Grabbe-Gesellschaft geworden. Auf Frau Brokmann kam damals ein Aktenberg zu, der jeder Beschreibung spottete, ein Durcheinander von einzelnen Blättern, das sie mühsam, aber mit der ihr eigenen Konsequenz, sortierte. Als Frau Brokmann 1994 ihre Akten übergab, waren sie, versteht sich, in einem exzellenten Zustand.

1986, in Grabbes 150. Todesjahr, war unter nicht ganz einfachen Umständen eine Veranstaltungsfolge zu organisieren. Die Grabbe-Tage waren ein voller Erfolg, und im weiteren Verlauf gab es im Vorstand – Detlev Kopp war inzwischen vom Beiratsmitglied zum Schriftführer aufgerückt und gab dem Grabbe-Jahrbuch neue Impulse, ich selbst war Stellvertretender Präsident – ein gedeihliches Arbeiten. Wir planten und organisierten (nach dem ersten von 1986) ein zweites Grabbe-Symposium sowie eine erste westdeutsche Weerth-Tagung.

Der Zeitraum, den ich würdigen möchte, bezieht sich deshalb nicht nur auf Frau Brokmanns Verdienste zu Zeiten des FVF, sondern auch darüber hinaus auf eine Zusammenarbeit zwischen uns dreien, die über mehr als zwei Jahrzehnte andauerte und in deren Verlauf es gelegentlich auch galt, gemeinsam Konflikte zu bestehen.

Zu Zeiten des Forums verlief die Zusammenarbeit in der Weise, daß Frau Brokmann per Bahn angereist kam – auf eigene Kosten! – das Taxi zum Detmolder Bahnhof, das in der letzten Zeit nötig wurde, zahlte sie ebenfalls aus eigener Tasche – und in entspannter Atmosphäre entfaltete sich ein gemeinsamer Arbeitstag, der immer auch seine unterhaltsamen

Momente enthielt – nicht zuletzt geschuldet der Tatsache, daß Erika Brokmann ihre ganz strikten, verlässlichen und berechenbaren Sympathien und Antipathien entfaltet. Daß wir in unseren politischen Ansichten selten konform gingen, tat dem Einvernehmen keinerlei Abbruch, und es war keinen Augenblick langweilig zwischen uns. In anderen als parteipolitischen Fragen vertritt Erika Brokmann bemerkenswert fortschrittliche Ansichten.

Zugleich trat sie stets hinter ihrer Arbeit zurück – diese stand für sie im Mittelpunkt, nicht ihre Person. In der Befürchtung, ‚den Absprung‘ zu verpassen, war es seit Jahren ihr Wunsch, aus dem Vorstand auszuscheiden – ebenso lange ist es uns erfreulicherweise gelungen, sie jeweils doch zum Weitermachen zu bewegen. Nun ist doch der Zeitpunkt gekommen, an dem wir uns daran werden gewöhnen müssen, ohne die Geschäftsführerin Erika Brokmann auszukommen. Noch ist dies schwer vorstellbar.

Frau Brokmann ist uns, Detlev Kopp und mir, im Lauf der vielen Jahre eine liebe, unverzichtbare Freundin geworden, und nicht selten mischte sich, der Lebhaftigkeit geschuldet, ein sogenanntes ‚Kleines Du‘ in unsere Gespräche. In diesem Gemisch aus Vertrautheit und Respekt sei auch mein letzter Satz dieser kleinen Rede gehalten: Dich, liebe Frau Brokmann, werden wir in Vorstand und Beirat des Forums, werden vor allem Detlev Kopp und ich – sehr vermissen. Wir freuen uns auf die Ratschläge des Beiratsmitglieds Erika Brokmann, werden sie befolgen und hoffen in unserem eigenen Interesse, daß ihre Ehrenmitgliedschaft noch eine lange Zukunft hat.

*Michael Vogt*

## Tagungsankündigung / Aufruf zur Mitarbeit

Übersetzen im Vormärz.

Erkundungen eines untergangenen Kontinents

Do. 8. - Fr. 9. November 2007, Heinrich-Heine-Universität

Das Heinrich-Heine-Institut Düsseldorf (Prof. Kortländer) und die Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, Lehrstuhl Romanistik III (Prof. Siepe) führen gemeinsam eine Tagung durch zum „Übersetzen im Vormärz“. Übersetzungen aus dem Französischen und Englischen spielten vor allem in der 1. Hälfte des 19. Jh. nicht nur auf dem Buchmarkt eine außerordentlich große Rolle. Auch für die literarische Geschmacksbildung in Deutschland war die übersetzte Roman- und Theaterliteratur von enormer Bedeutung. Die historischen Forschungen zu diesem Komplex sind demgegenüber bislang eher bescheiden. Die Tagung will hier Anstöße geben. Gesprochen werden soll über alle Teile des am Übersetzen beteiligten Systems: von den Verlagshäusern über die Übersetzer und ihren sozio-kulturellen Kontext bis zu den Texten und ihren Eigenheiten. Ein Schwerpunkt der Tagung wird auf dem Übersetzen aus dem Französischen liegen; Themen zu anderen Sprachen sind aber auch willkommen. Die Beiträge werden als Jahrbuch des Forum Vormärz Forschung für das Jahr 2007 in Druck gehen.

Vorschläge mit einem kurzen Exposé bitte an:

Prof. Dr. Bernd Kortländer

e-mail: [bernd.kortlaender@stadt.duesseldorf.de](mailto:bernd.kortlaender@stadt.duesseldorf.de)

oder

Prof. Dr. Hans T. Siepe

e-mail: [siepe@phil-fak.uni-duesseldorf.de](mailto:siepe@phil-fak.uni-duesseldorf.de)